

Eugen Rosenstock

Die

Hochzeit des Kriegs
und der Revolution

Im Patmos-Berlag Würzburg

1920

Alle Rechte sind vorbehalten und können nur mit Zustimmung
des Verlages erworben werden. Copyright by Palmos-Verlag,
Würzburg, 1920.

Druck der Verlagsdruckerei Würzburg, G. m. b. H., D'brastraße 5.

Inhalt.

	Seite
Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution	5
Die beiden Reiche der Kultur	8
Von der russischen Revolution bis zum deutschen Zusammenbruch	15
I. Goethe und Bismarck	17
II. Das Geschichtsbild der europäischen Parteien	31
III. Spruch und Rede	47
IV. Der beste Staat	55
V. Parlamentarismus und Sowjets	67
VI. Die finnische Königswahl und der Krieg	72
VII. Die Größe unseres Unglücks	78
Vom deutschen Zusammenbruch bis zum Frieden	83
I. Deutschlands Staatswesen und der Völkerbund	85
1. Universalreich und Staatsouveränität	87
2. Die deutsche Lösung	90
3. Die Umwandlung der Entente in einen Völkerbund	95
4. Deutschland und der Völkerbund	99
II. Die beiden letzten Führer: Rudolf Steiner und Johannes Müller	107
1. Die Flucht der Pygmäen	107
2. Wahrheit und Echtheit	110

	Seite
3. Die Geheimhaltung der Seele	113
4. Die Roheit gegen den Geist	117
III. Die Epochen des Kirchenrechts	123
1. Der Einschnitt des 11. Jahrhunderts	124
2. Kirchenstaat und Staatskirche	141
IV. Bolschewismus und Christentum	150
Die Entzauberung der Hyänen	157
V. Der Selbstmord Europas	160
VI. Die Krise der Universität	204
VII. Ehrlos — Heimatlos	216
1. Die geistige Volksordnung	217
2. Die Vernichtung der Ehre	222
3. Die Gewalt der Zeitrechnung	230
4. Der Heimfall der Heimat	235
Im Frieden	251
Arbeitsgemeinschaft	253
Die Tochter	270
Menschheit und Menschengeschlecht	289
Hinweise auf den Sprachgebrauch	304
Berichtigungen	306



Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution.

Als Krieg war, da schien es, als wolle er nie aufhören. Wir lebten in einem Zeitalter des Krieges. Der kurzatmige Krieger wurde darob zum Militaristen und Imperialisten. Aber zur Gestalt des Kriegers verklärte sich vor unsern Augen die reine Seele Hindenburgs; zum Krieger, der wortlos aber vor aller Welt offen, seine Taten kindlichen Herzens tut und — sein Schreiben an die Entente war kaum zum Beweise nötig — gewissenhaft verantwortet.

Darnach brach die Revolution hervor und wieder schien es, als umgebe uns ein Zeitalter der Revolution. Auch die Revolution schien nie aufzuhören. Der kurzatmige Revolutionär wurde darob zum Pazifisten und Bolschewisten. Aber zur Gestalt des Revolutionärs verklärte sich vor unsern Augen die reine Seele Gustav Landauers; zum Empörer, der tatenlos aber aller Welt offen seine Gedanken mit kindlicher Reinheit denkt und — sein vor seiner Erschießung veröffentlichtes Buch Rechenschaft zeigt es — gewissenhaft verantwortet.

Die unendliche Schlacht des Krieges tötete allen begreiflichen und berechtigten Sinn des Einzellebens; der unendliche Aufruhr der Revolution zerstörte alle sinnfälligen Rechte und Begriffe des allgemeinen Wesens.

Dennoch sind beide zu Ende. Die Welt verblieb nicht dem Taumel weder des Zwangs noch der Willkür. Nun wird noch lange geschossen und gestreift werden. Aber beides hat fortan keine Bedeutung mehr. Gewesen sind wir

zweimal im Unendlichen, fern jedem Ufer, auf dem Ozean der Völkerleidenschaften und auf dem Ozean der Leidenschaften unseres eigenen Wesens, dort im Geisterkampf, hier in der Empörung der Seelen. Das behält seine Bedeutung.

In den Bereichen des neuen Lebens muß diese zwiefache Grenzenlosigkeit uns gegenwärtig bleiben. Denn nur aus ihr können sinnvoll die Grenzen des neuen Erdreichs bestimmt werden. Die beiden Ursprünge des Kommenden liegen aber nicht gesondert nebeneinander. Denn mehr als wir während der Springsfluten uns, gepreßt in Uniform oder Parteidogma wie wir waren, selber eingestanden, verflochten sich Krieg und Revolution ineinander. Seit dem März 1917 lief die russische Revolution unterirdisch unter dem Kriegserlebnis in unseren Geistern einher. Noch hatte der Krieg die Oberhand; aber es gab schon damals in uns Revolutionierung; es gab und mußte geben seit 1917 eine Revolution der Geister nach der geistigen Erstarrung der ersten drei Kriegsjahre. Mit dem Zusammenbruch des 9. November wurde die Revolution sichtbar und scheinbar allmächtig. Aber außerdem obwohl die meisten das geflüstertlich vergaßen, blieben wir noch im Kriege. Die Fortdauer der Blockade, die Unterzeichnung des Friedens von Versailles und das Schicksal der Kriegsgefangenen sind die drei handgreiflichsten Wahrzeichen des unterhalb der erklärten Revolution fortglimmenden Krieges. Vielleicht war an dem sterbenden Kriege seit 1917 nur die geistige Wiedergeburt, die sogenannte innere Politik, lebendig; vielleicht ist aus dem Revolutionszeitalter nur der Friedensschluß, also die sogenannte äußere Politik, denkwürdig.

Das Gesetz des europäischen Geistes hat der Krieg besiegelt, das Leben der Seele wird zu unerhörter Freiheit durch die Revolution erweckt. Kein echter Soldat — außer Hindenburg — der seine Seele nicht auch mitverflochten

sieht in die Revolution; kein echter Revolutionär — außer
Dandauer — der nicht ein Atom Krieg in seiner Geistes-
substanz durchlebt hätte. Untrennbar und gleichzeitig haben
beide Ereignisse sich unseres Innen und Außen bemächtigt;
untrennbar müssen nun Geist und Seele für alle Zeiten
von ihnen geprägt bleiben. Zusammenglühen müssen die
Gestalten des Krieges und des Empörers in unseren ge-
läuterten Herzen. Denn ihrer Weider Zeitalter ist ver-
gangen. Deshalb kann der Frieden nur fruchtbar werden,
wenn er sich herschreibt von der Hochzeit des Krieges und
der Revolution.

Die beiden Reiche der Kultur.

(Frühjahr 1916.)

Wir begegnen in den letzten Jahren einem an vielen Orten von vielen Verfassern spontan geübten Sprachgebrauch. Sie sprechen nämlich bei der Erforschung geistiger Zustände von einem Haushalte, einem Budget des Geistes, von der Ökonomie eines gesunden Gemüths (Mach), von einer Hierarchie der Geisteskräfte. Sie bezeichnen deutlich damit, und zwar doppelt deutlich wegen der Selbstverständlichkeit dieser ihrer Redeweise, daß sie in dem Geist ein regelmäßig bestimmtes begrenztes Vermögen, in dem seine einzelnen Bestandteile nach einer richtigen Verteilung, einem gesunden Verhältnis oder sogar nach einem festen Gleichgewicht streben, ohne weiteres erblickten. Von einer solchen Ausdrucksweise ist schon bei Goethe entschiedene Anwendung zu finden. Sie hängt zusammen mit der Anschauung vom Geist überhaupt als einer besonderen in sich zusammenhängenden und sich im Lauf der Geschichte entwickelnden Kraft, ohne mit ihr zusammen zu fallen. Indessen ist der Zusammenhang zwischen einer ordnungsmäßigen Veranschlagung des geistigen Kapitals im Einzelnen einerseits und im Gang der Weltgeschichte andererseits unverkennbar. Gerade weil dieser Haushalt des Geistes gleichsam aus seiner pflichtmäßigen Aussteuer und Mitgift von Seiten des Gesamtgeistes hervorgeht, ist es berechtigt, hier z. B. auch Hegels Lehre vom objektiven Geist heranzuziehen.

Aber es wäre gefehlt, unsere Bilanzierungsversuche des geistigen Vermögens für nicht älter als anderthalb Jahrhunderte zu halten. Es scheint uns, als hätte die Lehre vom gesetzmäßigen Verhalten des Geistigen, von seiner unserem freien Willen entzogenen notwendigen Organisation unter anderem Namen sich seit fast neun Jahrhunderten Schritt für Schritt entwickelt, als sei sie das eigentliche Thema der Verbindung von Christentum und Volkstum im Abendlande. Während die Mode heute unterstützt durch die Tatsachen unserer Geschichte den Gang des Geistes von Plato bis zu Jesus oder Plotin und von Luther bis Nietzsche ins helle Licht eines jeden gebildeten Bewußtseins rückt, behaupten wir, daß die Zeiten von Elfhundert oder Tausend bis auf den heutigen Tag nur als ein einheitliches großes geistiges Unternehmen gewürdigt werden können, in dessen einheitlicher Leistung die Scholastik, Luthers Thesen, die Entdeckung Amerikas, die Ausbildung der Naturerkenntnis, die Revolution von 1789 alle nur Sterben sind. Der Geschichtsbetrachtung sowohl eines Mommsens wie eines Treitschke, welche die Zeiten von Christi Geburt bis zur Renaissance für abgelegen, fremdartig, mehr zufällig und anorganisch als für bleibend gesetzmäßig für unser eigenes heutiges Dasein hinstellen möchten, stellen wir den Satz entgegen: vom Jahre 1000 bis heute ist es ein großes Problem, das in Europa bearbeitet und man kann sagen zum guten Teil gelöst worden ist, und in dem alle Teilleistung der Jahrhunderte nur als Teile und Glieder der Gesamtleistung anzusehen sind: es geht um die sorgfältige Abgrenzung und innere Bestimmung der beiden Reiche, denen unser Wesen angehört.

Von diesen beiden Reichen ist in dieser Geschichtsepoche in immer neuen Wendungen die Rede. Aber so trivial und so häufig ihr Gebrauch im Streite der Parteien,

im Munde Berufener und Unberufener geworden ist, so wenig ist die Herrschaft dieses Zwillingsgestirns über das große Unternehmen, das wir europäische Kultur nennen, in unser Bewußtsein aufgenommen. Diese beiden Reiche sind im ersten Jahrtausend des Christentums sehr verschiedenartig ineinander verschlungen und verquickt gewesen, aber immer bestand da noch zwischen ihnen eine Vermischung und Verquickung, die während des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung ausgerodet, aufgehoben und überwunden werden mußte.

Wir können heute diese beiden Reiche am besten als das Reich des Geistes und als Reich der Seele einander gegenüberstellen.

Der Geist wird dabei, wie uns schon der Hinweis am Eingang gezeigt hat, vorausgesetzt und erfasst als eine gesetzmäßige Kraft, deren Erscheinung und Verbreitung wir durch eine große Reihe einzelner Betätigungsgebiete wissenschaftlich erforscht haben. Wir wissen von Notwendigkeiten der Sprache, von den Gesetzen des Schrifttums und der übrigen Künste eines Volks, von dem Zusammenhang der Rechtsfähe in jeder Gemeinschaft, von den Regeln unseres eigenen Verhaltens gegenüber den Reizen und Eindrücken aus dieser geistigen sowohl wie aus unserer sinnlichen Umwelt. Die Wissenschaft beschreibt all diese Erscheinungen so, daß für die geistige Welt eine ähnliche Gewißheit erreicht werden soll und auch erreicht wird wie für die Natur, für die Erscheinungen der Sinnenwelt. Man hat zwar behauptet, daß der Naturwissenschaft die Möglichkeit des Experiments zustähe und daß sie auf diese Weise einen Vorsprung in der Gewißheit vor der Wissenschaft vom Geistigen habe. Indessen verwandelt man hier einen umständlichen Umweg der Naturwissenschaft zu Unrecht in einen Vorzug. Das Experiment, das

sich an die fünf Sinne richtet, und dadurch eine wissenschaftliche Behauptung beweisen will, ahmt nur den Vorgang nach, mit dem wir geistige Gesetze oder Regeln oder Tatsachen oder Wirkungen uns einander beweisen. Wir appellieren da zwar nicht an die fünf Sinne, aber statt dessen an den Sinn überhaupt, den jeder gesunde Inhaber des Geistes ebenso in sich trägt wie der gesunde Körper die fünf Sinne. Genau so, wie das Experiment die Geheimnisse der Natur auflöst in Vorgänge, die wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können, genau so löst die Wissenschaft geistige Probleme in ein Alphabet von Vorgängen und Tatsachen auf, die der gesunde Menschenverstand ohne weiteres einsieht und begreift. Ist die Geisteswissenschaft bis zu diesen Selbstverständlichkeiten, die eben „selbstverständlich“ das heißt aus sich selbst verständlich sind, vorgedrungen, so hat ihre Lösung, ihre Erklärung „Sinn“. Wer diesen Sinn leugnet, ist genau so wenig zu überzeugen wie der Farbenblinde von der Zusammensetzung des Regenbogens oder der Frigide von den Reizen der Wollust. Das Alphabet des gesunden Menschenverstandes handhabt nun ein jeder, dem man eine geistige Beweiskette vorlegt, ohne besondere Aufforderung von selbst. Er fragt und stellt bei sich selbst fest ob die Erklärung für ihn Sinn habe. Er erprobt sie. Was alles Vorbedingung dieser inneren Bejahung ist, das bleibe hier bei Seite. Mit den äußeren Sinnen sind wir träger. Der Naturforscher muß uns erst sein Experiment nahe bringen, er muß uns viel öfter die Probe mühsam aufbauen, die den Schlußstein des Beweises bildet. So ist das Experiment eine Nachahmung seitens der Naturwissenschaft, um den Beweisen der Geisteswissenschaft im Begreifen, genauer im Begriffenwerden gleichzukommen. Für die gesammten Geschehnisse im Entwicklungsgange des Menschengeistes hat man so nach Notwendigkeit und

Regeln erfolgreich geforscht. Wir wissen heute, daß zum Beispiel der Staat seinen eigentümlichen Lebensbedingungen unausgesetzt Rechnung tragen muß und nicht durch äußeren Zugriff plötzlich willkürlich umgeschaffen werden kann. Wir wissen, daß wir auf wissenschaftlichem Gebiet auf den Schultern der vorangegangenen Forschergenerationen stehen und die Probleme jedes einzelnen Faches innerhalb unserer eigenen Lebensspanne nur um einen Grad fördern können, der angesichts der Größe der gestellten Aufgabe unendlich klein erscheint; wir wissen, daß die Künste, zum Beispiel die Musik, durch die Erschöpfung bestimmter Ausdrucksweisen jetzt notwendig gewissen neuen Weisen und Klängen sich zuwenden muß. So erscheint das ganze geistige Wesen unserer Gegenwart uns eingesponnen vom riesigen Geflechte der Vererbung, scheint uns eine ererbte Stufe des Geistes ähnlich etwa den Entwicklungsstufen der Erdgeschichte, der Geologie.

Dieser Geist der Welt, der Herr über uns ist, an dessen Erfüllung wir arbeiten müssen, wir mögen wollen oder nicht, der uns zu seinen Erben macht, ohne daß wir die Erbschaft auszuschlagen in der Lage wären, der Geist der Rassen, der Völker, der Geschichte, der Kultur, der zu seinem Recht kommen will und kommen wird kraft der natürlichen Beschaffenheit des Menschengeschlechts, wird heute Geist schlechtweg genannt.

Aber als er entdeckt wurde, als er zuerst in der Abgrenzung, die auch heute noch gilt, dem Reich der Seele gegenüber gestellt wurde, in jenen denkessfrohen, vernunftstolzen Jahrhunderten der Frühcholastik nannte man den Geist dieser Welt mit etwas verschobenem Akzent den nur weltlichen Geist, und die Stoffe und Gebiete die er beherrscht, „weltlich“. Es lag dies daran, daß man das Reich des echten, des göttlichen Geistes als nicht-weltlich

oder jenseitig zu bezeichnen pflegte. Indessen darf uns das Wort „weltlich“ nicht hindern, anzuerkennen, daß dieses weltliche Wesen eben dieselbe Stelle damals einnahm wie heute der Bezirk des Geistigen. Genau wie wir heute es tun, wird damals die weltliche Wissenschaft, werden die weltlichen Volksstaaten, die weltliche Volkswirtschaft und Kunst dem Reich der Seele gegenüber gestellt. Es ist also eine Verkehrung, ein grobes Mißverständnis, wollte man den Begriff des weltlichen von damals bloß auf das sinnlich natürliche beziehen. Er bezieht sich vielmehr durchaus auf dasselbe Reich geistiger Betätigung, von dem wir hier bisher handelten. Noch bezeichnender als das Wort weltlich fast ist der echte Ausdruck der damaligen Wissenschaft „secularis“ das „zeitbefangene“ für das Reich des Geistes. Denn das deutliche Gefühl für den unentrinnbaren Erbgang alles geistigen Besizes im Ablauf der Zeitalter drückt sich scharf darin aus. Freilich lag darin das Werturteil, als entbehre diese Welt der Erlösbarkeit, als müsse sie ewig in den Banden der Willkür schmachten. Regna sunt magna Latrocinia. Das Gebiet des Weltlichen ist dem Mittelalter vom Teufel, es ist gefezlos, es gibt keinen Haushalt der Natur. Denn die Natur ist verzaubert. Erlöst zu klarer Ordnung ist damals nur das Reich der Seele. Nur die Seele wird damals vom Geist Gottes bewegt und gelenkt.

Das Reich der Seele allein trug damals den Namen des Geistlichen (spirituale). Wir könnten ohne Schwierigkeit auch für die Gegenwart dem Gegensatz des geistigen und des geistlichen festhalten. Aber um heut (umgekehrt wie im Mittelalter) die Fülle der Dinge deutlich zu machen, die im Reich des Geistigen noch nicht ihre Erledigung finden, sondern dem Geistlichen vorbehalten sind, erscheint es notwendig, dem heutigen Sprachgebrauch nachzugeben

und das verblaßte und eingeschrumpfte Wort „geistlich“ zu ersetzen durch das der „Seele“ und des Seelischen. Die Neuzeit hatte das Geistige dem Geistlichen entgegengestellt, um den Rang des Geistigen dadurch zum Gesetz zu erhöhen. Darum bedarf es heut der Betonung, daß mit dem geistigen Gesetz die Freiheit der Seele erstickt zu werden droht. Wenn vor tausend Jahren die geistliche Gewalt zu triumphieren schien über den Geist der Welt, so scheint heut umgekehrt der Geist über die Seele Herr geworden zu sein. Geistig und geistlich, das ist schon rein sprachlich eine matte Unterscheidung. Darin zeichnet sich die Ermattung des geistlichen Schwerts durch das geistige sehr deutlich ab. Der Geist hat ja sogar die „Religion“ zu einem bloßen Unterteil des Geistes machen wollen. Die ganze Religionsphilosophie und Religionsvergleichung trachtet unmittelbar darnach, die geistliche, seelische Liebesfreiheit durchs Gesetz des Geistes zu vernichten.

Über eine beruhigte Rangordnung, in der beide Kräfte ihr göttliches Recht behaupten, wird fortan in das Reich des Geistes und das Reich der Seele sich gliedern.

Von der russischen Revolution

bis zum

deutschen Zusammenbruch.

I. Goethe und Bismarck.

(Juli 1917.)

Der einzelne Deutsche erlebt Goethe und Bismarck als Mittelpunkte magnetischer Felder für seine eigene Seele. Sein Lebensschifflein steuert zwischen diesen beiden Magnetbergen einher. Er erfährt sie als Gestalter seiner eigenen Lebensform, als die Legende, in der sein Geist täglich zu lesen gezwungen ist, auch ohne es zu wollen oder zu wissen. Wir alle leben besungen in einer Goethe- und in einer Bismarcklegende, einer Legende, die der geistig stärker Bewegte wohl freiwillig und in selbständiger Prägung dem Bereich seines Lebens einverleibt. An ihr wird er zum Deutschen; an anderen geistigen Wassern trinkt er sich Geist des Stammes oder Preußens oder der Heimat oder der Kirche. An Goethe und Bismarck wird er geistig zum Deutschen wiedergeboren.

Sie beide also muß er bejahen, durch sie beide muß er hindurch, will er sein eigenes Wesen erweitern in Gesetzmäßigkeit hinein und Klarheit. Ohne sie beide zu durchleben, ohne Goetheaner und Bismarckianer gewesen zu sein, kommt er nicht zu sich selbst. Wohl kann jeder anders und in anderem Grade dem einen oder dem andern oder beiden verfallen oder auch zu entgehen trachten. Aber nur darin besteht die Freiheit des einzelnen. Daß aber an ihnen beiden sich seine Freiheit und Gebundenheit bestimmt, darin liegt sein Gesetz.

Goethe und Bismarck sind Polbildungen des geistigen Deutschtums. Durch sie ordnet sich seine Welt. Von

ab
ge
Cy
zu
an
di
B
E
he
M
ge
J
an
je
du
w
B
M
W
m
fe
er
V
w
P
D
B
t
v
d
V
V
n

abgetrennt für sich seine Eindrücke eigenwillig vom Zeitgeschehen frei läßt, genau so sperrt er sich am Ende dieser Epoche gegen die Zeitanficht, und enthält ihr daher den zusammengefaßten Ausdruck dieser 27 Jahre, eben den andern Faust vor. Es ist von tiefster Bedeutung, daß er die Herausgabe dieses Werkes 1831 verweigert und der Zeit nach seinem Tode aufbehält. Er hätte durch keine That sinnfälliger zeigen können, daß er aus der Zeitgeschichte herausgelöst sich eine eigene Periodisierung, ein königliches Reich der Persönlichkeit frei von allem Drang der Stunden gegründet hat. Die zerstreute Gleichgültigkeit gegen die Julirevolution 1830 verrät uns dieselbe Tatsache in anekdotischer Form. Ihre persönliche Ausprägung ist jenes Du an Zelter: der einzige Mensch, den er brüderlich duzt, ist ein Werkmeister, ein tüchtiger Maurer und Handwerker in einem deutlich und säuberlich getrennten Fach.

Dieser Olympier, den das Wiener Denkmal „vergletschert“ abbildet, dieser herzschwache Geheimrat und Reaktionär, den die Demokratie bedauert, diese jedem Amerikaner und Engländer huldvoll geneigte Erzellenz, was rief er in Deutschland für Geister, was weckte er in seinem Volke als fröhlichen Widerhall, als Echo seiner erhabenen Gedichte, als Antistrophe des Chors, der des Volkes Vieder im Wechselgesang singt? Die einzige Antwort darauf: keinen. Bis heute hat sich die deutsche Poeterei von der Herrschaft Goethes nicht erholen können. Durch ein Jammertal von Epigonentum, Eigensinn, Freigeisterei, bäurischer Maniriertheit und Nebelschwaden eines träumerischen Dämmerns ist die deutsche Dichterei seitdem vorwärts gegangen. Schon in den 20er Jahren packt die Jungen ein wahrhaft verzweifelter Krampf gegen den Alten. Hauffs grober Besuch bei Goethe und Börnes Ausfälle sind die schüchternen Äußerungen, aber längst nicht die tiefsten Zeichen dieses Zustandes. Zu diesen zählt

vor allem Börnes Zeichenrede auf Jean Paul. Dies pathetische Machwerk, uns heute ungenießbar, hat bis 1870 als Wunderwerk gegolten. Die Abwendung von Goethe, die grenzenlose Hingabe an ein anderes ist es, die 1830 die nachhaltige Wirkung hervorrief. Jean Paul war sicher der ungeeignetste Vorwurf zur Vergötterung. Aber geistige Kräfte folgen einer vergleichsweisen Gewichtsordnung: daß er ein anderer, ein ganz anderer Ton war als der ewige Dominant Goethe, das gab dieser Septimie Jean Paul trotz ihrer haltlosen und ihrer unhaltbaren Dissonanz die Liebe der Jungen, die ihres Epigonendaseins sich mit Händen und Füßen zu erwehren trachten. Das wilde Ungefähr Jean Pauls ist tatsächlich der einzige reine Gegensatz zu goethischer Harmonie, der damals aufzeigbar war. Als den einzigen goethefreien Geist sieht ein so feinfühliges Geistesorgan wie Stephan George Jean Paul. Alles Ernsthafte hingegen war getränkt von goethischer Lebensdeutung und Gewichtsverteilung und Rangordnung. Alle nachgoethischen Poeten des 19. Jahrhunderts sprechen mit verstellter Stimme. Es hat alles etwas verprügeltes oder verquetschtes, mindestens etwas verbogenes, seine Resonanz ist nicht rein. Die Dichter alle verwalten und teilen das Erbe des „Dichtersfürsten“. Sie heißen und sind Epigonen.

Worin liegt dies Verhängnis begründet? Im Tode Friedrich Schillers. Mit Schiller ist der einzige freie Gegenspieler Goethes gestorben, der jedermanns Sache gegen den Genius vertrat. Wo daher im Jahrhundert ein echter kerniger Ton ausflingt aus Versen, da ist damit eine ehrliche Hinwendung zu Schiller gegeben. Eine ängstliche scheue Abwendung von Goethe ist bei allen zu merken. Aleist, Immermann, Büchner, die Schweizer, was sie goethefreies haben, erfrischt sich in der Berührung mit Schiller. Wogegen aber schirmte denn Schiller die deutsche

Dichtkunst? Für Schiller dichtet jeder von einer Mutter Geborene, ist alles poetisch; der Sänger ist erst der wahre Mensch, alles unterpoetische ist ärmliche Vorstufe des Lebens, ja des Menschen unwürdig. Goethe aber erhebt jenen furchtbaren majestätischen Anspruch, der dem Erdreich der deutschen Sprache alles Mark ausgesogen hat, seinem, Goethes Wachstum allein zu dienen, wie er sich unbefangen in dem Satz äußert: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen was ich leide. Nur durch diesen Eigenwert getröstet sich Tasso seines sonst unseligen Lebens. Treibe jeder das seine, stumm und treu sein Spezialfach, ich treibe das meine, ich bin der Dichter der Deutschen. „Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Reisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren.“ Das eigentlich schwere Problem aller Volkheit: die unendliche Vertauschbarkeit ihrer Glieder, wird hier von Goethe im Glücksgefühl seines Berufs, zu dem er geboren ist und den er gelernt hat, umgangen. Die Wiederkehr des Gleichen ist das Geheimnis des Lebens, also die Gattung. Goethe ist der Stammvater des Spezialistenjahrhunderts, gerade weil er die Totalität aller Spezialisten pflegte und empfahl; Spezialistentum aber heißt ja Pflege der Eigenart, der Art an Stelle der Gattung. Goethe spricht seit 1805 mit Vorliebe von seinen „Deutschen“. Ihnen sieht er sich selbst als einziger Gegenspieler gegenüber. Den einzigen Dichter erkennt er in dem Ausländer, dem Engländer Byron wieder. Schillers Unterhaltung war das Herrlichste an seinem Wesen. Er trieb dabei den andern über sich selbst hinaus, verwandelte ihn, zwang ihn sich zu begeistern. Goethe läßt jeden wie er ist und erfreut sich

in der Unterhaltung an der bloßen Wiedergabe und Erhaltung der Eigenart seiner Gäste. Er ist gerecht, unparteilich, interessiert teilnehmend gegen seine Unterredner, aber es „kommt“ bei dem Gespräch nichts „heraus“. Schiller hingegen und sein Unterredner sind beide am Ende ihres Gesprächs überwältigt, hingerissen über sich selbst hinaus, durch die Begeisterung, die im Lauf, im Strom des Sprechens ihnen eine neue Welt erschließt. Gerade diese Wunderkraft war von solcher Wirkung auf Goethe, daß sie den Bann naturwissenschaftlicher Erstarrung brach. Schiller ist ein Sänger, der wie jeder andere „der dunkeln Töne Gewalt weckt, die im Herzen wunderbar schliefen“. Goethe hingegen ist der Dichter, der des europäischen Menschen stumme Qualen ausspricht. Schiller ist der Sänger des überraschenden, gewaltig über uns hereinbrechenden Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Goethe hingegen fügt die Bruchstücke einer gewaltigen Konfession aneinander, deren Allgemeingültigkeit tief und notwendig aus dem stillen Reifen und Wachstum der bekennenden Persönlichkeit quillt. Daher ist bei Goethe am Ende alles gesagt und ausgesprochen was zu sagen ist. Durch das Bekennen sind alle Geheimnisse bekannt, durch seine Kultur die Rätsel der Natur offenbar, anschaulich, faßlich geworden. Schiller hingegen fängt mit jedem Vers gleichsam von neuem an.

Nicht umsonst wird seine Sprachform die Strüde aller pathetischen Storusflüge. Er verkörpert die Freiheit, das heut noch einmal von vorn anfangen können des Herzens, das alles Gestrige lustig wieder über den Haufen wirft. Ein Brief, eine schöne Aufwallung, ein Zufall, und die Welt hat einen entscheidenden Antrieb erfahren, der sie aus ihrem Gleise auf neue Bahnen wirft. Es war etwas fürchtbares, sagt Goethe von ihm, wie er uns jeweils

nach acht Tagen verändert und erneuert entgegen trat. Ob Schillers Vorliebe für das Unmotivierte, die Überraschungen hat Goethe — der Einschub in Wallensteins Lager bezeugt es — oft den Kopf geschüttelt.

Otto von Bismarck wird 1863 Ministerpräsident im Augenblick, in dem der deutsche Liberalismus und die preussische Krone sich entzweien, und er begründet ihre eigentümliche Aussöhnung in den nächsten sieben Jahren. Seit 1871 lebt er siebenundzwanzig Jahre als das politische Haupt des deutschen Volks, als der Verkörperer all seiner politischen Gedanken und Bestrebungen.

Was für Goethe Schillers Freundschaft, das war für ihn seine Aussöhnung und sein zeitweiliger Bund mit dem deutschen Liberalismus. Dieser Liberalismus, der aus Schillerfest von 1859 und an die Paulskirche von 1848 anknüpft, ist ja der Erbe Friedrich Schillers. Dies Erbteil gibt ihm den Adelsbrief. Jedenfalls bedeutet er politisch: Reichtum an Charakteren in freiem Wettkampf nebeneinander, Harmonie in der Zwietracht. Bismarck hingegen bedeutet Reichtum in der einen Gestalt, Vielspältigkeit des einen herrschenden Mannes. Seit der Abstoßung des ersten noch individuellen Faust führt Goethes Weg aus dem Engen in das Weitere: Zur Gesellschaft im Turm und zur Wanderschaft des Wilhelm Meister; in den Orient, zur Weltliteratur, schließlich — so sagt er selbst — gelingen ihm die letzten Allgemeinheiten des Menschlichen, die sich schon fast zu verflüchtigen drohen, nur noch durch die Befestigung an die christlichen als die universalsten anschaulichen Vorstellungen des Geistes. Bismarcks Weg führt ihn nach der Reichsgründung mit Reichstagswahlrecht, Freihandel und Toleranz von Stufe zu Stufe aus dem Weiteren in das Engere: aus dem Kulturkampf, dem häßlichen Ausspielen der beiden

großen deutschen Glaubensparteien gegeneinander, zur Zollpolitik, zum Sozialistengesetz, zum Staatsstreichplan von 1890, zur Bedrohung des Wahlrechts in den Gedanken und Erinnerungen. Der Staatsstreichplan gehört so genau in seine Walthallaentwicklung, die zum Hamburger Denkmal Bederers führt, daß er sicher nicht erfunden ist. Sein Schatten erdrückt. Wie sich Goethe von Jahr zu Jahr einer allgemeineren Menschlichkeit erschließt: „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben . . .“, so setzt sich Bismarck von Jahr zu Jahr eifersüchtiger gegen jede andere Persönlichkeit in eben solch grandioser Steigerung ab. „Ich habe die ganze Nacht gehaßt,“ ob es nun Windhorst, Bamberger oder Eugen Richter oder Wilhelm II. war. Diese umgekehrte Proportion geht sehr weit. Goethe erlebt im Jahre der französischen Revolution sein persönlichstes befreiendstes Glaubensbekenntnis, die Überwindung des Moralischen in den römischen Elegien. Sie sind deshalb der reinste Ausdruck seiner Unbefangenheit. Nie wieder ist ihm ein ähnlicher gelungen. Als dieser äußerste Punkt 1790 erreicht ist, setzt eine rückläufige Bewegung ein, bis zu dem Unsterblichkeitsglauben als Schlußwort der Wahlverwandtschaften, bis zu dem seltsamen Bekenntnis zu Christus einerseits im Divangedicht „Beiname“ und zu Maria der Kirche anderseits am Ende des Faust. Bismarcks „feste Tritte“ auf dem Boden eines selbsterrungenen Credo fallen ebenfalls in die Revolutionsjahre; wie Goethe 1786—90 zum Heiden wird, so Bismarck 1846—49 zum Christen. Aber von da verläuft die Kurve wie bei Goethe zum Gegenpol, bis in den 90er Jahren die Bibel vom Tisch in Friedrichsruh verschwindet und das Tischgebet fortfällt. Beide durchmessen den ganzen Umfang der christlich-europäischen Kultur: vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

An dieser Stelle können wir nun die gleiche Frage für Bismarck stellen und beantworten. Schillers Tod erzeugt das Verhängnis des Riesen, des Olympiers Goethe; die Erfüllung der deutschen Einheit, d. h. der Tod der deutschen Einheitsbewegung der Paulskirche, erzeugt das Verhängnis des Roland, des Riesen Bismarck der Bismarcksäulen. Bismarck spricht dasselbe ruchlose Wort wie Goethe: Deutschland ist saturiert, 1871. Das heißt: „Ich bin saturiert. Ich kann diese sieben Jahre nicht noch einmal leben. Das politische Deutschland ist erfüllt, erledigt, ich bin seine Erfüllung.“ Wie Goethe den Inhalt des geistigen Lebens der Deutschen als der Dichter erleidend auszusagen unternimmt, wie er die deutsche Sprache meistert, so ist Bismarck — revolutionär, reaktionär, feudal, vollstümmlich, dienend und befehlend, monarchisch, republikanisch — der ganze mögliche Spannungsumfang, das Kraftfeld aller Richtungen des tätigen Lebens selbst, er hat es in sich, und meistert so das Rechtsleben der Deutschen. Denn das Recht ist ja die Fest- und Klarlegung aller Richtungen der Tätigkeit eines Volks. Bismarck erleidet tätig und schaffend das Schicksal des deutschen Mannes schlechtweg.

Seit 1871 ist Bismarck selbst die deutsche Reichsgeschichte. An ihm liest der Jurist sie ab, so wie der Philologe an Goethe die deutsche Geistesgeschichte abliest seit Schillers Tod. Beiden fehlt seit ihrem großen Erntejahr der Unterredner, das belebende Element der Überraschung durch den Mitmenschen, den Unterredner bei Goethe, den ebenbürtigen Feind bei Bismarck. Denn wie beim europäischen Geist seit Plato der Dialog es ist, der über die Beschränktheit des Einzelnen hinausführt, so ist es im Rechtsleben der Gegner, der allein die Persönlichkeit entgiften kann. Goethe und Schiller, Bismarck und der Liberalismus sind Höhepunkte des deutschen Lebens,

weil hier das Gesetz befolgt wird: Liebet Eure Feinde. Nicht in dem platten Sinne ist ja dieser Spruch gemeint, man solle seinen Feind für seinen Freund halten. Sondern in dem einzig kraftvollen, in dem sich Mann und Weib von jeher lieben, daß man den Gegner lieben soll, weil er der Gegner, der Feind ist. Denn nur dadurch erhöht er das Leben zu seinem notwendigen Gesundheits- und Spannungsgrad. Der Mensch braucht seinen Widersacher, um seine eigene Sache recht zu machen und die zufälligen Schlacken seines Wesens abzustreifen. Goethe hat Schiller gebraucht. Heinrich Meyers Goethebildnis von 1795 zeigt seine „dick-mürrische“ Ermattung; aus seinem gefährlich lässigen Steinsammel- und Pflanzenbeobachtertrott hat er durch Schiller zurückgefunden in ein zweites Leben, das er aus eigener Kraft ohne Befruchtung nicht gestaltet hätte. Schillers Freundschaft war unbequem, war anstrengend. Aber ihr verdankt er das Anerkenntnis des glühenden Ernsts der Leidenschaft in seinen Wahlverwandtschaften und durch sie hat er in Herrmann und Dorothea jenen völligen Einklang der heidnischen und christlichen Lebensseite erreicht, in dem er sich mit Schillers Glocke auf die wundersamste Art ausgleicht. Das sind die Großtaten der Schiller-Goethischen Freundschaft, in denen der lässig-weltmännisch-liebende Heide Goethe gezwungen wird, seine großen Gegensätze: die Beschränkung, den Kampf, das tragische Schicksal in sich hinein zu lassen.

Ganz ähnlich Bismarck, der weltmännisch-lässige, genial blickende, der vorher nur auf äußern Anreiz aus seiner vornehmen Überlegenheit herausblickt im Landtag, beim Bundestag, in den übermütigen Berichten an Manteuffel. Er ist Anfang der sechziger Jahre in einer ähnlichen Krise wie Goethe 1795. Auch Bismarck hätte die zweite Hälfte seines Lebens nicht ohne eine mächtige Befruchtung gestalten können. Wie Goethe hatte er die

bloße Eigenart erschöpft. Der Freund rettet Goethes Seele. Das Volk, die Nation, das Ringen mit ihm rettet Bismarcks Seele. Beiden widerfährt um das fünfundvierzigste Jahr eine nicht frei gewählte geistige Paarung. Daß sie aber dies Joch auf sich nehmen, das allein führt jenen zum Olympertum, diesen in den Sachsenwald, nach Walhall. Der Liberalismus der Nationalen ist es, der Bismarck bezwingt zu Großtaten, der ihn überwältigt, wie der Geist der Liebe in Dantes Vita Nuova, so daß er große Befreiungstriebe gegen das Preußentum in sich selbst vollführt, gegen die bloß befehlende, nur leiblich vererbte Männlichkeit des Junkers. Die Unfruchtbarkeit dieser Männlichkeit schmilzt in der geistigen Feuertaupe. So kommt es zu der herrlichen Indemnitätsvorlage nach dem Siege von Königgrätz, zum Reichstagswahlrecht, zu dem Frieden mit Österreich und zu den Verträgen mit den süddeutschen Staaten. In ihnen „liebt er seinen Feind“ in dem erhabenen Sinn dieses Wortes, daß er sich den echten Gegner freiwillig schafft, obwohl er ihm unbequem ist, daß er sich des Widerstandes freut und ihm huldigt, weil ja die Herren „gern kommen sollen“ und innerlich mit ihm einig werden. Diese Großtaten bilden keine Reichsgründung. Sinegen hernach fehlt ihm wie Goethe der Widersacher und er drückt alle „an die Wand, bis sie quietschen“. Sein einziger Freund ist — Schuwalow — der Russe — Goethes Byronschwärmerei vergleichbar. Und sein einziger ebenbürtiger Mitarbeiter bleibt — Moltke, der tüchtige, ja bedeutende Meister wie Zelter, aber reinlich und unüberbrückbar geschieden im andern Gebiet, in der abgesonderten militärischen Welt. Seitdem greift er immer häufiger zu dem: Oderint dum metuant. Wie gegen Goethe vergebens das „junge“ Deutschland, so revoltierte gegen den eisernen Kanzler das „neue“ Deutschland Wilhelms II., vergebens das ewige eigene

Schwächegefühl übertönend. Zeppelin wird als größter Deutscher des Jahrhunderts zu einer ähnlichen Verlegenheitsgröße wie Jean Paul. Und trotzdem muß jeder, der die Tage des Scherdingers Unglücks 1908 miterlebt hat, gestehen, daß hier zum ersten mal ein reiner Ton, ungebrosen ohne Klassen-, Rassen- und Menschenhaß aus der Tiefe des Volks ausbrach; wir alle brauchten nach so unendlichen Mißtönen diese Freude und diese Teilnahme. Daß sie sich überfeierlich äußerte, wie eben in Boernes Zeichenrede auf Jean Paul, erhärtet nur, daß hier eine über den Einzelfall hinausreichende grundsätzliche Erholung eintrat; die stockenden Lebensäfte des öffentlichen Lebens kamen endlich wieder in Gang; Sozialdemokraten und Konservative, Protestanten und Katholiken, Bayern und Preußen, alles freute sich und litt einheitlich, zum ersten Male seit des alten Kaisers Tode. Denn man brauchte nicht Bismarckianer dazu zu sein.

Auch der Kampf gegen Bismarck und das Behängen mit seinem Erbe zeitigte die gleichen Erscheinungen wie die Goetheverehrung und die Goetheverschweigung. Eine erste Verschmelzung und ein lautes Ausklingen der Goethe- und Bismarcklegende bildete vor dem Krieg der eigenartige Kreis um Stefan George und Breyfig. Er suchte beide Elemente der herrschenden Persönlichkeit und des Dichters zu versöhnen und wie in einem Heiligenschein aufzubewahren. Schon Stefan George hat die Figur Jean Pauls als des einzigen, von Goethe selbständigen Zeitgenossen instinktiv herausgefunden. Einer seiner Jünger hat die erste Goethe-Legende verfaßt, und den gewaltigen Schirmherrn Goethes und Bismarcks: Shakespeare, als heimlichen König des deutschen Geistesreiches auch wieder instinktiv — ohne Rücksicht auf Bismarck — entdeckt. Aber dieser Kreis rettete nur als „die Stillen im Lande“ das köstliche Doppelerbe vor pöbelhaftem

Verderb. Das doppelte Verhängnis hat bis 1914 auf uns gelastet: Im Geistes- und Rechtsleben haben wir erlitten, was der Spruch kündigt: *vis consilii expers mole ruit sua* . . . Macht ohne Zusammenhang stürzt durch ihr eigenes Gewicht. Wilhelms II. neues Deutschland hat den Bann so wenig brechen können wie einst das junge Deutschland. Erst der Weltkrieg hat die Alten von Weimar und vom Sachsenwald in den Olymp und nach Walhall versetzt. Erst der Kanzler und der Dichter des neuen Friedens werden nicht mehr im Schatten der Riesen stehen. Sie sind beide frei geworden: Neugeboren aus dem ewig erneuernden Strom des Lebens, das neue Perlen mit jeder Flut an die Gestade der Zeit wirft und aus dem fröhlich plaudernden Wechselfang der Nymphen des Meeres immer wieder den neuen Achilleus heraufführt, den unvergleichlichen, ewiger Jugend voll; wir erleben die Wiedergeburt des Göttlichen, das sich nicht von der Vergötterung noch so genialer Erdenöhne den Herzschlag des Lebens vergiften läßt.

Der Rest des Volksgeistes in uns und außer uns, der sich von den beiden magnetischen Feldern nicht verzehren lassen wollte, er bekommt heut eine höhere Berufung. Am Goethe- und am Bismarckerlebnis erkannten sich bisher einzig die Deutschen. Künftig werden sie sich am Erlebnis des Kriegs erkennen. Er darum macht aus Heroen wieder Menschen, aus Göttern Sterbliche und erlöst daher uns selbst aus unserem Epigonentum.

Am heutigen Tage der Befreiung durchschauert uns wohl noch ein letztes Mal die unbegreifliche Banankraft ihrer geistigen Gewalt über unsere ohne sie bisher gestaltlose Seele. In ihnen rettet sich ein aus allen Formen gebrochener Volksgeist. Er wäre aller Formen ledig zugrunde gegangen, hätte er sich nicht in diese beiden Verkörperungen seiner selbst offenbaren können. Goethe und

Bismarck verkörpern ein Volkstum auf allen seinen Entwicklungsstufen und mit all seinen Widersprüchen. Diese beiden, indem der eine, Goethe, vom griechischen Tempelhain der Sphigenie bis zur himmlischen Kirche Gretchens, der andere aber, Bismarck, vom christlichen Hause des Landedelmannes zum germanischen Sachsenwald des zürnenden Helden, die ganze Länge des Weges ausmisst, messen sie die ganze Weite des Lebens der Nation aus. Diese vier Banten sind wie die Ecken des magischen Quadrats, in das jeder Deutsche gebannt war. Dies Quadrat begründete das heimliche Kaisertum beider, aber auch die Empörung und den offenen Undank des jungen und des neuen Deutschland. Das Quadrat ist magisch, ist ein durch menschlichen Geist vermitteltes Göttliches. Goethe und Bismarck waren die Mittler des Volks zu Gott oder drohten es zu werden. So wirkten sie bannend und zerstörten die Uner schöpfllichkeit des Wachstums.

Erst seit dem Kriege sind wir auch ohne sie Deutsche durch gemeinsames Leid. Erst heute weicht das Quadrat dem Kreise eines Volksschicksals, das uns ohne heroische Vermittlung mächtig umringt.

Die deutsche Seele, nicht mehr in der Gefahr, ohne Goethe und Bismarck gestaltlos zu werden, braucht sich heut nicht mehr in Anlehnung und Auflehnung gefesselt zu fühlen. Sie braucht nicht mehr die Wiederkehr der Titanen zu ersehnen oder umgekehrt ihre Tyrannie zu beklagen. Die Vielstimmigkeit des Chors, die Uner schöpfllichkeit der Glieder ist durch den Krieg wieder geboren. Wir brauchen den Alten von Weimar und den Alten vom Sachsenwald nicht mehr als übermenschliche Wesen zu verehren oder zu fürchten; wir dürfen sie, zurückgebetet in das Strombett des Volksgeistes die sie sind, lieben und Frucht tragen lassen in uns allen.

II. Das Geschichtsbild der europäischen Parteien.

Eine Erörterung (August 1917).

Dieser Krieg erscheint den in ihn verstrickten Europäern in zahllosen verschiedenen Gestalten. Als Eroberungskrieg, als Wahnsinn, als Befreiungstat, als Weltuntergang, als Gottesgeißel, als Verzweiflungsschritt, als Verbrechen der Regierenden wird er verschrien und geschworen, in der Sehnsucht und dem Verlangen, ihn vielleicht damit zu beschreiben und zu beschwören. Denn schließlich, wenn ich und alle Leute endlich und immerfort sagen: Der Krieg ist Wahnsinn, dann wird er doch wohl aufhören. Oder: wenn alle endlich sehen, daß England für die Sache der Freiheit kämpft, dann muß eben endlich der Kaiser fortgejagt werden. Jedes Ach und O, jeder Ausruf ist ja solch ein kleiner Anlauf, dem empörten Treiben Einhalt zu gebieten. Aber es arbeitet nicht nur unser Vorderbewußtsein unaufhörlich mit seinen Vorstellungen daran, den Krieg zu bewältigen, sondern Arme und Beine, Herz und Kopf erfüllen gleichzeitig Tag aus Tag ein ihre Waffen- und Arbeitspflicht. Der ganze Mensch ist ja heut in Gesamteuropa einbezogen in den Krieg. Geht es nun wenigstens diesem ganzen Menschen einheitlich in Europa hinsichtlich des Krieges? Oder wenn für jeden Teilnehmer der Krieg bestimmt einen anderen Ort im Gesichtskreis einnimmt, so fragt sich nun zweitens, ob er nicht für jeden Partner auch einen anderen

Ort im Geschichtskreis hat. In jenem ersten Falle beurteilen wir nämlich den Krieg mit Hilfe unserer sogenannten Weltanschauung. Das heißt, wir sitzen darüber in der frommen Einsicht zu Gericht, daß uns das Weltgeschehen zu Füßen liegt und von uns nun keine Zensur zu empfangen hat. Wer zum Krieg Wahnsinn sagt, tut dies offenbar, weil er den Sinn des Weltgeschehens — eben mit Hilfe der ja heut selbstverständlichen Weltanschauung — kennt. Der Fall, der uns hier beschäftigen soll, erfordert eine weniger umfangreiche Einsicht. Es handelt sich nämlich bei dem Geschichtskreise, in dem ich den Krieg erlebe, nicht um Beurteilen, sondern nur um das, was die Sprache „erörtern“ nennt. Während das Urtheil die Tatsache vor Gericht stellt, stellt die Erörterung das Ereignis an seinen Platz, seinen „Ort“. Das hat zur Folge, daß ich für eine Erörterung keineswegs eine vollständige Weltanschauung brauche, wie für mein Urtheil. Einen Ort weiß ich jedem Schicksalsschlag in meiner persönlichen Umgebung anzuweisen, schlimmstenfalls in der Erde für Krimskrans oder Maritäten, oder „Unbegreifliches“. Meistens wird es mir aber gelingen, gleich zu sagen, dies Ereignis gehört da und da zu; und bedeutet in meiner Lebensbahn die und die Station. Und meine Erinnerungen bestehen ja aus solchen Zugehörigkeits-erklärungen, mit denen ich jedes mich erschütternde Ereignis variere. Nunmehr läßt sich ohne Schwierigkeit sagen, wohin den einzelnen Partnern, wenn sie im stillen für sich den Krieg erörtern, der Krieg nur gehören kann. Nämlich: zu anderen Kriegen! Und unter diesen anderen Kriegen zu solchen, die besagter Partner bereits geführt hat. Da nun aber nur Reiche und Gemeinwesen Krieg führen, so beschränkt sich die Erörterung auf eine recht geringe Anzahl von Möglichkeiten. Der Engländer denkt — wenn er nur eben seine Weltanschauung nicht bemüht —

an englische, der Franzose an französische, der Deutsche — immer wie gesagt unter Ausschaltung der verstandesmäßig erdachten Weltanschauung — unbewußt an deutsche Kriege. Der Leser wird sich vermutlich hier empört über so viel Gemeinplätze abwenden. Aber ich kann mir nicht helfen, mir scheint gerade an diesem einfältigsten Punkte die Erörterung spannend zu werden: Denn wenn jeder Teilnehmer den Krieg zu einem anderen Krieg in Beziehung setzt als sein Genosse oder Gegner, so kann der örtliche Zusammenhang dieses Krieges vielleicht dadurch klargestellt werden, daß diese geistigen Vermählungen, „Assoziationen“, aufgedeckt und nebeneinander gestellt werden. Sollte das für das Verständnis nicht förderlicher sein, als das Zusammentragen all der unzähligen einander widersprechenden Urteile über den Krieg? Machen wir den Versuch.

Für den Franzosen bedeutet der Krieg die Antwort und zugleich das Pendant zu 1870. Deshalb der uns unbegreifliche Jubel über die Marneschlacht, diesen zwei Monate später erfundenen Sieg. Daß es nicht zum Sedan, nicht zur Einnahme von Paris gekommen ist, genügt wegen dieses Vergleichs, um Triumphgefühle auszulösen. Die bloße Rückkehr der Regierung von Bordeaux nach Paris wirkte als Erfolg. Eben deshalb ist Frankreich diesmal das unrevolutionärste, geschlossenste aller kriegführenden Länder. Der Verrat Bazaines und die Anarchie der Kommune sind im Hintergrund als das, was nicht sein darf, lebendig. Eben deshalb ist und bleibt auch Elfaß-Lothringen der Inhalt dieses Krieges.

Für den Engländer bedeutet der Krieg den Kreuzzug gegen den kontinentalen Napoleon. Stagerak muß „der — wörtlich! — größte Seesieg nach Trafalgar“ heißen. Mitcheners Armee wird in Flandern endgültig und bestimmt ihr Waterloo schlagen, der Kaiser muß entthront

werden. Die belgischen Greuel treten der Erschießung des Herzogs v. Enghien und Palms oder Napoleons Tat zu Jaffa an die Seite. Und ganz ernsthaft ist der Krieg ein Freiheitskampf gegen den „Usurpator“. Daß auf dem Kontinent ein Hausherr Ordnung halten will, ist für den Engländer beidemal der unerträgliche Hauptpunkt — und sicher beruhigt das Stichwort „Napoleon redivivus“ die Engländer sowohl im Gewissen über die Kriegsgründe als auch vor allem im Ertragen der Kriegsdauer und im unbeirrbareren Glauben an den Sieg.

Der Deutsche zwiespältig wie immer, nimmt eine doppelte Stellung zum Kriege ein; er war im August 1914 Gafelers Vormarsch auf Paris, also ein zweiter August 1870. Aber diese Theaterdekoration wich bald. Dem Nachdenklichen ist er heut schon längst nach Moltkes Wahrsagung „der Verteidigungskrieg des deutschen Volkes“. Damit wird er zum Gegenstück des 30 jährigen Krieges. Damals Zerstückung des Kerns durch die Randstaaten, diesmal Behauptung Mitteleuropas gegen das Meer, das See- und Küstenländer über es werfen wollen. Damals Zerbruch des Reiches durch die Konfessionen, d. h. die Parteien. Heut fühlt jeder instinktiv: „Noch nie war Deutschland überwunden, wenn es einig war.“ Und deshalb gibt es „keine Parteien, nur noch Deutsche“. Deshalb Angst vor der Parteiung; sie wäre der Anfang vom Ende.

Für den Preußen ist dieser Krieg kriigisch, die neue Auflage des siebenjährigen Krieges, auferlegt einem Herrscher, mit friedrich-wilhelmischen statt kriigischen Anlagen. Wie damals das längst eroberte Schlesien, so muß diesmal das junge Reichsland Elsaß-Lothringen gegen eine Welt von Feinden festgehalten und dadurch die Unüberwindlichkeit des Staatswesens dem ungläubigen Auslande offenbar werden. Wurde damals der König

von Preußen noch Marquis de Brandebourg wegwerfend tituliert, so wird heut der deutsche Kaiser geflissentlich als Haupt des Preußischen Militarismus, also gleichfalls eine Stufe niedriger bezeichnet. Aus der gleichen Einkreisung erklärt sich die gleiche Form des Krieges, der Einbruch in Belgien (Sachsen), die unvermeidlichen Rückschläge, das Totlaufen der Operationen, die Erschöpfung des Landes, die entsetzliche Einsamkeit der Gedanken und des Gewissens, inmitten eines weibischen Entrüstungsgeleifs im höchsten Distant, der Friedenswille des Umbrandeten, der Vernichtungswille der Gegner. Neben dem Neutralitätsbruch, den Festungen (Antwerpen, Pirna) wiederholt sich auch das unverhoffte Wegbrechen Rußlands, durch eine echt russische Überraschung, ein Wegbrechen, das trotz seines kurzen Anhaltens doch lebensrettend wirkt.

Für den Österreicher belebt der Krieg thesesianische Erinnerungen. Wieder gehts um die Erbfolge in Sabsburgs „Gubhäusern“ gerade wie 1742—48. Angesichts des Russeneinfalls und der ungarischen Tapferkeit erneuert sich das Bild der schuglosen Maria Theresia auf dem Reichstag zu Preßburg. Auch damals ist Ungarn das einzige mit eigener Stimme begabte, das einzige sprechende Kronland.

Wir sehen, der Atem der Kriegsführenden ist sehr verschieden bemessen. In Frankreich handelt es sich um die Generation der Väter, in England der Urgroßväter, Deutschlands und Osterreichs Gleichnisse wurzeln in ferneren, vergesseneren Zeitläuften.

Wie aber erscheint der Krieg den kleinen Staaten, die erst 1815 zur Welt gekommen sind, also zu einer Zeit, da diese Welt unter Englands Flotte bereits geeint und non den Mufen der Nationalitäten schon widerhallte? Für sie ist er der Existenzkampf; denn ihr Dasein an sich, und ihr Dasein unter einem durch England

magnetisierten Europa ist für ihre Vorstellungen noch ein und dasselbe. (Belgien, Serbien, Benizelos, Syrer). Sie sind in Europa zugelassen durch bestimmte Schutzmächte. Sie können sich das Dasein nicht ohne diese denken. Daß es für sie auch eine Umlagerung geben kann, in ein kontinentales vor 1815 ja vor 1648 zurückgeentes Europa, vermögen sie wegen ihrer Kurzatmigkeit so wenig zu sehen wie die kleinen Neutralen. Ein Staat, Bulgarien, hat den Schritt ins 20. Jahrhundert gewagt, aber auch er nur durch den ungeheuren Schmerz des Balkankrieges gereift und belehrt. Zar Ferdinands Ansprache in Nisch am 18. 1. 1916 wird als die erste Schwalbe der neuen Zeit — die den Sommer freilich noch nicht macht — immer denkwürdig bleiben. Griechenlands König hat den gleichen Schritt versucht, aber bezeichnender Weise gegen die Intelligenz in seinem Volke, d. h. gegen die Schicht, die zwar nicht mit Geschichtswissen, aber mit Geschichtsbildern beladen ist. Griechenland hat aber die Kraft zur Loslösung von den Westmächten aus seiner bewunderungswürdigen, riesenhaften, von uns meist übersehenen jahrzehntelangen Arbeit geschöpft, mit der es die Anknüpfung an das Altgriechische sich aufgezwungen hat. Dadurch lebt es nicht von Navarino und Missolonghi, sondern von weiterher, eben von Konstantin! Griechenland ist deshalb kein bloßer Balkanstaat. Rumänien hingegen ist reiner Parvenu und datiert in allem Fühlen und Denken erst vom Pariser Kongreß von 1856.

Noch eine Gruppe gehört in diese Reihe der auf die Zeit nach 1815 oder gar nach 1871 Beschränkten hinein: Die Friedensmänner aller Art, die staatslos sind oder sein möchten, und den Völkerbund, die Liga der Nationen usw. vertreten. Sie ahnen es gewiß nicht, die Männer von Stockholm, daß sie genau von den entsprechenden statischen, unwirklichen Vorstellungen, über

das Völkerleben erfüllt sind, wie die — — Heilige Allianz. Und doch ist dem so! Die Züchtigung Deutschlands, seine Entschuldigungstribute, die Branting im Namen des Völkerfriedens fordert, dieser Ton entspricht genau der Stimmung, in der der Wiener Kongreß über Frankreich zu Gericht zu sitzen — plante. Die Wiederherstellung der kleinen Nationen von heute ist nichts als die „Legitimität“ von damals. Die „Menschheit“ ist beleidigt und muß verhöhnt werden, wie damals die Christenheit. Und der ganze Allianztraum ist ebenso gespenstisch und blutleer wie die Pläne der Frau von Krüdener und Alexander I. Damals, wie heute ein Anklammern an das erste Jahr vor dem Kriege, an die Grenzen von 1793, 1914, „ohne Annexionen!“ „Vom Rechte, das mit uns geboren, von dem ist leider nie die Frage.“ Damals war die europäische Fürstenfamilie reaktionär und nannte das legitim. Genau so wird heute der pazifistische Sozialismus zur legitimen Reaktion des armen Volkes, das einen Beharrungszustand erstrebt. Er ahnt nicht, daß der von ihm seit 70 Jahren angekündigte Kladderadatsch da ist, daß der Weltmarktkrieg genau das ist, was Karl Marx 1850 angesichts der ersten „Welt“-Ausstellung in London genial witterte: Der Zusammenbruch des rasenden Wettkampfs der europäischen Teilgebiete, ohne jede Rücksicht aufeinander. Er begreift nicht, daß er selbst durch seine Diesseitigkeit zum Kriege führt. Und er erkennt nicht einmal, daß doch zuerst der tschechische und der deutsche und der magyarische Sozialist das Wirtschaftsgebiet Österreich in gemeinsamer Arbeit mühten befrieden können, daß aber gerade diese voll Ingrimms einander bekämpfen!

Dem bloß theoretischen Marxismus der westeuropäischen Arbeiter muß hier das neu zum Sozialismus bekehrte Rußland gegenübergestellt werden. Rußland hat noch keinen Volkskrieg hinter sich. Rußlands Volk hatte

noch kein Gedächtnis, das über 1905 zurückreicht. Es erwirbt es in diesem Kriege. Die Revolution ist die erste bleibende Narbe in Mütterchen Rußlands bisher ewig schicksallosem Antlitz. Maxim Gorki ist der erste Volksfänger, der diese Schicksallosigkeit überwindet, indem er sie und immer wieder sie ausspricht. Seine Zaren aber leben nach einem außerrussischen, antiken, künstlichen Programm: In dem dreimaligen Alexander und zweimaligen Nikolaus ihrer Geschlechtsfolge tragen sie ihr Diadem „Byzanz“ leuchtend an der Stirn. Es erscheint wie ein Fingerzeig, daß sie es bis zu einem Konstantin nicht gebracht haben, sondern gerade 1825, als dieser auf die Thronfolge verzichtete, Griechenland auferstand! Seitdem wuchs Rußland unter dem zaristischen Scheinimperialismus des neunzehnten Jahrhunderts zu einer eigenen echten Geschichtsgestalt heran, die sich erst heut enthüllt.

Der Zarismus ist eine aus Europa entlehnte, vorgeschichtliche Maske. Schon bei de Maistre heißt es 1820, Rußland sei eine gefrorene Leiche, die entseglisch sinken werde, wenn sie auftaue. Darum zurück nach dem geschichtsbeladenen Europa.

Von all den ahnungslosen, nur bis zum Großvater zurückdenkenden kleinen Leuten — wer nur die mündliche Ahnenkunde bis zum Vater des Vaters hat, gehört zu den kleinen Leuten — unterscheiden sich die Polen. Ihre Neigung zu Österreich und ihr Geschichtsgedächtnis wurzelt im 18. Jahrhundert oder mindestens in den napoleonischen Kriegen, also vor 1815. Pilsudskis geniale Vorbereitung des heutigen Krieges durch seine polnische Legion nach napoleonischem Muster bezeugt das. Daraus erklärt sich das Versagen des englischen und französischen Einflusses auf die Polen. Denn an Napoleons Stelle als Kontinentalherrn sind eben diesmal die beiden Kaiser

getreten. Ihr Manifest vom 5. November entspricht napoleonischen Ansätzen. Die Polen selbst drängen aber noch um eine Generation weiter zurück, vor den Reichstag von Grodno 1793, der daher mit Grund von ihrem größten Epiker gerade heute besungen wird.

Aber wir haben von einem kriegsführenden Staat noch nicht gesprochen, der sogar als Großmacht heute mitzuwirken angibt. Und an ihm wird nun offenbar, welche entscheidende Rolle solche „Erörterung“ hat und wie sie im Grunde den Ausschlag für den Erfolg oder das Mißlingen des kriegsführenden gibt. Das Unterbewußtsein entscheidet unser Handeln!

Für Italien ist der Krieg erstens: Koalitionskrieg, nämlich einer Entente der Westmächte. Zweitens: Expeditionskrieg; ohne die Aussicht, durch das Dardanellenunternehmen die Orientteilung zu verwirklichen, wäre Italien nicht mitgegangen. Drittens: Wendung gegen den barbarischen Osten, gegen die Reaktion; ohne die Volksabneigung gegen den Klerikalismus, Ausriazismus usw., ohne Zusammenhang von Vatikan und Habsburg wäre der Krieg nie so notwendig und vollstündlich geworden. Viertens kein „restloser“ Krieg; Italien hat nicht den letzten Mann und den letzten Groschen hergeben wollen. Es war ein „Unternehmen“. Die entscheidende Bresche, die im russischen Krimkrieg der Fall Sebastopols bedeutete, schien den Italienern 1915 die Eroberung von Triest werden zu können. Wie 1854 kennzeichnet sich die Gemütsverfassung durch den nachträglichen Anschluß Italiens dort nach Inermans, hier nach Przemysls Fall.

Beide Kriege sind die einzigen europäischen Aktionen, in die Italien selbst von sich aus sich spontan hinein begibt. Eingegen sind 1859 bis 60, 1866, 1870 durchaus europäische, durch Napoleons Regie, Preußens und Österreichs Handlungen, Italien zufallende Gelegenheiten

und Handlungsfreiheiten. Diese Gelegenheiten rissen eine Macht aus Italien heraus, und aus horror vacui wuchs Italien in das freiwerdende Kraftfeld nach. Gingen versucht 1854 und 1915 Italien selbst gewaltigen Spielraum hineinzuschlagen für sich selbst in eine von heftiger Bewegung erschütterte Wirklichkeit. Es haut beide mal ins Leere. Aber 1854 hat es trotzdem recht damit; denn es wurde damals eben selbst nur von dem noch leeren Ruf seiner Zukunft vorwärts gezogen. Es brauchte Raum um seinen Namen, „Prestige“. Eben den gab ihm Sardiniens Teilnahme am Feldzug. Heute wird ihm dies „Prestige“bedürfnis nicht verziehen, weil die Lage von lauter echten Wirklichkeiten erfüllt ist. Dies ist kein vorläufiger Krieg wie der Krimkrieg. — Diesmal trifft Italien nicht ins Leere, der vermeintliche Aufstieb gegen „Osten“ schlägt auf europäischen Basalt, und die Hand blutet. Alles verläuft umgekehrt.

Zusammenhängt mit dem Krimkrieg auch Rumänien. Damals entsteht, heute vergeht es. Italiens besonderer Anteil an Rumänien erklärt sich mit daraus, ebenso, daß die Einnahme von Bukarest Italiens ganzen kurzatmigen Kriegsplan endgültig zunichte gemacht hat.

Unsere Betrachtung läßt das eigensinnige Urteil einzelner Politiker, ihren „persönlichen“ Gesichtspunkt bei Seite. Sie läßt ihnen, läßt auch Bratianu, dessen Politik entscheidend von den bitteren Erfahrungen seines Vaters mit Rußland im Jahre 1878 beeinflusst ist, den guten Glauben. Wir erörtern ja die unbewußten Gedankenbilder, mit denen die Mächte durch ihre Vergangenheit ausgestattet, an die sie durch ihre Schulbücher und Schullegenden gefesselt sind.

Darum entfaltet sich die Majestät des Krieges am reinsten bei jenen Völkern, in denen das Einzelbewußt-

sein des Staatslenkers sich bis zum letzten Augenblick dagegen sträubt, von dem unentrinnbaren Ring des Geschichtskreises, der seinen Staat umspinnt, erfaßt und fortgerissen zu werden. Asquith und Bethmann-Hollweg sind solche reinen Gestalten, die dem unwiderstehlichen Zwange allein die Stimme ihrer eigenen Absichten und Ansichten geopfert haben.

Bethmann und Asquith erfüllen das Schicksal ihres Volkes vollständig, weil ihre eigene Individualität die letzte ist, die sich diesem Schicksal fügt. Der Vergleich mit ihnen erklärt die Erscheinung Sonninos in Italien. Auch Sonnino ist Vollstrecker des Schicksalsdranges der Terza Roma, des weltlichen Königreichs Italien. Und insofern vertritt er ein italienisches Ganzes und besitzt daher mehr Würde, als der eitle französische Präsident. Aber dies regno d'Italia, das er verkörpert, ist eine Kleine-Leute-Gründung, das zwar über Italien herrscht, aber nicht ganz Italien ist. Der König ist für den Italiener noch heut ein armes Luder, eine komische Figur. Nicht durch seine Schuld. Aber er wird erdrückt vom Schatten des Vatikans. Der Italiener empfindet unwidersprechlich die ganz andere, europäische Stellung des Papsttums, das er zugleich mit Jug als ein italienisches Gewächs ansieht. Soweit er Republikaner — und das heißt in Italien noch wörtlich Staatsbürger im Gegensatz zum Amerikaner — ist, rast er darüber, und der Zorn über diesen Zustand frißt ihm an der Leber. Genau wie Piemont 1854 eine europäische Macht mit der Gewalt werden wollte, genau so wollte und muß das heutige weltliche Italien aus dem Schatten des Papsttums heraus. Daher dies ewige Schielen nach der Rolle, dem Eindruck, der Beachtung, der Würdigung seiner Taten und Verdienste bei den Verbündeten. Die tödliche Angst eines erschütterten Selbstgefühls lauert dahinter. Man gibt

eben nicht ungestraft seine besten, adligsten, verheißungsvollsten Sprößlinge dem Schoße der Kirche als Weihefrübling hin, damit sie dort als europäische Würden-träger wiedergeboren werden. Im Völkerleben wird jeder Krausteinsatz unerbittlich nachgerechnet. Auch Preußen erzeugt neben dem preußischen Offizier keine Politiker ersten Ranges. Neben Leo XIII., Pio X., Benedetto XV. kann ein Land nicht noch einen Helden hervorbringen, so wenig wie neben Fogazzaro einen weltlichen Sänger. Der krampfhafte Versuch führt zu Cadornas und Annunzios, d. h. zu kümmerlichen Nachäffungen des Französischen. Die Franzosen sind deshalb in Italien keineswegs so beliebt, wie jetzt billig behauptet wird. Der Italiener merkt wohl, daß er im Weltlich-Republikanischen dazu verdammt ist, ein schlechter Nachahmer des nördlichen lateinischen Bruders zu bleiben, und dafür dankt er entschieden. Aber die Flucht vor dem Papsttum ist eben noch heftiger. Giolittis Verdienst ist es, langsam diese Kluft der beiden italienischen Mächte gemildert zu haben, vor allem dadurch, daß er das Parlament aushöhlte und in seinem rein französisch klappernden Mechanismus allmählich leer laufen ließ. Ihm schwebte irgendwie mit Hilfe der Bürokratie eine einheitliche Kräfteordnung des ganzen italienischen Wesens vor. Sonnino ist ebenso glühender Patriot wie Giolitti. Aber er ist durch und durch Protestant, d. h. ein Mann des Vorderbewußtseins und der Aufklärung. Er liebt notwendig nur das regno d'Italia, das per la volontà di Dio e della nazione geschaffene Weltliche Königreich, nicht aber die per la volontà di Dio geschaffene Gliednation Europas, Italien einschließlich seiner erhabensten Leistung, des Papsttums! Deshalb ist Sonnino verhaßt und doch der Notanker des Staats. Denn mit ihm steht und fällt die Geschichte desjenigen Italiens, das, nach dem Scheitern jenes großen

Versuchs eines *papa re*, eines Papstkönigs 1849, mit der Teilnahme Piemonts am Krimkrieg eingesetzt hat und dessen Schwanken zwischen Staat und Großmacht heut zur Krise führen muß.

Italien, der wichtigste und auch der verheißungsvollste kleinere Partner hat sich aus Kurzatmigkeit verrechnet. Italien als Ganzes hat nur den Stolz auf die piemontesischen Bersaglieri unter Lamarmora 1854. Erst seit dem vergeblichen Rufe „il papa Re“, wo Rom und Piemont noch konkurrierten, gibt es eine italienische Politik. Man hat tausendmal wiederholt, daß Italiens verlorene Kriege ihm immer Gewinn gebracht haben. Aber gerade der einzige Krieg, den es aus freiem Entschluß unternommen hat, der Krimkrieg, hat ihm nichts eingetragen, außer der Aufnahme unter die „Mächte“ Europas. Es liegt nahe, daraus Schlüsse auf den Erfolg des heutigen Wagnisses zu ziehen. Italien also hat ältere Zusammenhänge nicht auf sich wirken lassen können. Aber natürlich sind diese älteren, weiterreichenden Zusammenhänge trotzdem da, und rächen sich für ihre Nichtachtung! Italien starrt auf Triest, als auf die Pforte des Ostens, es glaubt den Schlüssel und den Mittelpunkt der Entente-front in Händen zu halten, wie ja hier auch, vom Kanal und Calais bis Saloniki und Gaza gerechnet, allerdings Triest eine Mitte darstellt, nur daß in diesem naiven Bild unsere Ostfront nicht zählt. Aber Italiens Politik ist erst 70 Jahre alt. Es hat davon geträumt, gegen Österreich marschieren zu können, ohne Deutschland anzugreifen. Die Existenz des deutschen Reiches paßte in die Rechnung gerade der ernsthaften italienischen Patrioten nicht hinein. Und hier halten wir — mit der Gleichung Triest=Sebastopol — allerdings den Schlüssel des Geheimnisses überhaupt in Händen: Der Kolos des deutschen Reiches paßte 1914 in das Erbkriegs-

bild aller Völker Europas, auch des deutschen Volkes noch nicht hinein! Im Frieden schlafen die politischen Gedanken der Völker. — Das haben wir alle gemerkt, die wir wie aus dem Schlafe aufwachen und meinten, nun zum erstenmal durch den Schein der Höflichkeiten den Drachen Welt in seiner ganzen Scheußlichkeit zu schauen.

Die Gedanken der Völker liegen im Frieden wie unter einer Decke; sich selbst überlassen treiben alte, vererbte Vorstellungen fort, ohne auf ihre Tatkraft, ihre Lebensfrische geprüft zu werden. Der Krieg schüttelt den Baum der Träume, und alles Welke fällt ab. Italien ist das größte Beispiel dafür, daß die Gewichtigkeit des deutschen Reiches eben den Völkern noch nicht im Blute lag. Ins Blut hinein schreibt eben die Gewichtszahlen nur der wuchsende Krieg den Völkern! Italien ist deshalb das größte Beispiel, weil es keinerlei Vorurteil oder Beschwerde gegen uns hatte. — Im Gegenteil. Aber als ich einen gebildeten Florentiner 1913 fragte — um seine Vorstellungen, seinen Geschichtskreis zu erfahren — was er für das größte europäische Ereignis des 19. Jahrhunderts halte, da antwortete mir der sehr nüchterne und überlegte Mann: die Einigung Italiens. Konnte er anders Stellung nehmen? Aber was liegt in dieser landmannschaftlichen Abgrenzung der europäischen Zusammenhänge! Ist nicht in ihr der Grund zu diesem Kriege absichtslos ausgesprochen?

Jeder Partner kannte nur sich und sein Vorleben. Was wußte er von Europas Schicksalen? Brauchen wir uns zu wundern, daß Briten, Franzosen, Belgier, Serben noch viel weniger das Dasein des deutschen Reiches in ihre „Erwägungen“ und „Erörterungen“ richtig einbeziehen konnten und wollten? Frankreich kannte und haßte

Preußen von 1866 und 1870. England kennt und haßt Wilhelm II., den Erbauer der deutschen Flotte, d. h.: Sie beurteilten und verwarfen, verurteilten es. Aber sie ahnten nicht, was es war und ist. Wir selbst haben es ja vor dem Krieg nicht wissen wollen, daß wir mehr sein müßten als irgend ein „Nationalstaat“ irgendwo auf der Erde. Jeder Nation ihr Staat; und wir nur eben der größten einer! Diese unmögliche, abgezogene Denkweise, ohne Erdkunde und Geschichtssinn hat noch heute kaum das Feld der Einsicht geräumt, daß wir der wiedererstandene Kern Europas sind, dadurch notwendig verurteilt und berufen, den Reichsgedanken über den Nationalgedanken zu stellen. Wir siegen als Vormacht des europäischen Festlandes, als Mitteleuropa, oder wir gehen unter. „Ein Nationalstaat“ wie Holland oder Spanien oder Italien sind wir nun und nimmermehr. Sondern unser Standort ist uns gewiesen aus einem Zeitalter her, das all den bekannten Kriegsvorgängen 1870, 1854, 1804—15, 1793, 1756, 1740, 1680 voraus liegt, dem Zeitalter vor der Glaubensspaltung. Diese Spaltung Europas ist heut sinnlos geworden. Die Reiche, Staaten und Völker Europas lassen sich nicht mehr durch den Glauben spalten. Sie sind sich dazu viel zu nahe. Eines Glaubens sein, heißt ein Schicksal haben. Europa erwirbt durch diesen Krieg Ein Schicksal und Einen Glauben. In seinen Völkern scheiden sich die Parteien nach völkischen und übervölkischen Rücksichten. Die ersten Kriegsjahre bis zur Seeschlacht von Stageraal und der Einnahme von Bukarest haben die alten Gedankengänge, die erblichen Kriegsvorstellungen erschöpft. Seitdem tritt eine Entwicklungsreihe die Führung an, deren Keime schon in den letzten Friedensjahren gelegt waren, die hinter den Völkerriß von 1648, hinter den Souveränitätsrausch des einzelnen „Staats“ zurückgreift. Wir haben uns aber

diesen Rückgriff nicht durch unser eigenes deutsches Geschichtsbild verdient. Denn dies war nur im August 1914 durch die Gleichung mit 1870 einheitlich. Seitdem kokettiert jede geistige Schicht bei uns mit einem anderen Gleichnis dieses Krieges. Noch meistert der deutsche Geist diesen Krieg in keinem Bilde. Darum reißt nicht zufällig nach dem Ablauf der hier erörterten Kriegsperiode der Eintritt Nordamerikas in den Krieg.

III. Spruch und Rede.

(August 1917.)

Zum 4. August 1917 berief der Präsident des deutschen Reichstags Vertreter aller Parteien und Stände in sein Haus. Einer nach dem andern trat hier hervor und erneuerte mit markigen Worten das Gelöbniß der Treue. Jeder sprach einen kurzen Spruch, den jeder Volksgenosse am andern Morgen, auch ohne ihn in der Zeitung zu lesen, selbst ungefähr abfassen konnte. Der Reichskanzler rief dreimal „Hurra“. Die Versammlung sang stehend „Deutschland, Deutschland über alles“. Und zum Abschluß erging ein Telegramm an des Kaisers Majestät. Als im Dezember 1907 der Reichstag plötzlich wegen Kolonialfragen aufgelöst wurde, fand in der Kunsthochschule von Charlottenburg eine Versammlung statt, deren äußerer Ablauf der jetzigen aufs Haar gleich. Acht bis zehn Redner kamen mit kurzen, kernigen Sprüchen zu Wort. Das Volkslied wurde stehend gesungen. Auch die große Kundgebung der Kriegsanleihe im Zirkus Busch nahm genau den gleichen Verlauf. Und so könnten wir noch viele andere Kundgebungen bei uns in ihrer Anlage betrachten. Wir würden jedesmal den gleichen Aufbau, den gleichen Ausdrucksstil finden.

Der einzige, der am 4. August 1917 aus der Spruchbandreihe heraustrat, war ein Militär. Der stellvertretende Chef des Generalstabs Herr von Frentag-Doringhoven sprach nichts, was Hörer und Leser vorher wissen oder sich denken konnten. Er sagte Überraschendes!

Man mußte ihm genau zuhören, denn er entwickelte eine Gedankenreihe, die noch nicht volkshundig war. Er stimmte seine Hörer nachdenklich.

Am 4. August 1917 fand in London eine große Kundgebung statt, deren Mittelpunkt eine große Rede Lloyd Georges war. Den paar passenden Worten des deutschen Reichskanzlers trat hier eine Rede gegenüber voll maßloser Streitlust und Parteinahme, voller Einfälle und willkürlicher Gedankengänge. Lloyd Georges Ansprache ist wohl der Höhepunkt demagogischer Verhezung und geistvoller Zustrkung der Kriegsgründe und des Kriegsverlaufs. Aber sie ist außerordentlich spannend zu lesen. Man ist neugierig, was er entwickeln und sagen wird. Und wenn man neugierig ist, hört man sehr gut, ja gierig zu.

Unsere Kundgebungen sind erhebend, alles stimmt ein und unterschreibt jedes Wort, was die Sprecher oben sagen, aber alles hört nur mit halbem Ohr zu. Wenn wir den Wortlaut nachprüfen, den unsere Redner prägen, so haben wir den Eindruck, daß sie mehr oder minder sorgfältig die Worte gewählt haben, um einige vertraute Sätze geschmackvoll abzuwandeln. Sie suchen im Mosaik des Wortschatzes, um die Prägung des Goldes vaterländischer Empfindungen aufzufrischen und zu verdeutlichen. Der Geist ist ihnen ein feststehender Zitatenchatz von Wörtern und Dichtersprüchen. Der einzelne spricht nur mehr oder minder flüchtig aus, was schon fertig bereit liegt. In solch großen Kundgebungen vermeidet jeder, etwas überraschendes oder anstößiges zu reden; er trägt vielmehr in gehobener Sprache einen wohlabgewogenen Spruch vor.

Dem deutschen Spruch tritt die englische Rede gegenüber. Hier erregt der Redner absichtlich Anstoß und Widerspruch, um die Erwartung rege zu machen. Er

führt den Hörer in ein geistiges Neuland, indem er sich entschließt, ihm dreist von seinem persönlichen, höchstpersönlichen, und beschränkten Gedankengang Kund zu geben. „Wie ich sehe“, will der Redner zeigen. „Wie wir es sehen“, will der Sprecher aussprechen.

Die Einigkeit des Volks verkörpert sich zweifellos im Spruch. Im Sprichwort spricht sich der gemeine Volksverstand aus. Und eine wichtige Einrichtung hält diese Tatsache im Rechtsleben fest: Die Rechtsprechung der Geschworenen — die Schwurgerichte sind ja eine der großen Volksforderungen des Jahres 1848. Dem Volk, dem gemeinen Mann wurde hier die Aufgabe zuerkannt, das allgemeine Rechtsempfinden durch seinen Wahrspruch auszusprechen. Dem Sachrichter hingegen blieb es vorbehalten, das strittige Urteil aufzubauen, die Einzelheiten gegen einander abzuwägen und in gegliederter Rede die Folgerungen aus dem kurzen Wahrspruch auf „schuldig“ oder „nichtschuldig“ zu ziehen.

Diese Schwurgerichte waren vor dem Kriege bei uns immer weniger beliebt geworden. Es war Mode, sie geringschätzig zu behandeln. Der Richter von Beruf sah mit Entsetzen die vielen offenbaren Fehlsprüche. Auch das Volk achtete seine Geschworenen nicht recht. Der Sachrichter schien im Vordringen. Denn auch die Gewerbe-, Kaufmanns-, Arbeits- usw. Richter sind ja Fachleute, nicht mehr Volk und Laien schlechtweg. Der Zusammenhang mit unserm Kundgebungsstil liegt nahe. Unsere Führer neigen sowieso alle dazu, feierlich, in abgeschlossenen Sätzen zu sprechen. Also bedarf es allerdings nicht erst einer künstlich zusammenberufenen Geschworenenbank, weil die Rede neben dem Spruch gar nicht im Schwange ist. Indessen fängt offenbar hier erst das Nachdenken über die Erscheinung an. Denn es erhebt sich die Frage, ob und wieweit ein Volk der Rede

neben dem Spruch bedarf. Welches ist die Aufgabe der Rede im Volksleben? Kann ein Volk von Sprüchen leben?

Alle Sprache der Menschen ist Geleitwort für ihre Tätigkeit. Das Arbeitslied der Gesellen, der Bodruf der Viehe, der Kommandoruf der Eltern oder des Führers, das sind die ältesten nicht nur, das sind die ewigen Sätze des Menschenverkehrs. Wir Menschen schlingen uns in einem unendlichen Arbeitslabyrinth unzähliger Geschlechter im wimmelnden Verkehr und verzweigter Tätigkeit durcheinander. Jeder muß dabei notgedrungen die Augen auf seine eigne Arbeit heften und von allem andern absehen, damit das Werk seiner Hände gerate. Die Sprache aber hält den Verkehr zwischen den Handwerkern, zwischen uns Handelnden aufrecht. Im Sprechen und Singen werden wir uns des Zusammenhangs bewußt: Der gute Spruch, wie im Glockenliede Schillers, stärkt den einzelnen bei seiner Arbeit. Ein Arbeitsvolk wie das deutsche erhält sich seine Arbeitsfreude durch seinen Liederschatz, indem das Gemeingefühl, den zahllosen „Spezialisten“, und ihrer Fachzersplitterung zum Trost, sich immer wieder herstellt. Die höchste nationale Stufe dieser Gemeinsprache nun sind die vaterländischen Kundgebungen, an die wir eingangs erinnerten. Wenn unsere Tätigkeiten so festen Gesetzen unterlägen, wie das Leben der Ameisen und Bienen, wenn auch an uns die Jahreszeiten ihre ewigen Ansprüche alljährlich einfach wiederholten, so könnte es mit diesen Arbeitsliedern sein Bewenden haben, wie es denn in der Tierwelt damit allerdings sein Bewenden hat. Aber wir Menschen leben - ja ein Leben ständiger Erweiterung und unausgesetzter Überraschung. Der Menschen Frühling kehrt nicht einfach wieder. Wir sind abgefallen vom festen Naturgesetz und unser Geist muß es sich mühsam wieder erobern. Hier versagt Lied und Spruch, denn hier taucht der Zweifel auf. Während

die Ansprache uns aufrichtet, stärkt und erhebt, erschrickt und spannt uns der Zweifel aufs Ungewisse, auf etwas Neues Unerhörtes hin. Hier ist die Stelle für Rede und Gegenrede. Bei uns Deutschen aber ist diese Stelle bis heute leer geblieben. Unser Volkstum kennt keine Rednerbühne seit langen Jahrhunderten, weil wir unsere Zweifel und Gewissensfragen ganz und gar dem Schrifttum überlassen haben. Wir Deutschen sprechen und singen mündlich, aber den Born der freien Rede überlassen wir der Schrift und Gegenschrift, dem Buch und seiner Kritik; denn wir haben gelernt, mehr als alle andern Völker, die großen Zweifelsfragen wissenschaftlich, allgemein anzufassen; in uns steckt noch die Überlieferung, daß der menschliche Geist seine Zweifel nur universal, nicht aber in nationaler Beschränktheit, bereden, verarbeiten und lösen kann. In Friedenszeiten haben sich daher unsere Zweifler alle, das sind die sogenannten „Intellektuellen“, des Bücherschreibens statt des Redens befleißigt. Unsere Staatsmänner aber haben umgekehrt bald laut bald leise gesprochen, und nicht geredet. Bald haben sie selbst geflügelte Worte geprägt — Bismarck —, bald haben sie ihre Ansprachen mit geflügelten Worten und Sprüchen reichlich gespeist — Bülow, Bethmann.

Heut aber ist seit drei Jahren Krieg. Dinge die über jeden Zweifel erhaben schienen, wie die europäische Kultur, der Fortschritt und vieles, vieles andere sind zweifelhaft geworden. Unser Volk ist im Innersten erschüttert. Da wird die Lücke zwischen Volkslied und gelehrtem Buche fühlbarer denn je. Jetzt wo alle fleißigen Arbeiter selbst anfangen zu zweifeln, bedürfen sie des Redners und Gegenredners, die nicht ein paar fertige, gemeißelte Sprüche vor sie hin stellen, sondern die ihnen den Hergang des Denkens vorgehen. Es handelt sich bei der Rede nicht darum, ein paar fertige Vorstellungen

vor uns hin zu stellen, sondern aus innerem Drange, aus einfacher Notwehr gegen die Erschütterung des Geistes Gedanken zu entwickeln. Gedanken in noch unentschiedener Bewegung entfaltet die Rede. Deshalb ist sie durchaus parteiisch. Sie enthält noch richtiges und unrichtiges buntgemischt, denn neue Gedanken können sich ja noch nicht bewährt, d. h. bewahrheitet haben. Die natürliche Stelle der Rede ist also im Munde der Parteien vor jedem Richterstuhle, im Munde eines jeden Klägers und Verteidigers. Denn sie geht dem Wahrspruch und dem Urteil ja voraus. Der Redner will noch gar nicht sprechen oder urteilen, sondern diese vielmehr vorbereiten. Der politische Redner will seinem Volk zu dem Wahrspruch über eine neue Lage den Weg ebnen.

Wir aber versuchen auch in diesen zweifelhaften Kriegsläufsten noch immer die reife Sprache des zweifelstfreien Mannes festzuhalten. Aber niemand hört recht zu! Dem lied- und sprachlosen Engländer täte es dringend not, seine Künste der Debatte, Polemik und Diskussion durch die Würde und die erhabene Einstimmigkeit des Volkchors zu ergänzen. Unserm Chor aber und seinen Chorführern mangelt das Gegenstück der streitenden Redner, denen wir dann durch unsern Wahrspruch Recht oder Unrecht zusprechen würden. So fehlt uns die Kraft, Veränderungen unseres Schicksals fröhlich und unerschütterlich zu verarbeiten. Alle Ideen, die während des Krieges geäußert worden sind — wir erinnern nur an Mitteleuropa — sind unflügge, entseelt am Boden liegen geblieben, weil uns die Achtung vor der Partei fehlt. Wir meinen immer, die Partei wolle das Ganze an sich reißen und würdigen sie daher nur eines verächtlichen Seitenblickes. Aber die Zweifelreden der Partei sind die Träger der Weiterentwicklung. Ihre Zerspaltung, die wir als Haarspaltereien abtun, sind die Vorbedingungen

für den Zusammenschluß des Volks auf neuer Stufe. Ihr Intellektuellen, steigt aus eurer schriftlichen, fachgelehrten Erörterungsweise hinunter in den Streit der freien volkstümlichen Reden. Streitet euch nicht um wissenschaftliche Wahrheiten, sondern um das was heute not tut! Der Streit ist der Vater aller Dinge. Der Krieg verlangt von uns, daß wir Rede und Gegenrede zu vernehmen und gegeneinander abzuwägen lernen. Der Zorn der freien Rede ist weder Räsionieren im Tabaksqualm des Stammtisches, noch blinde Anklage gegen den äußeren Feind. Sondern Rede ist die freiwillige Entzweiung der miteinander Schaffenden und Zusammenarbeitenden, ist wie im Schauspiel das Zusammenspiel des Dialogs zu einem höhern übergeordneten Zweck. Bei uns hatte Bismarck seinen Windthorst. Denn er fühlte sich ganz und allein als den Sprecher des deutschen Volks.

Der zornige Redner aber hat seinen Gegner nicht, sondern liebt ihn vielmehr. Denn er braucht ihn wie das Licht den Schatten, weil er ja zweifelhaftes, noch unentschiedenes in Rede und Gegenrede aufklären will. Die Liebe zum politischen Gegner, weil er uns ergänzt, ist bei uns noch immer unbekannt. Deshalb sind wir langsam und hinken hinter den Ereignissen her. Die Welt ist weggegeben, ehe wir eine Spruchweisheit für sie fertig haben. Der Spruch bewahrt das geistige Erbe; die Rede erwirbt es, um es zu besitzen. Heut, wo unser Volk zu einem Millionenchor der Arbeit geordnet steht, möge es die Kraft finden, die großen Fragen der Zukunft in seinem Reichstag in freier Rede und Gegenrede zu vernehmen und statt an festen Vorstellungen zu haften, an bewegenden Gedanken teil zu nehmen und Gedankengänge nachzudenken. Seine Sprecher aber mögen weniger nach passenden Worten für fertige Wahrheiten suchen,

sondern sie mögen von unsern Generalstäblern nicht nur die Kunst lernen, einen Gegenstand neu zu betrachten — daran fehlt es ihnen nicht —, sondern auch den Mut, statt fertige Behrsätze unvordenklichen Alters in vollendeter Aussprache vorzutragen, lieber laut zu denken, auf die Gefahr hin, Widerspruch zu erregen.

Dann wird die bleierne Langeweile von unserm öffentlichen Leben weichen. Denn dann wird die Liebe zur Gefahr spürbar werden im Zorn der politischen Leidenschaft. Nur diese Kühnheit aber vermag es, ein Volk in Spannung und Mitgefühl zu versetzen. Der Reichstag wird „dem deutschen Volke“ seine Zweifel lösen und deuten, wenn jeder Reichsbote am Schlusse seiner Rede wird ausrufen dürfen: Ich hab's gewagt.

IV. Der beste Staat.

(Dezember 1917.)

Das Altertum unterschied drei Staatsformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Aber es wies jeden bestehenden „Staat“ einer dieser drei Formen zu. Athen war Demokratie, Mazedonien Monarchie, Thessalien Aristokratie. Einen zusammenfassenden Ausdruck für alle drei Staatsformen besaß es nicht. Es nannte auch die Politik eines Königreiches notgedrungen eben Politik, d. h. Stadtverwaltung. Wie in allem anderen, sind wir auch im Recht die Erben der Antike. Und deshalb arbeiten Vaien und Fachleute auch heut unaufhörlich mit den Schlagworten monarchisch, demokratisch, aristokratisch.

Dabei wird aber häufig die Hauptsache übersehen. Die Griechen kannten nur jede dieser drei Staatsformen einzeln. Unsere Erbschaft aber überliefert uns alle drei gleichgeordnet nebeneinander. Das erste, was wir uns daher bei der Übernahme des antiken Geisteserbes selbst erstellen mußten, war ein alle drei Formen zusammenfassender Begriff, der des Staates! Der Staatsbegriff umfaßt von vornherein demokratische, aristokratische und monarchische Staatsformen!

Das ist eben der Gegensatz des Erben zum Erwerber: Der Erwerber sammelt seinen Besitz einzeln nacheinander getrennt; er läßt ihn nach Herkunftsspuren abgesondert im Geiste vor sich stehen. Der Erbe macht ein Inventar des ganzen Nachlasses. Der ältere „Ursprung“ ist ihm einerlei. Auf den Status, den Zustand der Erbmasse

im Ganzen richtet sich sein Augenmerk. Ihm ist also ständig der eine Teil des Ganzen im andern Teile mit gegenwärtig. Denn als Einheit hat er den geistigen Schatz übernommen. Als Erbschaftsgegenstand und damit als Vermögensstück, d. h. als einzelner Wert in der gesamten Aufstellung bilanziert, balanziert der einzelne Begriff je nach seinem Gewicht, seiner Wichtigkeit und seinem Umfang.

Also sieht der Erbe aristokratische, demokratische, monarchische Elemente überall in jedem Status, trägt sie auch überall hinein. Denn es will erst ausprobt werden, welcher der drei Begriffe und ob überhaupt einer auf die Zustandseinheit Staat, die untersucht wird, passe. Das Nebeneinander der Vorzeit wird dadurch notwendig zum Sineinander.

Die Alten entschieden nicht, welche der drei Staatsformen die beste sei. Sie erkannten an, daß sie unabhängig von einander beständen, daß eine jede durch Mißbrauch entarten könne. Ja weil sie zu entarten pflegten, mußten sie in einem Wechselreigen einander ablösen.

Wir Erben wissen dadurch, daß in jeder dieser drei Formen ewiger Gehalt, Unsterblichkeit enthalten ist, zugleich aber auch Vergänglichkeit, Unvollkommenheit, weil Unvollständigkeit. Gelänge es, den ewigen Gehalt aller drei Formen so zu meistern, daß er in einem Staate zum Leben käme, so wäre das für den Horizont des Erben notwendig der beste Staat. Unter einer Bedingung freilich: da die Antike die Staatsformen in einem Reigen aufeinander folgen sah, Aristokratie, Monarchie, Demokratie also nur naheinander auftraten, so müssen wir dafür einen Ersatz fordern, der die Dauer dieses besten Staates in der Zeit verbürgt. Denn er enthält nun alle drei Formen bereits in sich, kann es daher auf keinen

Kreislauf der verschiedenen Formen ankommen lassen und so müssen diese Formen in sich die Kraft haben, oder empfangen, immer wieder wirksam zu werden, immer wieder zur Welt zu kommen. Im antiken „Staat“ hat jede einzelne Form nur eine begrenzte Lebensdauer. Dann stirbt sie ab, gebiert eine neue, dieser widerfährt dasselbe, bis nach vielen Opfern die erste wiederkehrt oder das Gefilde verödet. Dieser Kreislauf der Verfassungen, der den Lebensstufen niedriger Tiere ähnelt, ist im besten Staat unmöglich. Er muß, immer in jedem Geschlecht gleichzeitig, alle drei Gewalten darstellen, d. h. wie die Säugetiere auf jeder Stufe ganz und vollständig sein. Also ist für ihn die ewige Wiederkunft notwendig. Die unaufhörliche Erneuerung, die gewisse Wiedergeburt seiner drei Gewalten ist erst der Prüfstein seiner Eigenschaft als bester Staat.

Der beste Staat, wie ihn die Christenheit als Universalerin der vorchristlichen Zeit fordern kann, muß also in sich nebeneinander der monarchischen, der aristokratischen und der demokratischen Gewalt Geltung verschaffen. Diese drei Gewalten müssen im Staat enthalten sein und ihn ausmachen. Nicht nur das einmalige Dasein dieser drei Gewalten ist zum besten Staat erforderlich, sondern auch ihre Selbständigkeit voneinander. Die Monarchie darf nicht z. B. nur durch Gnade der Aristokratie ihr Leben fristen. Sie muß Grundbestandteil, Urelement der Staatsform sein. Sie muß nur den Staat, nicht aber die Aristokratie über sich haben. Sonst wäre sie eben nicht als Staatsform, sondern nur als leerer Namen vorhanden.

Weiter bedürfen die drei selbständigen Gewalten einer Gewährschaft ihrer regelmäßigen „ewigen“ Erneuerung und Wiederkehr. Sie dürfen nicht austrocknen, zum Erliegen kommen, an Schwindsucht sterben. Nur dann ist

der beste Staat gezüchtet, wenn er sich immer wieder vollständig erzeugt. Er darf also die Gewalten nicht eine von der andern erdroffeln lassen. Der Jesuitenstaat in Paraguay war schlecht, weil er seine Aristokratie, die Jesuiten, nicht selbst erzeugte, sondern ständig von Europa importieren mußte.

Gleichzeitig und immer wieder muß er vollständig sein. Die Aufgabe für den besten Staat lautet also: Er verbürge das Dasein und die Erneuerung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Gewalt.

Die einzelnen Gewalten müssen voneinander selbstständig sein. Eine ähnliche Gefahr wie bei ihnen droht dem Verhältnis zwischen Daseinsbereich und Erneuerungsbereich. Denn die Anstalten für die Erneuerung dürfen offenbar nicht dazu führen, die einzelne Gewalt in ihrer eigentümlichen Wirksamkeit auch nur zeitweise zu unterbrechen. Wenn ein Zeitalter sagt: wir müssen die Demokratie erst vorbereiten oder Aristokraten wollen erzogen sein oder Könige wollen geboren werden, so entschuldigt es damit die Mängel seiner Gegenwart, derenwegen kein echter Adel, keine Volksfreiheit, keine Majestät zu finden sei. Das Zeitalter beschließt sozusagen, alle freie Kraft der Ausbildung der Erneuerung des fehlenden Stückes zuzuwenden und verzichtet damit auf sein Dasein. Es vertagt die Vollständigkeit des Staates also auf einen künftigen unbestimmten Zeitpunkt, da seine Bildungsversuche geglückt sein werden.

Im „besten Staat“ ist ein solches Übergewicht der Erneuerung über die Wirksamkeit unmöglich. Er wäre ja sonst nicht der beste. In ihm muß also jede dieser Gewalten schon hier und heute wirken. Gleichwohl muß jede der drei dauernd gehegt, gezüchtet ergänzt werden. In jedem Augenblick müssen Anstalten zur Erneuerung

königlichen, aristokratischen, demokratischen Wesens an der Arbeit sein.

Über das Verhältnis zwischen ihnen und den Gewalten selbst ist jetzt klargestellt. Die Anstalten zur Wiedergeburt dürfen die Gewalten selbst nicht für die Eier halten, die sie als Hennen erst auszubrüten hätten! Sondern alle Stufen des Werdens vom Ei über das Küken zum Huhn, zum Hahn und zur Henne müssen gleichzeitig da sein; die Überhebung der Veranstaltungen zur Zucht des Nachwuchses über die Gewalt selbst, für deren Nachwachsen sie sorgen möchte, ist also unzulässig. Ein Übermaß von Erneuerungsmaßnahmen bedeutete, daß der Staat zu sehr auf seine Dauerhaftigkeit sich festlegt. Und würde zu der Entartung führen, in der Gegenwart zu verfahren, als gäbe es diese oder jene Gewalt noch gar nicht.

Von hier aus erscheinen die Ausdrücke Dasein und Erneuerung nicht mehr ausreichend, um das Zwillingsschicksal der Gewalten im Staat zu bezeichnen. Beide verhalten sich eher wie Quelle und Fassung der Quelle in einer gemauerten Brunnenstube. Die Quelle strömt, aber sie kann versanden. Die Brunnenstube faßt sie für gute und böse Zeiten, für die Dauer. Aber sie kann die Quelle nicht warten heißen, bis die Brunnenstube fertig sei. Der Mauerer muß sich wohl vorsehen, das freie Strömen der Quelle nicht zu unterbinden.

Diese Fassung der quellenden Gewalten im Staat zum Zweck ihrer dauernden Wiederkehr heißt Macht. Macht ist die Sicherungsform des Wortes Vermögen. Macht bezeichnet die Einfassung der Vermögen, der Gewalten, damit sie sich erneuern. Im „besten Staat“ muß also die Macht ihre Fassungs- und Nachschubaufgabe erfüllen, ohne die Vermögen an ihrer Wirksamkeit zu hindern. Mit andern Worten: die Macht muß die Vermögen frei

lassen. Die drei Gewalten, die im besten Staat ineinander verwebt sein sollen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie, müssen also der Macht gegenüber Freiheit haben und unabhängig sein. Das ist der letzte Schritt zur Erkenntnis des besten Staats: Nicht nur das Dasein, sondern die Freiheit der Gewalten ist ihm notwendig. Und nicht nur die Erneuerung, sondern die Macht zur dauernden Freiheit, zur Erneuerung der Freiheit ist ihm wesentlich.

Der beste Staat der christlichen Zeit bedarf der Freiheit und Macht dreier selbständiger Grundgewalten. Er läßt sich daher niemals ausrechnen durch ein Zueinanderdenken entweder der Freiheit oder der Macht. Freiheit an sich und Macht an sich sind ausdenkbar. Aber so ist die Aufgabe nicht gestellt. Sie lautet vielmehr ausdrücklich: die drei Gewalten sollen einander nicht zerstören, bekämpfen, ablösen, sondern sie sollen sich gleichzeitig frei auswirken können und gleichzeitig alle drei Macht haben, wieder erschaffen zu werden, nachzuwachsen.

Von hier aus lassen sich erst die wirklichen Staaten des Zeitalters beurteilen. Ihre Vorzüge vor einander lassen sich aufzeigen, aber auch ihre Krankheiten und Mängel. Auch den kranken Leib erkennen wir ja nur, weil wir wissen, was gesund ist, auch das Unrecht nur am Recht, das Schlechte nur am Guten.

Wer immer etwas Staatliches kritisiert, trägt unbewußt ein Bild vom besseren und besten Staat in sich; nach diesem Bild vermag er zu urteilen, so wie ein jeder beurteilen kann, daß ein Fiebernder krank ist. Aber wir können nunmehr die Krankheitsbilder bewußt ordnen. Zwischen den drei Gewalten ergeben sich z. B. eine leichte und eine schwere Stufe der Entartungen. Leicht werden wir die Entartung nennen dürfen, wenn eine Gewalt der drei selbständig d. h. gesund wirkt, die beiden andern

aber einander zu bekämpfen oder auszurotten trachten. Die schwerste Entartungsreihe würde vorliegen, wenn eine Gewalt die beiden andern zugleich überwältigt oder schädigt. Ist die erste Stufe gleichsam das tägliche Leiden des Staats, der Bereich der unvermeidlichen Staatsübel, so zeigt die zweite einen außerordentlichen und seltenen Notstand. Können wir die erste Krankheitsstufe als Gebrechen bezeichnen, so darf die zweite im vollen Sinne eine Entartung heißen.

Die dritte Klasse der Staatsübel wird sich beim Ausgleichsversuch von Macht und Freiheit herausbilden. Die Macht sucht Vermögen zu Erneuerungszwecken (Kadettenhäuser, Kriegsschatz, Forstzwang) festzulegen, die Freiheit sucht an Erneuerungsmitteln, d. h. an Macht möglichst zu sparen. Wäre der einzelne Staat allein in der Welt, so ließe sich mit einem Blick in einem gegebenen Zeitpunkt über das Verhältnis von Macht und Freiheit in einem Staat nicht urteilen. Denn nur die drei Gewalten muß ich jederzeit vollständig antreffen. Aber ob das Gleichgewicht zwischen Freiheit und Macht geglückt ist, bedarf des Zeitablaufs zur Klarstellung. Die Sicherheit der Wiedergeburt muß sich künftig erweisen.

Doch ist ja der wirkliche Staat nicht wie der beste allein auf der Welt. Denn auf den besten Staat zu bewegt sich die gesamte Welt, die von der europäischen Zeitrechnung ergriffen ist. Sie muß sich auf ihn zu bewegen. Denn sie bekennt sich damit zu der Erbschaftsmasse, die uns jene drei Vermögen und Gewalten überliefert. In jedem Augenblick ist also selbständig die ganze christianische Menschheit in Bewegung hin auf den besten Staat und „realisiert“ ihn als einen selbständigen Staat, welcher auf den besten Staat zusteuert und zielt.

Aus der Selbständigkeit dieser Christenheitsteile entspringt also ein Wettlauf vieler selbständiger Staaten,

der beste Staat zu werden. Und dieser Wettlauf prüft und bewährt nun das Verhältnis von Macht und Freiheit im Einzelstaat. Er erzeugt nämlich einen Widerspruch, eine Spannung zwischen der Selbständigkeit der bestehenden Staaten und der Vollständigkeit des besten Staats.

Genau so rastlos, wie sich im Staat die drei Gewalten Monarchie, Aristokratie und Demokratie ihrer Freiheit zu bedienen trachten, genau so rastlos eifern die selbständigen Teilgebiete der Erde nach dem Ziele der Vollständigkeit. Aus einem Zustand der vielen Selbständigen streben sie nach dem besten Zustand des einen Vollständigen. Der beste Staat kann immer nur einer sein.

Aber jeder dieser selbständigen Staaten trägt in sich das gute Gewissen, nach seinen Kräften auf den besten Staat gezielt zu haben, d. h. im Hinblick auf diesen schon etwas Wirkames, Wertvolles und Gutes geschaffen zu haben. Er will also aus sich heraus zum besten Staat werden. Alle Staaten sind also notwendig auf ihre Selbständigkeit nicht nur, sondern auch auf ihr Wachstum bedacht.

Es hat aber der beste Staat einen auszeichnenden Namen erhalten vor den einzelnen Staaten. Dieser Name soll ihn herausheben über die einzelnen Staatsformen und seinen Reichtum an allen Staatsformen, seine Vollständigkeit dartun. Dieser Name ist kein anderer als der des Reiches. Das Reich behauptet von sich die Vollständigkeit an Staatsform, der Staat betont hingegen seine Selbständigkeit. Das Reich trachtete also immer in erster Linie darnach Weltherrschaft zu sein, der Staat hingegen immer in erster Linie Souveränität, völlige Selbständigkeit zu besitzen. Aber jeder wirkliche Staat ist auf dem Wege vom Staat zum Reich. Er will selbständig sein und vollständig werden. Daher sind alle Staaten notwendig imperialistisch, d. h. sie müssen

sich zum Imperium auswachsen wollen. Imperium ist nur ein anderes Wort für Reich. Was nicht wächst, stirbt; ein Staat der nicht zum Reich sich auswachsen wollte, würde damit sich selbst tadeln. Er würde einen anderen Staat für den besseren, der Vernunft entsprechenden erklären. Er würde zugeben, daß es doch mehr auf den andern als auf ihn selbst ankomme. So verfährt z. B. die Schweiz. Die Schweiz lebt bewußt als Neutraler und zeigt nicht das leiseste Reichsstreben. Indem sie sich selbst „keinen von beiden“ nennt, überläßt sie das Streben nach dem Reich eben damit „den beiden“, allgemeiner „den andern“ und lehnt selbst die Verantwortung für die Entwicklung zum besten Staat ab. Eben dadurch ist aber die Schweiz in ihrem eigenen Gewissen nicht selbständig, sondern sie lebt, wird geschaffen und erhalten durch die Gewißheit, daß andere Staaten dies notwendige, weil ja auf das Beste gerichtete Streben bereits entfalten. Und so ist die neutrale Schweiz zwar nicht für sich selbst, aber für ihre großen Nachbarn verantwortlich, deren Dasein und Streben sie billigt und voraussetzt. Allerdings macht sie sich nicht von „einem von beiden“ abhängig, sondern eben von allen ihren großen Nachbarn zusammen. Die Schweiz existiert nur als Ergebnis dieser Nachbarn Deutschland, Frankreich, Italien, Osterreich. Ein völlig neutraler Staat ist also im Schlepptau der Staaten, deren Wettstreit ihn als toten Winkel neutralisiert hat. Er lebt von diesem Wettstreit. Erlischt dieser, so ist auch seine Neutralität verwirkt. Die Schweiz ist nicht abhängig von irgend einem Staat, wohl aber von der europäischen Staatenwelt. Sie ist daher ein Grenzwert der Staatlichkeit. Hier weist der einzelne Staat nicht über sich hinaus auf einen besten Staat, auf das Reich der Zukunft; sondern er weist umgekehrt auf eine geschichtliche Stufe, in der die ihn bedingende Staaten-

welt einen Zusammenhang, ein gegliedertes Ganzes darstellt. Der neutrale Staat zehrt von der bereits vorhandenen überstaatlichen Verbindung seiner Nachbarn. Das will sagen: diese Nachbarn sind nicht nur selbständige Staaten, die jeder einzelne aus sich heraus den vollständigen und besten Staat her austreiben wollen und herauszutreiben hoffen, sondern sie finden sich mit der Konkurrenz auch moralisch ab. Sie glauben nicht, allein, aus ihrer besonderen Souveränität heraus, den besten Staat heraufführen zu können. Sie erkennen ihre eigene Unvollständigkeit an. Das Reich wird also dereinst aus keinem einzelnen von ihnen erstehen, sondern nur aus ihnen allen zusammen. Dies bestimmte Urteil der großen Einzelstaaten über das Mahen des Reiches spricht sich in der Neutralität der Schweiz aus.

Je deutlicher aber dem Einzelstaat seine Unvollständigkeit vor Augen steht, desto eifersüchtiger wird er auf seine Selbständigkeit, seine Souveränität pochen. Denn in dieser Selbständigkeit liegt ja dann sein ganzer Anspruch begründet, zum Aufbau des besten Staates selbst seinen Weg gehen zu dürfen. Gerade das deutliche Gefühl, nur Teil des Reichs, das da kommen muß, zu sein, bestärkt das Reichsstreben jedes einzelnen Staates, der nur dadurch seine Selbständigkeit erweisen kann, daß er bis zum Anbruch des Reiches unausgesetzt wächst und also bis zu diesem Zeitpunkt sich noch selbständig behauptet und entwickelt hat.

Die Selbständigkeit der Staaten und ihr wetteiferndes Vollständigkeitsstreben, Souveränitätsstolz und imperialistischer Drang sind also zwingende Eigenschaften, die aus dem Wesen der Menschen herrühren, Vernunftwesen zu sein. Denn als Vernunftwesen müssen sie nach dem guten und damit auch nach dem besten Staat, dem Reich, streben. Und wo immer Menschen in einem Staate

tätig sind, trachten sie ihn zu verbessern und damit dem Reiche anzunähern.

Der Wettstreit der Staaten stellt jeden Einzelstaat auf die Probe, ob er Macht und Freiheit der Gewalten in sich verwirklicht hat. Nicht alle Staaten erheben den Anspruch, alle Staatsformen in genügendem Maße in sich zu enthalten. Sondern die Kleinstaaten verzichten auf einen Teil der strengen Forderungen von vornherein. Hingegen sind die sogenannten Großmächte ausgerüstet mit dem Anspruch, in sich vollständig zu sein. Sie sind daher die Träger der rücksichtslosen Auseinandersetzung über die Reichsbildung, sind die großen Imperialisten und damit die Träger des „Reiches“ ebenso wie seine Verhinderer.

Daß der einzelne Staat sich zum Reich hinbewege, ist eine Gewißheit des Geistes. Die Unterscheidung von gut und böse führt notwendig auf dies Streben; der Charakter des Erbes, mit dem die christliche Zeit geprägt ist, erlaubt uns ferner, nicht blind unsern Weg bloß zurückzulegen, sondern ihn hellen Auges vor uns zu sehen. Adam und Christus erlauben und verpflichten uns, vom besten Staat zu zeugen. Hingegen kann die Masse derer, die jeder geistigen Gewißheit ausweichen, zu diesem Glauben an den Geist nicht gezwungen werden. Aber sie hat damit auch ihr Recht, zu urteilen, verwirkt. Wer nicht weiß, was gut und böse ist, wer nicht glaubt, daß das Gute uns zwingt, der darf nichts bestehendes tadeln oder loben. Der beste Staat kommt freilich auch zu den Blinden, gerade so wie alle Staatsformen zu den Heiden gekommen sind. Aber die Blinden erkennen ihn nicht, stoßen ihn von sich, weil sie das Licht verschmähen, welches über die ewige Wiederkunft und Freiheit Klarheit ausgießt. Deshalb bleiben die Blinden in der Finsternis, leben von Tag zu Tag, behängen die Jahrzehntziele ihres

einzelnen Staates mit wohlklingenden, Gott vorbehaltenen Namen oder aber zimmern sich aus willkürlichen Einfällen einen sogenannten Idealstaat. In ihrer tiefen Ungläubigkeit an die eine, unverbrüchliche Herrschaft des Geistes jammern sie dann, daß die Wirklichkeit leider mit diesem ihrem Patentideal nichts anzufangen wisse.

Wer aber an den Geist glaubt, der glaubt damit auch, daß der Geist sich den Körper baut. Er glaubt, daß die Formen der Dinge vom Geiste bereits alle einmal gestaltet worden sind bis zu dem Zeitpunkt, wo die Zeit erfüllt war. Er glaubt, daß seitdem der Geist wirksam ist, diese seine Formen zu verewigen, d. h. das Gesetz zu erfüllen. Dazu fordert er uns auf als Kinder Gottes, die Wirklichkeit immer wieder zu erzeugen, die Freiheit, mit der er uns beschenkt hat, unaufhörlich zu erneuern. Vom besten Staat kann nur sprechen, wer sich freimütig als Gefangener der christlichen Zeitrechnung, als ein Bruder in der 1917 jährigen Gemeinschaft bekennt. Der aber muß ihn bezeugen. Und als die Aufgabe des Menschen die Durchdringung von Freiheit und Wiedergeburt gelten lassen.

V. Parlamentarismus und Soljets.

(Anfang September 1918.)

Das gleiche Wahlrecht hat bis zum Kriege den Bestand des preußischen Staates gefährdet. Ein Wehrstaat, dessen Untertanen blind waren gegen die rings herandräusenden Gefahren, ein armer Staat, dessen reich werdende Untertanen in der größten Umschichtung aller Besitzverhältnisse und in einer wahren Völkerwanderung begriffen waren, ein solcher auf Dauer und Selbstgenügsamkeit angelegter Staat wäre einem auf Wechsel und Weltabhängigkeit eingeschworenen Volk ausgeliefert worden. Deshalb bestehen heut die furchtbaren Gefahren nicht mehr? Die Wahlrechtsgegner, soweit sie es aus Gewissenhaftigkeit sind, sehen sie auch für die Zukunft. Und kann man sie schelten? Da doch die Wahlrechtsfreunde auch noch heut die alte Feier unentwegt anstimmen? Da doch die Wahlrechtsrede des Abgeordneten Bachnick 1918 genau so lautet wie 1908, ist es kein Wunder, wenn es von der Rechten noch ebenso zurückschallt. Heut aber ist nichts mehr ebenso wie 1908. Das Wahlrecht hat heut einen anderen Sinn, und das Parlament hat eine andere Zukunft als vor dem Kriege.

Das Wahlrecht hat einen anderen Sinn. Es entspringt heut nicht aus der bürgerlichen Ordnung, im Kampf des Volks auf den Gassen, oder demagogischer Volksführer im Parlament gegen die Krone. Sondern es entspringt heut aus der Wehrverfassung. Wer die

Waffe trägt, darf vor den König treten und klagen, Waffendienst macht frei, das und nichts anderes bedeutet heut das gleiche Wahlrecht. Es ist eben kein Zufall, daß der König von Preußen es heut seinem Heere gegen das alte Parlament zusichert. Am meisten würde es dem Wesen des preussischen Staats entsprechen, wenn das Stimmrecht ausdrücklich an die Dienstpflicht geknüpft würde. Nur durch die Hilfsdienstpflicht, die eben doch eine Mischform ist, wird diese Formulierung erschwert. Aber der Kern bleibt: Waffendienst macht frei. Das Heer macht in Preußen die Nation; es hämmert das forrückenschwache Volk erst national zusammen; es ist wirklich die Volksschule im Guten und im Bösen. Was ist denn aber das Parlament anders, als die Form rechtmäßiger Audienz, rechtmäßiger Klage vor dem Fürsten? Nur der Parlamentarismus hat verdunkelt, daß das Parlament so alt ist wie das Königtum. Es ist ja nichts anderes als die Sprache, die das Volk mit dem König hält gegen die Übergriffe seiner Großen und Beamten im Lande. Vor den König kann jeder kommen und klagen: Der König gibt dem Volk Recht gegen den Staat. Das ist die uralte Aufgabe des Monarchen, kein Beamter zu sein, sondern ein Erdensohn, auf den die Berufung von oben fällt. Heut ist auch der Staatsbeamte zugleich „Volk“, weil der Staat sich in Myriaden Diener verzweigt hat. Dadurch wird dieser einfache Gegensatz zwischen Staat, das ist Herrschaftsübung und bestimmte Ordnung, und Volk, das ist Freiheitsübung und unbestimmte Neuerung, heut verdunkelt.

Aber, wird man einwenden, auf die Urelemente kommts nicht an. Heut hat eben der Parlamentarismus Machtgelüste. Er will den König entthronen. Bis zum Kriege hatte dieser Einwand Recht. Zwar entglitt dem Parlament in allen Ländern die Herrschaft. In Italien

z. B. wurde die Überwindung der Parteien durch die Staatseinheit zu einem Schlagwort Giolittis und auch sozialistischer Theoretiker. Aber für Deutschland schien allerdings das Parlament die Herrschaft der Masse zu fordern. Jetzt aber, nach der russischen Revolution, hat auch der Parlamentarismus in Europa endgültig einen anderen Sinn. Es ist ja schon äußerlich kein Zufall, daß wir das gleiche Wahlrecht gleichzeitig mit der russischen Revolution verheißen bekamen. „Wehe dem Staatsmann“, hieß es im März 1917, „der die Zeichen der Zeit nicht versteht“. Aber beides, Revolution und Wahlrecht, ist innerlich noch viel tiefer miteinander verbunden, als die Staatsmänner wissen. Denn die russische Revolution hat das gleiche Wahlrecht unschädlich gemacht, indem sie den Parlamentarismus als absolute Größe überwunden hat! Der Parlamentarismus ist heut nicht mehr die letzte Größe der Entwicklung. Damit sinkt das Parlament wieder aus einem absoluten Wert, der nach Tyrannei strebt, zu einem unter mehreren Verfassungsträgern herab.

Das Neue, das in die Welt gekommen ist, ist die Sowjetverfassung. Der örtliche Sowjet ist Regierung aus eigenem Recht wie der Zentralsowjet. Vergleichbar ist das am ehesten mit der Bischofsverfassung der römischen Kirche. Jeder Sowjet hat die volle Würde und Echtheit der Herrschaft, so wie jedes Bistum die ganze Ecclesia in sich ist und abbildet. Damit ist aber mit einem Schlage der Parteikampf in der Landeshauptstadt, das Parlament, in den Hintergrund gedrängt. Parteiungen werden im Ortschaftsowjet aufgesogen. Nach dem Zentralsowjet strömen nicht Volksvertreter, sondern Sowjetdelegierte, das heißt Regierungsmänner, verantwortliche Machthaber. Die Diktatur des Proletariats in Rußland hat nicht zufällig, sondern notwendig das bürgerliche Parlament zum Teufel jagen müssen. Denn der Parlamentarismus und die Par-

teilen organisieren ja das Land vom Mittelpunkt her. Wie das Kapital sind sie gleichgültig gegen die örtliche Gebundenheit. Kapitalismus und Parlamentarismus, Zwillinge die sie sind, entwurzeln beide und verfälschen so leicht die Unterschiede zu einem eintönigen Massenbrot. Auch die Hauptstadt heißt „capitale“ wie der alles organisierende Geldstod.

Aber diese Gefahr ist mit der sozialen Revolution vorbei. Ganz allgemein ist mit ihr die Schwungkraft der parlamentarischen Idee gebrochen. Wir haben ferner zwar nicht die Sowjetverfassung, aber wir haben das sozialistische Experiment in Wirklichkeit schon durchzuführen begonnen: Der Staat hat während des Krieges im weitesten Maße Staatsgewalt abgetreten an die Wirtschaftsverbände. Wir haben mit einer Sättigung unseres Wirtschaftslebens an Formen zu rechnen, mit einer Festlegung seines Aufbaus, die im schroffen Gegensatz zu dem rasenden Wechsel des vorigen Jahrhunderts stehen wird. Der Staat hat unter sich eine neue Zone von Hoheitsrechten sich bilden lassen. Jedes Gewerbe übt jetzt durch seine „Reichsstelle“ bereits Polizeigewalt aus! Das bedeutet: Staatsgewalt wandert ab in die Hände von Nichtstaatsdienern, d. h. wir erleben einen Feudalisierungsprozeß durch die Berufsstände. Der Einzelne fällt in die Maschen einer solchen delegierten, feudalisierten Berufselbverwaltung rettungslos hinein. Und das Bindeglied, das ihn zurückführt zu dem Staatsmittelpunkt, zu dem Staatsganzen, ist nichts anderes als sein Stimmrecht zum Parlament. Bisher zerreißt das Parlament die Volkseinheit und will Parteien dem Staat ausliefern. Aber fortan wird der Staat den Berufsverbänden anheimfallen; nicht so, daß diese sich des Mittelpunktes selbst bemächtigen würden, sondern so, daß sie anfangen, ihr Interessengebiet mit Hilfe delegierter Staatsgewalt selbst zu beherrschen! Mit solcher Feudalisierung

aber sinkt das Interesse des Einzelnen am Staatszentrum. Er versinkt in seinen kleineren Gewaltkreis hinein. Dagegen kann nur die Landsgemeinde helfen in ihrer doppelten Gestalt: als Volksheer einerseits, als Volkshaus andererseits, wo jedermann klagen kann über das, was in seinem Bezirk gesündigt wird. Das Parlament ist künftig nicht wie im Zeitalter des zentralisierten Kapitals Kämpfer um den Mittelpunkt der Herrschaft, sondern Kämpfer gegen die Zerstückung der Staatsgewalt.

Die russische Revolution trägt die französische und ihre Folgen für uns zu Grabe. Deshalb ist das Symbol der französischen, der Parlamentarismus, heut überholt, ist nicht mehr im Aufstiege zur absoluten, revolutionären Macht. Wir, dazu gezwungen, im Herzen Europas alle europäischen Einrichtungen zu verarbeiten und zu versöhnen, können daher heut das gleiche Wahlrecht und das Parlament mit Überzeugung ergreifen. Beide sind heut reife und geläuterte Werkzeuge gegen die Gefahren der Zukunft.

VI. Die finnische Königswahl und der Krieg.

(September 1918.)

Der Abgeordnete Scheidemann zieht in den schärfsten Tönen gegen das Erfinden von „Thronrechten“ zu Felde, die er den „Volksrechten“ entgegenstellt. Besonders hat es ihm und allen deutschen Demokraten der neue finnische Thron angetan. Sie alle meinen, wir müßten zum Endkampf uns restlos demokratisieren. Wie sie freilich unser Reich und seine Fürstentümer dabei erhalten wollen, ist ihr Geheimnis. Aber vielleicht gibt dieser Angriff endlich Anlaß, von Seiten aller derer, die gegen das Gift Wilsonscher Dogmen noch standfest geblieben sind, einen geistigen Kampf für die Werte aufzunehmen, zu deren Behauptung die beiden Kaiserreiche im Krieg stehen. Wir sind durchaus in der Defensive und bei wenigen Schlagworten (Monarchie, Treue, Ordnungssinn) stehen geblieben; wir haben das neue Wort vom vorigen Jahre, das „Volkskönigtum“, aus den eigenen in die Hände unserer Republikaner gelangen lassen. Wir sind allen den großen Tagesfragen der Oststaatenbildung nur praktisch und militärisch zu Leibe gegangen. So wurden dem deutschen Michel Herzogtümer, Königreiche, Hetmannschaften, Personalunionen in einem Augenblick neu präsentiert, wo ihn die

Gischt ausländischer Werdebilder von Staat und Volk fast erstickte. Sein Gewissen wurde zerspalten. Dort auf Feindeseite überreiche honigsüße Theorien ohne Praxis, bei uns reine Praxis ohne jede vernünftige geistgeborene Erwägung im Großen.

Heut aber, Amerika gegenüber, rächt sich dieser Mangel geistiger Selbstversorgung schwer. Von den öden Byzantinismen und der bloßen Routine abgestoßen haben sich viele ehrliche Monarchisten geistig vom deutschen Strand abschleppen lassen. Sie meinen ernsthaft, wir müßten nun einmal heut notgedrungen Wilson zum Munde reden, müßten so tun, als wären wir eben doch beinahe auch eine Republik, beinahe auch frei und beinahe auch gleich. Die „Intellektuellen“ sitzen wieder glücklich wie vor 1914 im republikanischen Lager. Die Intelligenz ist wieder westlich. Dies Spielen mit der Republik muß ein Ende haben. Denn obwohl $\frac{4}{5}$ der Deutschen sich für Republikaner halten, ist es nicht ein einziger in irgend welchem Ernste. Heut aber kann uns nur Ernst, ingrimmiger Ernst retten. Wie liegen denn die Dinge?

Eine Macht, die nicht wächst, schwindet. Dieser Krieg ist der Prüfstein, ob die Monarchie noch Zukunft hat in der Welt. Nun, in der Welt: Australien, Amerika, Afrika, hat sie schwerlich eine. Aber dieser neuen von Wilson vertretenen „Welt“ steht das alte Europa gegenüber. In diesem Europa sind England, Portugal, Italien und Griechenland entmonarchisiert worden durch den Krieg und seine weiteren Zusammenhänge. Die größte sichtbare Einbuße der Monarchie brachte dann die russische Umwälzung. Zwar war das Partum immer um eine Entwicklungsstufe hinter dem europäischen Fürstenamt zurück. Trotzdem ersetzte es durch seine überwältigende Kolossalität der Masse der Monarchisten alle lebendigen Glaubenslehren

über die Monarchie. Das Zarum barg eben nicht eine, sondern zwölf Kronen in sich, die der Krieg jetzt wieder ausspeit. Hat also der Zarismus die europäischen Monarchien geschädigt, indem er sie entgeistigte, so hat er doch quantitativ ihnen genügt. Denn er hat imponiert.

Heut also sind nur noch die beiden Kaiser, die deutschen Fürsten, und die Könige von Spanien, Schweden und Holland Monarchen im europäischen Sinne.

Diese Monarchien alle stehen vor einer schweren Krise, die schon längst heraufzieht. Durch den Zusammenbruch des alten deutschen Reiches ist ihnen seit 100 Jahren jede oder doch fast jede Zufuhr neuen Bluts geraubt. Bis 1806 konnte die Ebenbürtigkeit immer noch neue Geschlechter ergreifen. Seitdem ist es damit für den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu Ende.

Ein solcher Zustand ist auf die Dauer unhaltbar. Er rächt sich schwer heut an einer ganzen Reihe von alten Geschlechtern. Sie ermatten oder sterben ganz aus. Nun ist aber das Fürstenamt gerade zum Unterschiede von der Republik kein gemachtes, sondern ein natürliches Gebilde. Es greift hinter den Kulissenbau des Staats und hinter die verstandespapierene Sägung zurück auf das geschöpfliche Wachstum der Geschlechter im Volk, wie es wirklich leibt und lebt. Um so mehr muß es also der Natur gehorchen. Die Natur jedoch duldet keine Isolierung, keine völlige Abdrosselung eines Einzelzweigs vom Lebensbaum. Wie das deutsche Kaisertum herauswächst aus einer Fülle von Fürstentronen, so kann die Monarchie als solche nur bestehen, wenn sie sich zu erneuern und in einer gewissen Fülle ähnlicher Erscheinungen sich wiederzufinden weiß. Ein Aufstieg zum Fürstentum, wie er sich etwa bei Skoropadski andeutet, muß irgendwie geöffnet werden.

Bleibt der Ring der Fürsten endgültig geschlossen, so ist sein Erstarrungstod unvermeidlich. Darüber eben ent-

scheidet der Weltkrieg. Die Not der Ebenbürtigkeit muß behoben werden.

Neben die Frage des Bluts tritt die zweite nach der Bewährung. Soll die Monarchie eine wertvolle, zukunfts-kraftige Lebensform des Volkstums für uns Deutsche bleiben, so muß sie ihren Beruf an neuen Aufgaben und unter neuem Himmel bewähren. Nur was Macheiferung und Nachahmung findet, ist gesund und vorbildlich. Würde sich nirgends mehr neues Volkstum unserer Lebensformen bedienen, so wäre das ein Todesurteil unserer Volksordnung. Also ist es geradezu notwendig, daß in dieser ungeheuren Umwälzung irgendwo das deutsche Fürstentum Anklang findet. Die finnische Königswahl ist ein Siegel unter das innere — das ungeschriebene, ideale — Recht unserer Sache. Nicht daß in Finnland, aber daß überhaupt dergleichen geschieht, ist notwendig.

Aber solch äußere Betätigung bedeutet auch für das Innere Deutschlands Erneuerung, Entwicklung und Befreiung. Unser Fürstenamt krankt ja an Verzwergung, an Verkümmern. Das Hofwesen kann seinen Staub und Plunder nur ablegen, wenn belebend und ermutigend Lufthauch von außen eindringt. Äußerer Haß konserviert das Überlebte, äußere Reizung erlaubt Verjüngung. Nur Kolonien übermitteln dem Muttergebilde vereinfachte und neue Formen des Lebens.

Zu Haus und Hof gesellt sich als drittes die Verwaltung. Eine Monarchie kann nicht ohne Adel und Herren überhaupt sein. Die Bauern, diese Könige auf ihrem Hof, sind die Säulen der Monarchie, weil sie ihr gleich sind. Aber auf der andern Seite ist gewißlich der König gegen den Adel eingesetzt, um den Übermut der Großen zu brechen, die Schwachen gegen sie zu stärken und die Erblosen, die „Proletarier“, durch Königs- oder

Landesdienst zu versorgen. Wenn wir auf das Experiment Skoropadski blicken, so zeigt sich, wie sehr uns eine monarchische Volkspartei fehlt, die der monarchischen Vaterlandspartei der Besitzenden als die Königsgesellschaft der Besitzlosen gegenüberstände. Denn alsdann hätte uns schwerlich der ukrainische Bauer in dem Grade entfremdet werden können, wie es geschehen ist.

Vor allem aber: Nie hätten die Bolschewiki dann die Sünden unseres Kapitalismus, unserer Englandnachäffung und unserer tiefgehenden Amerikanisierung für den Kern unseres Staats nehmen können. Die russische Revolution geht gegen das Kapital, ganz und nur gegen das Kapital, weil es „stiehlt“. Aber der Vorzug der Monarchie ist ja gerade, daß einer da ist, der nicht „stiehlt“, nicht ausbeutet, sondern der Ausbeutung Schranken setzt. Unser Fürstenamt ist nicht „imperialistisch“. Es ist durchaus noch vorkapitalistisch. Der preußische Staat ist in seinem Heeres- und Beamtenkörper fast bis zum Krieg antikapitalistisch bis in die Knochen gewesen. Und er kann es, besinnt er sich auf sein Wesen, wohl auch wieder werden. Dazu müßten nur unsere Mehrheitssozialisten endlich von Marx zu Bassalle, dem Preußen, zurückfinden.

Erneuerung von Haus, Hof und Verwaltung, Blutzufuhr ins Fürstengeschlecht, in des Fürsten Umgebung, in seine Beamtschaft, das sind die großen bleibenden Fragen für die Monarchie, die auch heut nur durch eine ehrliche Vertiefung gelöst werden können. Verschmäht man es auch weiterhin, dem Krieger draußen ein ernsthaftes Wort über unsere Volksordnung zu sagen, über ihre Daseinsbedingungen und Forderungen, so wird er freilich im Osten nur ein Spiel mit Herzogshüten und Königskronen wahrnehmen, ein Spiel, das wir Wilson zu gefallen auch unterlassen könnten, ein Spiel, das in einem Kampfe auf Leben und Tod fluchwürdig ist.

Vermögen die Formen unseres Reiches nicht zu kolonisieren, entbehren sie ganz der Kraft, sich durch Fortzeugung nach außen selbst innen zu läutern und aufzufrischen, so ist alles Gerede von Mitteleuropa ein unfruchtbares Geschwätz. Der Geist ist dann aus den Formen gewichen. Und kein noch so tapferes Heer vermag eine Festung zu halten, die alle guten Geister geräumt haben.

VII. Die Größe unseres Unglücks.

(Oktober 1918.)

Unser Schmerz späht heute nach Zeiten in der Geschichte aus, die unserem heutigen Schicksal vergleichbar wären. Das Herz hofft darin Ruhe zu finden, daß auch früher schon die finsterste Nacht durchschritten worden ist. Güten wir uns aber vor zu kurzatmigem Trost! Heute kann uns nur der Mut helfen, der in die ganze Tiefe des Unglücks hineinzublicken wagt. Nur er kann unsere politischen Schritte freimachen zu dem, was heute Pflicht wird.

Deshalb genügt es nicht, die Gegenwart mit Jena und Tilsit zu vergleichen. Denn was damals zerbrach, war ein Staat ohne Volkstum. So blieb auch das Volkstum unverfehrt, unverbraucht. Die Massen, immer nur widerwillig abziehbar von der Sorge ums tägliche Brot, ließen sich deshalb damals aufwecken zur Erneuerung des Staats. Diese Vermählung von Volk und Staat, die 1813 geschah, sie ist es, die wir heut aufgezehrt sehen. Also gerade das Heilmittel von damals ist heute mitverbraucht, jene seltsame Erhebung des Auszugs, jener August 1914, der dem März 1813 gleich!

Nein, einmal hat die Geschichte schon den „preußischen Militarismus“ als Träger nationaler Kaiserherrlichkeit vernichtet, in jenem Zeitalter, das in allem der idealistische Schattenriß und Vorraum der realistischen Neuzeit ist: im Mittelalter.

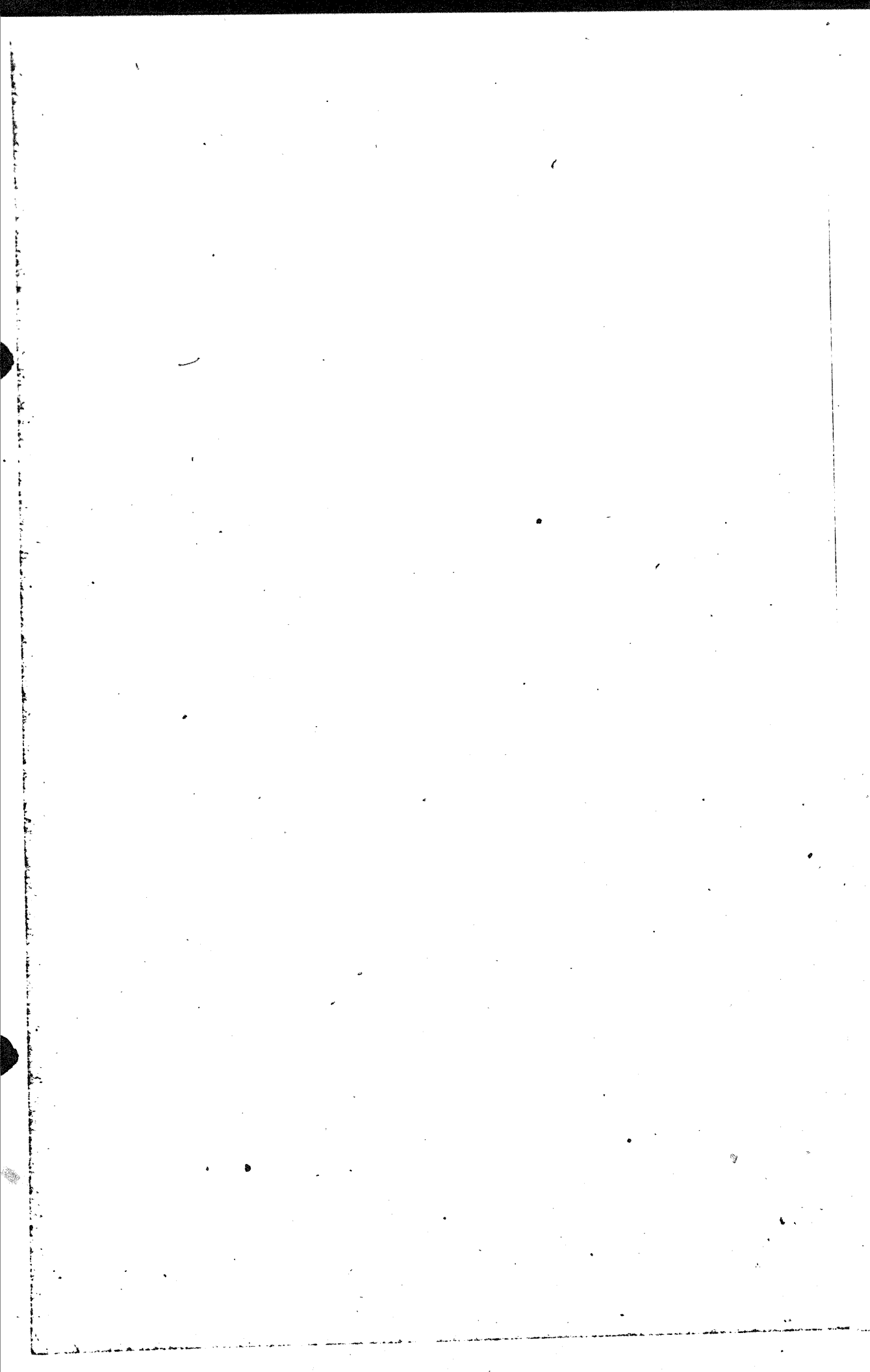
Das Mittelalter in seiner technischen Unfähigkeit vermag die zerstückelte Wirklichkeit nicht durch Taten zusammenzubauen. Ohne Volkswirtschaft, ohne Finanzkraft, ohne Beamtentum, ohne Verkehrsmittel erliegt es der Zerstückelung in kleinste Räume und kürzeste Zeitabschnitte für all seine Politik. Aber trotzdem stellt es für unsere heutige technische organisierte Großmachtsrealität den Plan auf. Je geringer seine Technik, desto schärfer und höher ausgebildet sind seine politischen Ideen und Pläne. Und als ideale Vorgestalt des Hohenzollernkaisertums hat es die schattenhafte Verwirklichung gleichsam als Andeutung vorweggenommen: im Kaisertum der Hohenstaufen.

Freilich, die Mode will es, das mittelalterliche Kaisertum an geistiger Überspanntheit sterben zu lassen. Es sei Träumen der Weltherrschaft nachgegangen, es habe also internationales Wesen gehabt, statt des nationalen von heute. Aber das ist nicht wahr. Das, was die Staufer von allen Kaisern vor ihnen unterscheidet, ist gerade ihr schroffes deutsches Nationalgefühl. Auf die deutsche Nation wird ihr Reich gegründet. Und die Nation als solche fühlt sich seitdem und erst durch die Staufer berufen zum Kaisertum. Mehr als das. Die beiden Friedrich gründen ihr Reich auf die Armeel Es ist ein Schwertkaisertum, das sie verwalten. Ihre Macht ist genau im gleichen guten Sinn militärisch wie die preussische. Ihre schwäbischen Dienstmannen bilden das Werkzeug ihrer Staatskunst. Dies Offizierkorps in seiner Treue und seiner unbedingten Ergebenheit baut ihren Staat innerhalb wie außerhalb der nationalen Grenzen. Eben dies Offizierkorps erregt durch sein schroffes Pflichtgefühl den Haß und Meid der ganzen Welt. Im Innern: die Massenbewegungen des niederen Volks, vor allem geführt durch die Bettelmönche, sind unserer Sozialdemokratie gleich in ihrer aushöhlenden Wirksamkeit. Nach außen: Von dieser Armee fühlt sich

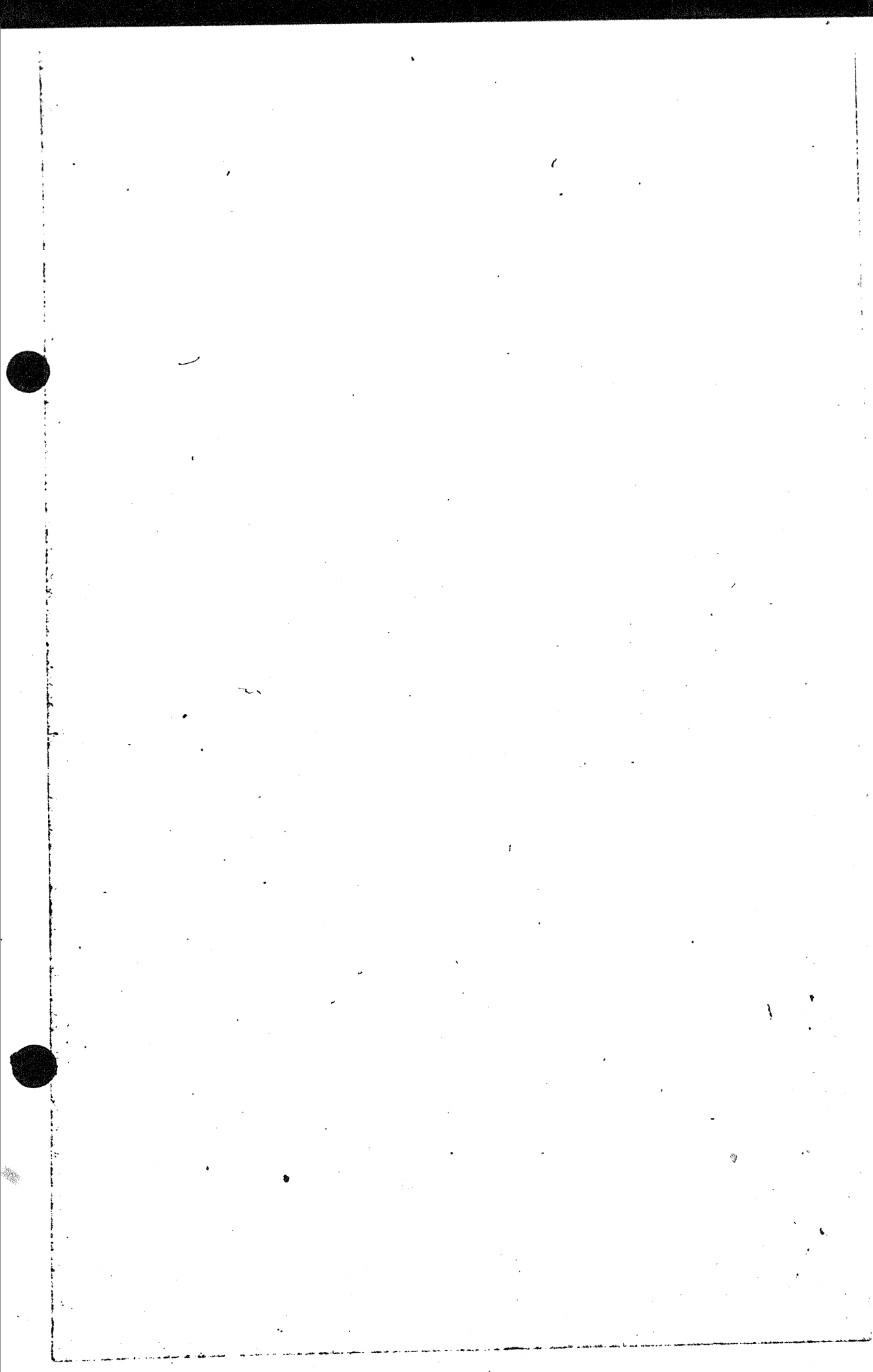
die universale Gewalt der Zeit, das Papsttum, ständig bedroht. Unaufhaltsam treibt es zum Bruch, trotz aller Versöhnlichkeit des Kaisers. Sein früherer Freund Fiesco ist, der, kaum daß er Präsident — vielmehr Papst als Innozenz IV. wird —, ihn mit schaudervollen Bannflüchen zu Lyon absetzt und in fünfjährigem Verzweiflungskampf aufreißt. Auch dies dritte drängt sich auf: die Armee erhebt den Kaiser so hoch über die übrigen Fürsten des Reiches, daß er nicht mehr als primus inter pares wirkt und unter ihnen selbst demokratische Gegenströmungen, ein Gegenkönig: Heinrich Raspe, sich geltend machen. Dem preussischen Adel von heute entspricht die schwäbische Ministerialität der Staufer. Wie die Finanzkraft der staufischen Herzöge von Schwaben am Oberrhein mit seinem dichten Städtenetz konzentriert war, so heute die der preussischen Könige im rheinisch-westfälischen Gebiet. Eben deshalb wurde damals Schwaben zerstückelt und droht heute Preußen die Zerstückelung. Der heutigen inner-deutschen Wilsondemokratie entspricht die gewaltige geistlich-demokratische Welle der Bettelmönche, die im Reich selbst das Kreuz gegen den Kaiser predigen. Und der universalen geistlichen Macht, die der trotigen Selbstbehauptung des weltlich-nationalen Kaisertums mit allen Mitteln der Befolgung Herr wird, entspricht heute der Weltenrichter vom Kapitol in Washington.

Hohenstaufen und Hohenzollern: nicht umsonst also sind sie Nachbarn von der schwäbischen Alb. Ihnen beiden ist anvertraut der herrlichste Traum der Nation. Ihnen beiden entzieht sich das Volkstum ängstlich und schwach werdend unter dem Druck fünfjähriger Hatzpredigt und Vernichtungskämpfe. Nur der unermesslichen Tragik der Hohenstaufen vergleicht sich der Lauf unseres Kaisergeschlechts. Nicht Jahren, sondern Jahrzehnten der Befestigung gehen wir entgegen. Ein Zusammenbruch aller

Autorität, ein Kampf aller gegen alle droht: Und eben das, wovor wir uns in unserer allzu großen Selbstsicherheit ewig geborgen glaubten, wofür wir das „internationale“ Kaisertum des Mittelalters hochmütig bedauerten, eben das bricht über das verirrte verängstigte Deutschland herein. Wagen wir sie nur mutig auszusprechen, die volle Größe unseres Unglücks. Uns erwartet, falls Wilson siegt über die Hohenzollern, was den Päpsten gelang, als Friedrich II. dahinging: Die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Die volle Größe unseres Unglücks: möge sie alle törichten Anklagen und gegenseitigen Beschimpfungen verstummen machen. Denn etwas vollzieht sich, das von menschlicher Klugheit nicht hätte aufgehalten werden können. Darüber kann uns der Vergleich mit der staufischen Kaiserherrlichkeit wohl trösten.



Vom
deutschen Zusammenbruch
bis zum Frieden.



I. Deutschlands Staatswesen und der Völkerbund.

(Vortrag, gehalten am 21. Februar 1919)

Am 9. November 1918 wurden alle Institutionen unseres Reiches weggeschwemmt. So ineinander verfilzt waren die zweiundzwanzig Kronen, der Bundesrat der fünfundzwanzig Gliedstaaten, die Kaiserwürde des Bundesfeldherrn und Preußens Vormacht mit dem Reichstag, daß alles zusammen verschwand. Übrig blieb nur der Apparat der Beamtung; das innere Uhrwerk läuft auch heut noch. Das Gehäuse der Uhr ist fort; das Zifferblatt und die Zeiger fehlen, welche die politischen Stunden schlagen; Luft dringt an das Räderwerk und die empfindlichen Federn und macht sie rosten. Aber dieser Verrostungs- und Zerfallsprozeß pflegt nach aller geschichtlichen Erfahrung einige Generationen zu währen. Inzwischen werden rohe Zifferblätter provisorisch auf das Werk aufgeklebt.

Wider ihren trügerischen Schein hat schon mancher seine Stimme erhoben. Am 26. November legte z. B. der Berliner Staatsrechtslehrer Erich Kaufmann dar, daß er die Existenz eines Deutschen Staates und Reiches nicht mehr anerkennen könne. Wir entbehren des Staates, unsere Lebensordnung der Staatseigenschaft. Wenn

Kaufmann schon vor 1914 als Höhepunkt der Staatswirklichkeit den siegreichen Krieg bezeichnet hatte, so war freilich mit dem 9. November das Mindestmaß an Staatsdasein unterboten: Keine Macht, keine Selbstbehauptung, zugleich kein Zusammenhang mehr mit dem Tage zuvor. Nur die Feinde erzwangen eine Fortsetzung des Daseins. Innen war jede Rechtsfolge unterbrochen. Ohne sie aber kein Staat. Aber eine geschäftige Betriebsamkeit sucht uns trotzdem zu denkbar schleuniger Wiederherstellung des Staates dadurch zu treiben, daß sie den Verlust unserer Staatseigenschaft nur auf den 9. November datiert. Seitdem sind wir doch wieder ein Staat im Rechtsinn, seitdem geht es einer Zukunft, einem neuen Werden entgegen. Besonders Stier-Somlo, aber auch Jellinek, Brandenburg, Plenge gehen davon aus, daß wir die Staatseigenschaft nur vorübergehend verloren haben, daß wir heut völkerrechtlich und staatsrechtlich schon wieder ein Staat seien. Wenn die eigentlichen Revolutionäre, die Jungen unter zwanzig Jahren so sprechen, so ist das ihr gutes Recht. Für sie gibt es noch vulkanische, ruckweise Geschehnisse. Über Nacht dreht sich die Ordnung um wie ein Handschuh. Die Revolution fängt für sie am 9. November an; deshalb kann sie für sie auch am 10. November zu Ende sein. Ihnen gilt der Fluch im Hamlet: die warmen Schüsseln von der Leichenseier sind kalte Platten bei dem Hochzeitsmahle. Aber dürfen auch wir so schnell über den völligen Verlust unserer Staatseigenschaft hinweggehen? Dürfen auch wir geflissentlich den Umfang dieses Rechtsverlusts übersehen? Gewiß: Vor Leichen schaudert uns. Aber doch verlangen sie ihre rechtmäßige Bestattung. In der Öffentlichkeit macht sich neben dem revolutionären Gaukelspiel noch am ehesten die Erbitterung Luft, die den Tod des teuren Guts, des Reiches, leugnet, die dem Kaiser treu

zu bleiben träumt und so weiter. Aber die Masse der Trauernden, die den Tod des Reiches selbst voll zu empfinden den Mut hat, sie kann fordern, daß ihr die wissenschaftliche Betrachtung zu Hilfe kommt und sich ihr Erlebnis: den Tod, den Verlust unserer Staatseigenschaft, so schmerzlich er ist, zum Problem macht. Es ist schwieriger, offen dem Tod ins Gesicht zu blicken als dem Leben. Aber es ist heut wahrhaftiger und darum gestatten Sie mir, es zu versuchen.

1. Universalreich und Staatssoberänität.

Es ist ein langer Weg, auf dem die Staaten von heut zu ihrer auszeichnenden Eigenschaft als Staaten gelangt sind. Der einheitliche Imperiumsbegriff Roms ist die ersten 15 Jahrhunderte unserer Zeit über allen einzelnen Volksstaaten lebendig geblieben. Im Recht und Glauben des Mittelalters ist die Universalmonarchie die bekrönende Einheit der Rechtsordnung auf Erden. Alle Königreiche erhalten damit eine Einbettung in ein über ihnen sich wölbendes Gesamtgebilde. Von vornherein sind sie nur Stufen, Übergänge zur Vollkommenheit. Selbst Frankreich oder England werden als Ausnahmen aufgefaßt von der als zwingende geistige Norm vorgestellten universalen Einheit.

Das ändert sich zuerst im Italien des 15. Jahrhunderts. In den goldenen Jahren von 1450—1494 sind die Staaten der Halbinsel bereits herausgebrochen aus dem Universalreich; sie werden als die goldenen Saiten einer unsichtbar bleibenden Harmonie angesprochen, sie werden Staaten, status, d. h. in sich geschlossene Zustandseinheiten. Hier ist der Verzicht auf jede Beziehung zu einem Ständeuniversum auch theoretisch vollzogen. Seitdem graben die europäischen Staaten ihre Grenzen immer tiefer, immer nachdrücklicher in die Erde

hinein. Immer deutlicher scheiden sich die Zustandseinheiten und ihre Geister von einander ab. Der Begriff der Souveränität ist es, der diesen Ablösungsprozeß, dieses Verabsolutierungsstreben der einzelnen örtlich befangenen Einheit staatlichen Zustandes auf Erden beschreibt. Der Begriff hat eine doppelte Seite, nach oben und nach unten. Der Begriff der Souveränität zerstört nämlich ebensosehr die höheren Begriffe oberhalb des Staats: des Universalstaats, des Reichs, der Ökumene, wie er nach unten die niederen Begriffe: der Stände, des Widerstandsrechts, die Urvüchsigkeit der Korporationen und des Gewohnheitsrechts auslöscht. Er hat also zwei Fronten, nach außen gegen den Oberstaat, und nach innen gegen den von ihm erfaßten Menschheitsbruchteil, sein sogenanntes Volk, und gegen den von ihm besetzten Erdbruchteil, sein sogenanntes Gebiet. Sein Verhalten nach innen und außen sind nur zwei Seiten ein und desselben Prozesses: des Strebens nach Souveränität. Hier also haben wir das Kennzeichen des Staats gefunden, das wir zu unserer Untersuchung brauchen: Der Staat verhält sich wie eine Zelle: Sein Daseinskampf nach außen und sein Stoffwechsel nach innen sind nur zwei Seiten desselben Vorgangs, des Lebens. Das Lebensgesetz des Staatsinneren wie des Staatsäußeren ruht im Staat selbst. Der Staat ist nicht wie ein Königreich in der Universalmonarchie bezogen als Unterabteilung auf ein höheres Ganzes. Sein Gesetz wird ihm nicht aus Forderungen des heiligen oder des Menschheitsgeistes auferlegt. Sondern die Staatsraison tut sich selbst genug gegen jedermann, sowohl gegen die rasonierenden Untertanen wie gegen die feindselig handelnden Nachbarn. Der Staat hat eigenen Geist, eigene Vernunft. Wo diese unbedingte Entsprechung stattfindet im Vordringen nach unten oder innen gegen das Individuum und nach oben oder außen gegen den höheren

Verband, den nächsthöheren Verband, da haben wir, Staat und Streben nach Souveränität. Das Deutsche Reich des Mittelalters ist daher nie ein Staat gewesen. Denn Staaten entwickeln sich erst im Kampf gegen den theoretischen römischen Imperiumsbegriff und gegen das praktische römische Reich des Mittelalters. Das Reich der deutschen Stämme bildet sich aber gerade nur mit Hilfe des Glaubens an die Universalmonarchie. Von 919 bis 1200 ist es nur das römische, geistige Ziel, das die Hochburg germanischer Stammesfreiheit, Germanien, zu einem Reiche zusammenschweißt. Nie ist diese Zusammenschweißung fertig geworden. Als Barbarossa die Stämme durch die christliche Monarchie überwunden zu haben schien, da brachen im selben Augenblick die Reichsfürsten als Erben der Stammesfreiheit hervor. Eingebettet in das Heilige Römische Reich regen sich schon um 1200 die Fahnlehen, die Länder der Reichsfürsten, als die unzerstörbaren, selbständigen Bundesglieder innerhalb des Imperiums, aber noch gebunden im Purpurmantel des Kaisertums. Sie sind es, die seit der Reformation, die ja eine mißlungene Reichsreform darstellt, zu vollen Staaten zu werden trachten und die von den italienischen „status“, von Frankreich und England aus entwickelte Souveränität auf sich ausdehnen wollen. Dazu mußte erst das Heilige Römische Reich im Verlauf der Zeit von 1648 bis 1803 zerbrechen.

So hat es durch den Widerstand der deutschen Universalmonarchie mehrere Jahrhunderte gedauert, bis die Souveränität in Europa für alle staatlichen Gebilde verwirklicht war. Aber noch den Wiener Kongreß schauderte es vor der durch das bloße Nebeneinander von souveränen Staaten entstehenden geistigen Leere am Geisteshimmel der Politik. Und er versuchte einen Ersatz durch die heilige Allianz. Mit der Zerstörung der heiligen Allianz im Krimkrieg war die letzte überstaatliche Bildung, der

letzte Nachhall des christlichen Reichsgedankens zu Grabe getragen. Die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts boten dem Denker den Anblick nur souveräner Staaten. Alle jene internationalen Übergriffe des Lehnmwesens, des hohen Adels, des Austausch im Offizier- und Schuldienst und der Kirche verschwanden mehr und mehr. Der Europäer verschwand in dem Augenblick, in dem von ihm wissenschaftlich von Nietzsche geredet wurde. Übrig blieben rein moralische Instanzen unter und über dem Staat, ohne rechtliche Faßbarkeit: die Menschheit und das Individuum.

2. Die deutsche Lösung.

Schon das Jahr 1871 brachte eine erste Lösung des überstaatlichen Problems durch die Gründung des Deutschen Reichs. Diese Reichsgründung war eine Vorwegnahme der überstaatlichen Lösung, war ein Wiedereinmünden souveräner Staaten in eine höhere Einheit. Im Rückblick erst können wir den Tatbestand ganz erkennen. Denn dieses Reich war geflissentlich als Gegensatz gedacht zu allen mittelalterlichen Universalgedanken. Die bitteren Erfahrungen der Deutschen mit dem Kaisertraum verboten jede offene Erfassung des überstaatlichen und internationalen Problems. Trotz dieses inneren Sträubens aber hat Bismarck nicht einfach einen Staat unter Staaten geschaffen, sondern ein Staatensystem, ein Reich! — Alle andern Staaten hatten sich nach allen Seiten gleichmäßig absetzen und abgrenzen können. Für das Gebiet, das im Mittelalter den Boden für die Universalmonarchie abgegeben hatte, für das Herz der Völker, Germanien, war eine solche reinliche, inselartige Abzirkelung nach innen und außen nicht durchführbar. Weder ließ sich die polnische Frage lösen im Sinne eines rein deutschen Staats — deshalb wäre unsere Ostgrenze auch durch kein Bündnis mit Ruß-

land zu befriedigen gewesen — noch ließ sich dieser Staat am Böhmerwald und in den Sudeten gegen Österreich verteidigen, sobald er an der Maas und an der Memel geschützt werden mußte. Ebensovienig ließen sich aber die Staaten beseitigen, die im Innern des mittelalterlichen Reichs als Erben der Stämme und der Fahnlehen allmählich das Reich unterwühlt und ihre Souveränität von 1648—1803 rücksichtslos gegen das Reich als „Vaterländer“ entwickelt hatten. Das Deutsche Reich trat daher von vornherein außen in ein besonderes Treueverhältnis zu Österreich-Ungarn. Die Festungen an der Südostgrenze unseres Reiches durften und mußten verfallen. Österreich war nicht ein Staat, zu dem ein Wechselspiel in der Politik möglich blieb. Sondern obwohl wir es 1866 nach Ofen verwiesen hatten, brauchten wir es unmittelbar darauf als Sekundanten. Unsere Nibelungentreue gegen Österreich war daher kein „Diletto“ der Willkür, sondern ein unverrückbares Gesetz unseres Reichsbaues. Ebenso war im Innern das neue Reich durch das unverrückbare Gesetz souveräner Staaten gefesselt. Wir begnügen uns, die doppelte Fesselung des Reiches als eines Staatensystems an der Kriegszeit zu erkennen. Alle Erscheinungen des Weltkrieges lehrten, daß unser Reich ein sorgfältig ausbalanzirtes System souveräner Fürsten und Staaten war. Denken Sie an Bayerns Vertreter in Brest-Litowsk und seine besondere Antwort auf die Papstnote, denken Sie an die litauische Frage und Sachsen, Preußen und Kurland, an Hamburgs Ansprüche auf Altona, denken Sie an die Unmöglichkeit einer elsässischen Lösung durch das Veto des bayerischen Königs: überall ist das mechanisch ausgewogene Staatensystem daran schuld. Das Reich ist bereits selbst ein Abschluß überstaatlicher Probleme, es ist etwas endgültiges. Unser Reich und der Bund mit Österreich stellen ein Klein-Europa dar. Deshalb die

Unmöglichkeit, sich über Schleswig mit Dänemark, über Polen mit Österreich — noch gar nicht mit den Polen selbst — zu verständigen. Die Universität Dorpat muß von der Obersten Heeresleitung gegründet werden, weil das Reich nur im Kriegsapparat Organe findet zur Amalgamierung. Jede friedliche Amalgamierung ist ausgeschlossen; denn sie würde sofort die vorsichtig abgewogene Machtverteilung der Staaten zerstören. Dasselbe Bild nach innen. Der Streit um den Artikel 9 konnte es jedem Einsichtigen zeigen: Die Voderung des kleinsten Steinchens in der Kompetenzgliederung von Kaiser, Bundesrat und Reichstag: und der ganze künstliche Bau krachte zusammen, so wie es ja am Ende auch geschah. Innen und Außen ein fertiges, ein starres System Klein-Europas. Ein Nationalreich mit binnennationalen Staaten und Österreich-Ungarn als unbedingtem Widerlager. Nicht einfach ein Bundesstaat wie Amerika. Denn hier wachsen die Einzelstaaten durch ein Staatenhaus zu einem Organ des Gesamtstaats zusammen, in dem sie alle vertauschbar werden. New York und Kalifornien und Missouri können sich im Senat umgruppieren und gruppieren sich elastisch um. Das blieb durch die Hegemonie Preußens bei uns ausgeschlossen. Bei uns wurde damit die Gewichtsverteilung des Gründungsmoments verewigt. Der Norden behielt zwangsweise die Führung. Das Reich war zwar kein Staatenbund, aber es wuchs auch nicht zum Einheitsstaat zusammen. Alle Konzessionen an den Süden blieben — Konzessionen. Die Einigung des Reichs durch das preußische Heer und seinen obersten Kriegsherrn blieb dem Reichskörper als Gestaltungsgesetz trotz der 43 Friedensjahre starr eingeschrieben. Bismarcks letztes Wort an Kaiser Wilhelm II. soll gelautet haben: „Solange Majestät dieses Offizierkorps haben, solange können Sie sich alles erlauben; nachher ist alles ganz anders.“ Also der Reichsgründer

selbst empfand mit Grauen, daß nach dem Abtreten seiner eigenen, elastischen Person nur noch das starre Preußentum als Träger des Reichsrechts übrig war.

So hatte das Reich als ein mühsam sich behauptendes System keine Kräfte zu übernationaler, internationaler Politik frei. Denn es hatte in einzigartiger Weise mit unternationalen, bloß stammesmäßigen Einzelstaaten zu ringen. Die sonst nur dem Einzelstaat in der Welt entsprechende Unterlage der bloßen Nation mußte im Deutschen Reich geistig auslangen für ein ganzes Staatensystem. Ein ungeheurer Kraftaufwand also für ein in der übrigen Welt mit weit geringeren Mitteln errichtetes Unternehmen! Aber nur deshalb war dieser Kraftaufwand nötig, weil der Kern der europäischen Staatenmasse für die Nachbildung westeuropäischer Souveränität ungeeignet war. Die Reichsgründung von 1871 war daher allerdings nur möglich im Kriege, in diesem Augenblicke, wo sich „Europa nicht finden“ ließ. Es war nach außen ein Gewaltstreich, eine geniale Überraschung, und war nach innen eine ‚Blut- und Eisenkur‘. Es war die kunstreiche Tat eines genialen Mannes, des Schmiedes Wieland.

Aus dieser Überwältigung eines ganzen Erdteils, Europas, und 25 selbständiger Vaterländer durch die Gewalt eines Wunderwerks floß nun ein ganz besonderer geistiger Zustand im Innern des Reichs: Das Gefühl für die Ewigkeit, die Endgültigkeit des Errungenen war allgemein. Der Gegensatz gegen das französische Kaisertum wurde unablässig betont: dort flüchtige Vergänglichkeit, bei uns ein granitener Bau. Diese Hohenzollernlegende hat durchaus ihren berechtigten Kern. Die Kleineuropäische Lösung war auf granitem Unterbau errichtet, sie war in sich etwas Vollkommenes. Sie hatte nur den einen Fehler: sie war nicht ausdehnungsfähig; sie verriegelte uns jeden Zugang zu den übernationalen Problemen außer-

halb unseres nationalen Staatensystems. Naturwissenschaftlich ausgedrückt: die Reichsgründung aktualisierte unsere gesamte überstaatliche Energie dauernd in der Reibung zwischen Reich und Bundesstaat, also innerhalb der Nation; sie ließ keinen Rest potentieller Energie übrig für die überstaatlichen Probleme jenseits Kleineuropas, für die unterstaatlichen Probleme freier menschlicher Entfaltung der Persönlichkeit. Denken Sie an unsern erschütternden Mangel an Zivilkurage einerseits! denken Sie andererseits an den Haag, an die Freihandelsbewegung, vor allem an den internationalen Sozialismus und unsere überhebende Verachtung für dergleichen. Wir hatten völlig vergessen, daß die anderen Länder an unserer Vorwegnahme überstaatlicher Einigung ja keinen Teil hatten, daß für sie die Lösung noch ausstand. Und wenn dieser unserer Endgültigkeit der Reichsform eine innere Konstanz unserer Kraft entsprochen hätte, wie es etwa bei der Schweiz der Fall ist.

Auch hier ist das Verhältnis von Kanton und Bund künstlich genug und hindert eine Amalgamierung neuer Elemente fast ganz. Aber diese schweizer überstaatliche Endgültigkeit, die jetzt den Anschluß an den Völkerbund erschwert, ist von vornherein auf ein weiterreichendes internationales Prinzip, auf die Neutralität, aufgebaut. Durch die Neutralität weist die Schweiz über sich selbst hinaus auf den Wettkampf der Großen, in dem sie neutral bleiben will. Damit hat sie einen endgültigen Platz im europäischen Konzert gewählt, den einzigen endgültigen, den es geben kann, den negativen! Wir aber sandten unsere Schiffe durch die Welt, konkurrierten alle allenthalben in allen Dingen nieder und verschlossen uns trotzdem staatspolitisch dem All. Als werdende waren wir trotzdem endgültig geformt! Wir suchten die Welt zu erobern, hatten aber die Siebeskraft, uns an die Welt mit klammernden Organen anzu-

schließen, als Mitt zwischen Einzelstaat und Reich vorweg verbraucht und festgelegt. Jedem Wesen wird aber nur ein begrenztes Maß solcher Kraft zuteil.

Ein symbolischer Ausdruck dieses Zustandes geistiger Endgültigkeit und Fertigkeit war Naumanns Mitteleuropa. Es ist die einzige wenigstens ideenähnliche Schöpfung des Krieges. Und ist's denn ein Ziel, ein Programm? Es ist ein als Ideal verkleideter Rückblick auf den Zustand der letzten vierzig Jahre. Er preist das Kleineuropa unseres Staatensystems, er will einige kleine Mängel beseitigen, mehr Freihandel usw. Aber die Hauptsache: der ewige Landfriede in Mitteleuropa: er war ja da. Naumanns angebliche Zukunftsforderung enthüllt unsere geistige Sättigung, unsere Fertigkeit. Denn er preist uns an, was im wesentlichen schon erfüllt war.

3. Die Umwandlung der Entente in einen Völkerbund.

Wir haben zwischen 1815 und 1914 den Vorstellungen der übrigen Welt vom isolierten Nationalstaat im Widerspruch zu unserer Lage und unseren Überlieferungen nachgegeben. Aber die Welt war tiefer noch als wir in sie verstrickt.

Die übrigen Staaten Europas jagten vor dem Kriege unklar nach dem Imperialismus, den wir schon vorweg verwirklicht hatten. Aber auch drüben in der andern, der neuen Welt, in Amerika war man unfertig in seinen überstaatlichen Vorstellungen. Das Buch des Professors Woodrow Wilson über den Staat enthält an überstaatlichen Bindungen oder Erwägungen noch nichts. Insofern ist es europäische Wissenschaft zweiter Hand. Trotzdem läßt sich aus diesem Buch herauslesen, daß die Überwindung der Staatsisolierung bevorsteht, nämlich aus seiner Behandlung der Souveränität des Staats nach innen. Außenform und Innenform des Staatslebens ist eben ein und dasselbe. Rudimente zu dieser Neuauffassung vom Staats-

innern deuten also auf neue Staatsgestaltung nach außen. Wilson wird nun damals — vor zwanzig Jahren — nicht müde, die Bindung des Staats an die Gesellschaft zu beschreiben, wie seine Taubheit und Blindheit erst von ihr geistig ernährt wird, wie seine Souveränität auf Schritt und Tritt von ihr begrenzt wird. Für Treitschke ist der Staat das rechtlich geronnene Volk. Es gibt daher kein Nebenaus für den einzelnen Volksgenossen aus dem Staat heraus oder gar über den Staat hinaus; der Staat allein redet für alle seine Volksgenossen zur Außenwelt. Für Wilson ist der Staat nach innen beschränkt, ist nicht die Verkörperung des Volkes, sondern wird dauernd von der Gesellschaft zerlegt. So bleibt nicht unter dem wahren Väuterungsort des Staats die Hölle der Vereinzelnung und darüber der leere Begriffshimmel einer völlig abstrakt bleibenden Menschheit wie bei Treitschke; sondern wieder bedingt dem Amerikaner wie einst dem alten Europa eine Relativierung des Staats nach innen auch eine solche nach außen. Die innere Bedingtheit und Begrenzung des Wilsonschen Staats schafft Raum für den äußeren Wilsonschen Völkerbund.

Aber dieser Bund entsteht erst im Laufe des Krieges. Die Entente ist etwas Unfertiges, ein bloßes Band zu einer Zeit, da wir längst ein Bund sind. Im Heer, in der Organisation ist sie voller Halbheiten, während bei uns längst alles klappt. Diese unsere Fertigkeit war unser ganzer Stolz. Unserer Tüchtigkeit haben wir uns überschwänglich gerühmt und mit Recht: unsere efficiency, unsere Vollkommenheit haben auch die Amerikaner bestaunt. Aber der Tüchtigkeit setzten sie die Tugend entgegen, unserem Können die Kunst. Denn so verfährt der werdende gegen das Gewordene. Er schilt es böse, weil es tot ist und nennt sich selbst gut, weil er in sich selbst die Lebenskraft fühlt zur Gestaltung. Der Künstler ist kein Könner, denn

er ahnt noch gar nicht, wie und was er schaffen wird, er staunt selbst am meisten über das, was er schafft. Der Können weiß alles zuvor, er kann es. Die Vormegnahme unseres Kleineuropa zwang unsere Gegner zum Zusammenschluß. Erst im Laufe des Krieges entdeckten sie das Gebiet, auf das ihr Bund angewiesen sein mußte im Gegensatz zu Europa: die Welt, d. h. aber zugleich im Gegensatz zur abendländischen Christenheit die Menschheit schlechthin. Schon heute ist im Fünfertrat des Völkerbundes die Mehrheit bei Amerika, Japan und den englischen Kolonien. Der Völkerbund zerstört Europa. Er stellt das überstaatliche Problem auf eine völlig unerhörte Grundlage. Europa ist für immer zerstört. Die Erde entsteht als Überstaat. Unserer Vollkommenheit auf zu enger Basis tritt die Unfertigkeit auf erweiterter Basis siegreich entgegen. Der Völkerbund siegt, weil er die richtige Fragestellung nach Erdteilen hat über unser amalgamierungsunfähiges Kleineuropa. Wir haben unser goldenes Zeitalter dahin. Die Entente aber brauchte nicht den militärischen Sieg allein. Sie brauchte viel mehr noch die Zertrümmerung unseres Staatensystems durch das ihre. Erst die Revolution bei uns sicherte ja das neue ökonomische Staatensystem, indem es ihm durch unsere geistige Selbstentmannung Recht gab. Seinem Wesen nach könnte der Völkerbund kein Klein-Europa neben sich dulden. Seine Völkerordnung oder unsere Staatenordnung: Unser 9. November ist die Geburtsstunde des Völkerbundes, denn damals trat das bloße Kriegsinstrument der Entente endgültig seine Bahn als politisches Werkzeug, als Völkerbund an. Nun erst mußte aus diesem Ernst werden. Der Verlust unserer Staatseigenschaft ist also wesentliche Vorbedingung für den Völkerbund.

Denn dieser Völkerbund ist ja keine Staatenvereinigung, wie wir meist uns vorreden möchten. Er ist ein ordnen-

des überstaatlichen Prinzip, wie unser Reichsgedanke. Er strahlt in alle einzelnen Glieder sein Wesen bestimmend hinein. Die Gesamtheit, der er zustrebt, ist kein Völkerbund, so wenig wir ein Staatenbund waren. Es steht nicht Völkerbund wider Staatenbund. Sondern an die Stelle des kleineuropäischen Bundesstaates, des Zweikaiserreichs, versucht zu treten ein — Bundesvolk! Um die Bildung eines überwältigenden Volks handelt es sich. Die Wucht dieses Gedankens offenbart sich in der Behandlung der Judenfrage. Die übrigen Völker treten zusammen und versuchen das jüdische Volk zu gründen. Das ist ein Wendepunkt in der Geschichte der Völker; denn in dieser Handlung vollzieht sich erstmals in handelndem Glauben eine Erhebung zum Begriffe der Menschheit.

Diese Bundesvolksidee wird durch das Schlagwort Demokratie bezeichnet. Diese Bundesvolksidee aber ist uns fremd. Denn an Stelle der Menschheit war unsere überstaatliche Reichsidee, die Nation, getreten, ein Auserwähltheitsbegriff also, den nur wir als Grenze des Überstaatsbegriffs verwendet haben. Um unserer internationalen Vaterländer willen staken wir in der Nation notgedrungen und verspotteten wenn auch nicht ganz, so doch beinahe ebenso heißend wie Clemenceau die Menschheit. Wie sagte er doch noch im November 1918 im Senat? „Die Menschheit ist schön, aber Frankreich ist schöner.“ So sprach er, noch nachdem die Amerikaner Paris gerettet hatten! Wir aber hatten dieses Paris gegen die gesamte Menschheit noch im Juli 1918 erobern wollen! Das internationale Erlebnis der Demokratie ist uns darum fremd geblieben. Wir verstehen unter Demokratie kein überstaatliches, staatenüberwindendes Prinzip. Wir denken noch immer, es sei eine innere Regierungsform. Deshalb fehlt unserer Nationalversammlung in Weimar jene Doppelseitigkeit von außen und innen, jene Zweifrontenhaftig-

keit, die den Staat ausmacht. Sie ist nur nach innen Demokratie. Nach außen hält sie an den Nesten des deutschen Bundesstaats fest. Gerade dadurch wird sie zur Demokratie einer bloßen Stadtverordnetenversammlung. Wir haben zur Zeit Selbstregierung, aber keine Staatlichkeit. Denn im Verhältnis nach innen zu den Individuen, nach außen zum Überstaat besteht keine Entsprechung des Lebensprinzips. Nach innen versuchen wir, der Gesellschaft gegen den Staat Raum zu schaffen. Aber zum Umbau unseres Staatensystems und zum Einbau in ein neues Weltstaatensystem fehlt nach Verlust unseres Nationalstolzes jede Kraft.

4. Deutschland und der Völkerbund.

Damit sind wir an der entscheidenden Stelle angelangt. Unsere Staatseigenschaft kann nur aus unserer Stellung im Staatensystem bestimmt werden. In dem einzigen heute bestehenden Staatensystem aber haben wir nur als Staatslose eine Stelle, deshalb, weil uns die Nation und unsere welthistorische Rolle als zuletzt, erst 1870, Staat gewordene Nation, am Erlebnis der Menschheit, des neuen Bundesvolks, gehindert hat. Weltgefühl, Weltzusammenhang gewinnen wir erst wieder durch diese Erkenntnis, nicht durch politische Innendekoration. Diese Einsicht muß vorangehen und durchlebt werden. Dem Völkerbund nämlich ist unser Fehlen direkt wesentlich. Die andern passen ja nur deshalb in den Völkerbund, passen sich mehr oder weniger zögernd in das neue System nur deshalb hinein, weil wir keinem von ihnen passen, weil wir der Gegner aller sind. Als Pfahl in ihrem Fleische haben wir sie zum Zusammenschluß getrieben. Uns verdanken sie ihn. Nur das läßt sich fragen, ob unsere aufrichtige Demokratie nicht jetzt nachträglich zum Eintritt in den Völkerbund berechtigen muß. Wir ver-

leugnen ja doch unsere Vergangenheit. Wir krepeln uns um. Was dann?

Der Vergleich mit Rußland kann uns lehren, inwieweit ein solches Umkrepeln der Theorie, der Meinung von Belang sein kann. Rußland steht ja außerhalb des Völkerbundes, ist frei von ihm, hat ihn im Stich gelassen und bedroht ihn jetzt. Trotzdem versuchte es die Entente gern mit Rußland, ist sogar zu Opfern bereit, trotz des Bolschewismus. Denn zwischen beiden stehen nicht die drei Jahre des europäischen Krieges. Wir Deutsche sind es, die 15 Millionen Russen vernichtet haben. Die Kräfte walten naturgemäß nach ihrer wirklichen Stärke; die rechtliche Form erwächst aus ihnen, nicht aus „Motiven“. Das Blut unserer besten Mannschafft sagt mehr als bloße Gedanken oder Wahlprogramme. Ebert, Scheidemann und tutti quanti haben nicht nur unsern Sieg gewünscht, so wie sie nachträglich und heut die Demokratie wünschen, sondern ihre Söhne sind in den Krieg gezogen für unser System, für unsern Bund mit dem alten Österreich, für das Elsaß, für das Kaisertum. Rettung unseres Staatensystems um jeden Preis: das war keine Wahlparole, das war eine Fleisch und Blut gewordene Idee. Das ist der Unterschied von Gedanken und Idee, daß die Idee unsere Leiber einschwenken und marschieren läßt. Auf den Sieg unserer schon verwirklichten Form, höchstens auf Mitteleuropa ging der letzte Funke unserer Volkskraft und unseres Geistes. Zum Völkerbund kommen wir als ausgebrannte Schlacke, zähneknirschend, als Besiegte. Die Ideen bestimmen das Geschehen, nicht die Gedanken. Sie haben unser Geschick bestimmt. Wir haben kein Recht auf den Völkerbund erworben, weil unsere Toten nicht für ihn, sondern gegen ihn gefallen sind. Für uns Lebende gibt es kein Entrinnen aus dem Kriegsschicksal. Denn die Taten der Toten bedeuten weit mehr als unser Meinen. Mögen wir eine neue

völkerverbindende Sprache unter uns zu sprechen immerhin anfangen. Immer entbehrt sie doch der Autorität; denn das Wort ist ja nur das Siegel auf die Tat; nur dann wird es verstanden und geglaubt. So hat denn auch nicht unsere neue Gesinnung, nein umgekehrt die Fähigkeit unseres Widerstandes hat uns die formale Aufnahme in den Völkerbund erwirkt. Aber sie scheitert praktisch an dem Fehlen des geistigen Gründerlebnisses für den Völkerbund — an dem Fehlen des Krieges gegen uns. Indessen unser übereifriger demokratischer Staatswille hat eine sehr ernste Folge. Die Selbstverleugnung unserer Vergangenheit zwingt symbolische Taten der Entente herauf; denn sie hat nun ein Interesse daran, uns um so unzweideutiger festzunageln, je stürmischer wir plötzlich alles Vergangene zu vergessen trachten. Hätten wir sechzig Millionen durch Dick und Dünn an der Person unseres Kaisers festgehalten, unsere geistige Schuld mit der seinen identifiziert, so hätte sich die Verantwortung der Entente gegenüber auf uns alle verteilt. Das Volk aber hat seinen Staat ausgespien, hätte den Kaiser auf Befehl der Entente im November gepfählt und gerädert. So bekam die Entente Macht über unsern von uns ausgestoßenen Staat und über seine Verkörperung, den Kaiser. Er wurde nun isoliert. Vergebens reklamieren wir ihn als Deutschen. Anthropologisch oder soziologisch ist er es natürlich, aber gerade staatsrechtlich ist der König von Preußen nicht mehr Preuße nach Erlöschen des Königreichs. Der Jurist kann nicht den Fürsten, der Zifferblatt und Stundenzeiger war, reklamieren für das rudimentäre innere Triebwerk, das noch übrig ist. Unsere Ausstoßung hat unsern Kaiser zu einem Weltbürger gemacht, zum ersten Menschen schlechtweg im Rechtsinn. Wenn im Mittelalter ein Fürst, z. B. Heinrich der Löwe, sein Vaterland durch die Reichsacht verlor, so war die geistige Einheit, in der allein er verblieb, die Kirche; er blieb Christ.

Heut ist die Christenheit abgelöst von der Menschheit. Des Kaisers Rechtsstellung bestimmt sich vom größeren überstaatlichen Kreise der Menschheit her. Unsere Staatslosigkeit entläßt ihn in eine überstaatliche Gemeinschaft. Zum ersten Mal wird das staatliche Indigenat zu schwach gegenüber dem neuen Indigenat, der Zugehörigkeit zum Völkerbund.

Denn der Völkerbund versucht ja, die Menschheit als Bundesvolk aufzubauen. Seine Existenz wird durch den Anspruch auf Vollständigkeit getragen. Gerade die Amerikaner, z. B. Stowell, empfinden ihn als Antwort auf unsere Vorwegnahme des Überstaats, als Reaktion der Menschheit gegen unsere Reichsvollkommenheit bloßer Nation. Und der ganze Krieg ist für ihn das Gottesurteil, das Weltgericht, über uns, den Feind der Menschheit. Der Krieg selbst ist die Streitverhandlung. Die Verurteilung unseres Kaisers aber ist nur das Urteil am Ende des mehrjährigen Prozesses. Den Prozeß geben wir bereits verloren; die Urteilsfällung aber begreifen wir nicht. Jedoch zur Tat will sich das Wort gesellen. So verlangt es die Symbolik des Rechtsgefühls. Gerade in den Amerikanern steht das Rechtsgefühl ganz primitiv und ungebrochen unter dieser Vorstellung. Auf den Spruch, das Verdikt kommt es ihnen an. Die Strafe ist ihnen viel weniger wichtig als der Wahrspruch: Schuldig!

Unser Einwand dagegen pflegt zu lauten: Kein Verbrecher kann von einem nach seiner Tat erlassenen Strafgesetz bedroht werden; Rückwirkung ist ausgeschlossen. Mit diesem Grundrecht der Staatsverfassung arbeiten die Proteste und Denkschriften zu Gunsten des Kaisers, die heut unter uns umlaufen. Leider ist dies Argument nicht durchschlagend. Diese Bestimmung entspringt nämlich erst aus der Trennung zwischen Gericht und Gesetzgebung innerhalb des Staats. Der Staat ist ja schon

erklärte und festgestellte Friedensordnung. Deshalb soll eine Änderung der Deklaration durch den Gesetzgeber des Staats auf die Gerichte desselben Staats für ältere Missetaten nicht zurückwirken, weil die bisherige Rechtsordnung schon vorhanden war und jedermann zu ihrer Befolgung einlud. Jedermann konnte sich also auf diese alte Erklärung des Staats verlassen. Die staatliche Gebundenheit unseres juristischen Denkens wird aber dem primitiven Vorgang nicht gerecht, der sich draußen unter dem Himmel der Welt vollzieht. Deutschland ist auf handhafter Tat ertappt. Die Männer scharen sich zusammen, uns zu greifen. Ein Standgericht tritt zusammen und verurteilt uns. Der Verkörperer unseres Staats und unserer Taten ist der Kaiser. Das Standgericht erläßt kein neues Strafgesetz, sondern das Neue, was bisher fehlte, ist das Gericht, das Menschheitstribunal. Das Recht war längst in der Welt, hing an den Sternen unveräußerlich; nur das Gericht fehlte. Innerhalb des Staats liegt es gerade umgekehrt: da freilich existiert das Gericht zuerst, denn das Gericht ist ja konstitutiv für den Staat, und erst hernach kommt das Strafgesetz. So klafft auch hier ein Abgrund zwischen unserer Gedankenwelt innerstaatlicher Kaiserlegisten und dem Geschworenenstandpunkt der angelsächsischen Jury. Wir sind immer im fertigen Staatshaus mit dem Justizthron bei unserem Denken, die Gegner aber erleben die Geburt eines neuen Gerichts aus der gemeinsamen Aktion gegen den landschädlichen Mann. Und deshalb ist das einzige, was wir für den Kaiser tun können, die Erklärung unserer Solidarität. Einzig die Verteilung auf andere Schultern kann sein Bos mildern. Erklärt sich die gesamte deutsche Staatsrechtswissenschaft wegen ihrer Lehre von der Souveränität für mitschuldig, mitverantwortlich an allem, was geschehen, so leistet sie mehr, als wenn sie ohne jede

innere Fühlungnahme mit dem gegnerischen Gedankengang protestiert gegen eine Rückwirkung des Strafgesetzes, wie heut der Aufruf tut, der unter uns umläuft.

Bleibt noch die Möglichkeit, daß die Entente nach Fällung des Wahrspruchs uns spontan in den Völkerbund aufnimmt, nicht wegen unserer Revolution und Demokratie, sondern wegen der peinlichen Erinnerung an ihr Versprechen vom Oktober, das sie unserem untergegangenen Staat geleistet hat. Erwägt man die ungeheure Schwierigkeit des Völkerbundes, so ist das nicht wahrscheinlich. Denn einstweilen ist nur unsere Unterwerfung das sichere Unterpfand seiner Existenz. Ein jedes neue Gebilde braucht einen gemeinsamen Gegenstand, um zusammenzuwachsen. So hat sich die Schweizer Eidgenossenschaft in der gemeinsamen Herrschaft über die habsburgische Beute ausgebildet, so haben die deutschen Stämme einzig durch die gemeinsame Herrschaft über Italien ihre Vereinigung im heiligen römischen Reich zu vollziehen vermocht. Der gemeinsame Gegenstand erzeugt den neuen Stand. Das Elsaß war so das Symbol unseres Reichs. Wir haben es als Reichsland gebraucht und mißbraucht. Hier verkörperte sich das Reich; hier war es stärker als der Gliedstaat. Es gab keine elsässische Staatsangehörigkeit, nur eine Reichsangehörigkeit — was die Franzosen jetzt zu der unerhörten Ausweisungspolitik formell berechtigt. Denn sie weisen eben nicht Elsässer, sondern Reichsdeutsche aus! Wie hier unsere eigenen Sünden an uns heimgesucht werden, so wird auch der Tag kommen, wo unsere Behandlung als bloßes Objekt sich an dem Völkerbund rächen wird. Aber einstweilen braucht er uns, um überhaupt ins Leben zu treten, gerade nur als Objekt, als Völkervoll. Der Vergleich mit dem Elsaß zeigt den Unterschied des Völkerbundes gegen das territoriale Prinzip unseres Staatensystems. Nicht als Weltland wird Deutschland beschlag-

nahmt, sondern als Völkervolk wird das entstaatlichte „unreife“ deutsche Volk bevormundet. So haben wir von Seiten des Völkerbundes freiwillig nichts zu erwarten. Die Leistung Wilsons bleibt auch so gewaltig genug. Wir haben begreiflicherweise auf seine Leistung immer nur zu unseren Gunsten geachtet. Größer aber für den Völkerbund als solchen ist doch die Einfangung der Imperialismen unserer Gegner durch den Völkerbund. Das ist die riesige Leistung Amerikas und Wilsons, die sie ihrer Teilnahme am Kriege verdanken. Für den Völkerbund selbst ist diese Tatsache unendlich wichtiger als unser Schicksal. Der Völkerbund verhindert z. B. einen bloß englischen Bundesstaat nach der Weise der bisherigen deutschen Isoliertheit. Wir aber haben nur einen Ausweg. Wir müssen unterscheiden lernen zwischen dem Völkerbund und diesem Völkerbund. Dieser bestimmte, in Paris geborene Völkerbund ist nur ein erster Lösungsversuch eines zum erstenmal auftretenden Problems: einer Bundeseinheit der Menschheit. Mit dem Jahre 1917 ist die Epoche der Staatssoeveränität abgeschlossen. Eine Epoche mit entgegengesetztem Vorzeichen hebt an. Gegen unser bisheriges deutsches Kleineuropa mit geflissentlich eingeschränktem Rahmen — geflissentlich aus historischer Angst — erhebt sich der gegnerische Völkerbund mit ebenso geflissentlich überspanntem Rahmen, geflissentlich aus dogmatischer Angst. Er behauptet die Menschheit zu verkörpern und kann es doch noch nicht, so wenig wie das heilige römische Reich je das Abendland umspannt hat. Aber in dieser Feststellung liegt kein moralischer Vorwurf. Alle Verkörperungen bleiben hinter ihrer Idee zurück. Alle sind Teillösungen. Die Völkerbunds-idee löst sich heut vom Völkerbund los als etwas selbständiges, weil er Fleisch und Bein wird und damit sündhaft und beschränkt. Das nimmt Wilsons Leistung nicht ihre Bedeutung.

Uns, die Leidenden, kann umgekehrt nur die wahre Völkerbundsidee stählen im Kampf gegen den heut gegründeten. Sollten wir sie je besser in unseren Herzen tragen als heut die Feinde, kein Zweifel, so wird unsere Herzkraft den Sieg davon tragen. Einstweilen aber haben wir darauf kein Recht. Denn wir haben unser Herzblut ganz und gar der Erhaltung unseres vorweggenommenen Überstaates, des Reichs, zugewendet. Wir haben keine Kraft mehr übrig. Sogar das Kraftmaß zur inneren Heranziehung Deutsch-Österreichs fehlt. Nur der Intellekt befiehlt sie theoretisch. Um deswillen bleibt sie notwendig auf dem Papier. Die Auserwähltheit unseres Volks erlischt mit dem Augenblick, wo ein ökumenisches Menschheitsvölk sich zu bilden anschickt. Die Erinnerung und der Stolz auf die Größe und Vollkommenheit unseres gewesenen Reichs ist der einzige Besitz an Staatsgut, den wir in diese neue Ära einstweilen hinübernehmen. Die Nation war uns an die Stelle der Menschheit getreten, weil wir einst mit den Ansprüchen auf die gesamte Christenheit so üble Erfahrungen gemacht hatten. So hatten wir etwas großes darin sehen müssen, unsere Staaten zum Nationalreich zusammenzufassen.

Heut entbehren wir beide Elemente, das bisherige der Reichsbildung: die Nation, das kommende: die Menschheit. Aber an dem Schmerze, den uns die Menschheit, den uns der Haß der ganzen Welt verursacht, daran daß wir allen ohne Ausnahme als Feind gelten, an ihm gerade darf sich unsere Hoffnung aufrichten, daß wir zur Welt gehören, daß wir ein Glied der Menschheit bleiben und werden. Denn wir leiden und empfinden sie, wenn auch noch stumm und allen anderen, ja uns selber noch unverständlich.

II. Die beiden letzten Führer.

(Rudolf Steiner und Johannes Müller.)

(Mai 1919.)

1. Die Flucht der Pygmäen. 2. Allheit und Echtheit.
3. Die Geheimhaltung der Seele. 4. Die Roheit gegen den Geist.

1. Die Flucht der Pygmäen.

Deutschland war vor dem Kriege geistig ein Mikrokosmos geworden. In der Mitte der europäischen Kultur gelegen, war es so überreich wie diese selbst. Es war katholisch und protestantisch, feudal und demokratisch, manchesterlich und sozialistisch, militaristisch und idyllisch, nationalistisch und weltbürgerlich, agrarisch und industriell. Die Wage hielten sich Adelige und Plebejer, dionysische und apollinische Künstler, Kaiserliche und Republikaner, Klassizisten und Sezessionisten, Integrale und Opportunisten, Koloniale und Kontinentale, Rassestolze und Verjudete.

Und als solch wahrhaftes Kleineuropa war es stolz auf seine Mittelstellung, zwischen allem, mit allem beladen, von allem infiziert. Und in jedem Stamme, in jeder Familie, in jeder Ehe, fast in einer einzelnen Person mischten sich die Gegensätze wunderbarlich.

Konnte ein Gebilde reicher und vollständiger sein? Gewiß nicht. Aber wehe dem Mikrokosmos, der den Makrokosmos abbildet, wehe dem Volk solcher Auserwähltheit, daß es alle Kräfte der Menschheit irgendwie verkleinert in sich enthält. Wehe dem Teil, der das

Ganze für sich überflüssig zu machen trachtet, indem er selber das Ganze wird. Er vergißt das, was wir Menschen so gern vergessen: die Maße, die Quantität, den Umfang und die Grenzen seines Wesens. Die Völker sind Glieder verschiedener Leistung, eins ist nicht wie das andere, und soll es nicht sein und werden. Gerade deshalb können sie friedlich nebeneinander wohnen, eines Geistes in verschiedenen leiblichen Ausprägungen und Gestalten. Diesem Völkerzusammenhang waren wir untreu geworden, indem wir alles selbst, alles auch produzieren wollten. Wir haben alle Figuren des geistigen Kampfes; aber je mehr wir uns geistig einkreiseten, desto lächerlich kleiner wurde ihr Format. So klein, daß wir uns selbst zu wundern anfangen über unser Epigontum, unsere Winzigkeit; aber es ist nicht zum Bewundern: Isolierung verzweigt. Wir waren im Begriff, ein geistiges Zwergenvolk zu werden. Wenn ein Teil alles hervorbringen will, so sinkt das Maß jedes einzelnen notwendig. Deutschland konnte unmöglich das Format der Menschengröße behaupten, wenn es Europas Reichthum aus seinem beschränkten Reichs- und Volkshaushalt hervorbringen wollte.

Was ist heut die Folge? Wie Zwerge, wie Pygmäen, wie Schatten huschen die Gestalten der geistigen Führer an uns vorüber, Wilhelm II., Bethmann, Michaelis, Hertling, Prinz Max, Ebert, Haase, Ludendorff, Dehmel, Zepelin, Broddorff. Wie ist uns denn? Haben wir nicht von Friedrich II., vom Freiherrn von Stein, von Moos, von Heinrich von Gagern, vom Großherzog Friedrich, Marx und Lassalle, von Scharnhorst und Schiller und von den beiden Brüdern von Humboldt gehört? Und die einzige Ausnahme bestätigt die Regel: Auf einem Gebiet waren wir im Volksleben mit eigentümlicher Sendung betraut, auf ihm stellten wir eine Gliedleistung zum Wunderbau

der europäischen Kultur: der preußische Generalstab war innerhalb Europas ein echter organischer in Preußen domizilierter Bestandteil. Und siehe da, er brachte den einzigen Mann von altem, unverkümmertem Format hervor. Wie erlöst atmeten wir über den normalen, gesunden Wuchs seiner Glieder und seines Wesens auf, mochten wir nun militaristisch sein oder nicht, wenn wir auf Hindenburg sahen! Er war diesem Weltkrieg gewachsen, weil er überhaupt echt gewachsen war.

Ist die Formatverkürzung uns deutlich, so begreifen wir die Geräuschlosigkeit, mit der diese Zwerge die steile Bahn zur Spitze hinauf und hinabgleiten. Es ist kein fester Männertritt, sondern ein gespenstisches Guscheln. Nur einer stand und blieb bezeichnenderweise und ertrug auch einen echten Sturm, den des November: Hindenburg. Alle andern flogen beim ersten Windhauch davon und fliegen noch. Mit rasender Geschwindigkeit wickelt sich das geistige Führeruniversum Neudeutschlands seit fünf Jahren wie ein Kinofilm vor uns ab. Schon heute ist keine einzige Figur mehr auf der Bühne zu sehen, von allen denen, die vor dem Kriege schon im Rampenlicht der deutschen Öffentlichkeit gestanden haben. Keine einzige hatte demnach das Format, der Wirklichkeit standzuhalten und auf dem einzigen Prüfstein des Lebens, in Krieg und Umsturz, Lebenskraft zu zeigen. Da ist weder von Fürsten noch von Anarchisten ein einziger übrig, der Führer heißen dürfte und Glauben fände oder verdiente.

Denn das Leben unseres Volkes ist plötzlich dem scharfen Luftzug der Außenwelt freigesetzt. Jetzt braucht es Gestalten, die das eigentümlich deutsche gegen andere Volksart darstellen könnten. In dem Geisteskampf aller gegen alle bei uns innen ist aber unsere europäische Mitgliedschaft verloren gegangen. Wilson, Clémenceau, Lloyd George, Baderewski und Sonnino, Masaryk und Beniseles

oder König Albert, man mag sagen, was man will, so sind sie normal gewachsene Männer ihres Volks, keine Schemen und Epigonen, sondern einfaches nationales Mittelmaß, in dem ein Volk sich wiederfinden kann. Einzig wir sind — aus Überproduktion des Vielerlei, in jedem einzelnen Führer unter dem Durchschnitt des eigenen Volkstums; die Führer sind schlechter als die Geführten und so haben wir der Welt nichts zu bieten. Denn Personen beweisen für ein Volk; insofern machen Männer wirklich die Geschichte. Wo keine Person hervorgebracht wird, da ist ein Volk schwer krank. Und unsere Schuld, unser weltgeschichtliches Verhängnis und unsere Krankheit ist nun wohl am Tage. Sie ist unsere Auserwähltheit, unsere Universalproduktion sämtlicher Spezies des Menschentums; statt im Volksleben mit einem Gliedplatz zufrieden zu sein, wollten wir das Volk der Mitte, der Mikrokosmos schlechthin sein. So haben wir uns selbst der übrigen Welt mehr und mehr geistig überflüssig gemacht!

Es herrscht aber ein einheitliches geistiges Gesetz über die Völker hin, das aller Landesgrenzen spottet, und vor dem die Nationen und Staaten kümmerliche Abteilungen der Menschheit darstellen, die als Notbehelfe und Machwerke roh genug die Wirklichkeit des von Gott einheitlich und zur Einheit geschaffenen Menschengeschlechtes zerschneiden. Und wenn sich heut ein Lavaström der Entfremdung über uns ergießt, so haben wir selbst diesen Ausbruch auf unsere blühenden Fluren niedergezogen. Denn das unsichtbare Reich des Geistes mußte sich gegen uns seine Einheit wiedererzwingen.

2. Allheit und Echtheit.

Aber ist diese Bezwingung schon erfolgt, sind schon alle Pygmäen in die Flucht geschlagen, ist Deutschland leer besetzt wie die Tenne? Sind die Teufel ausgefahren,

damit nun Beelzebub, der Teufel oberster, kommen könne und uns amerikanisiere oder bolschewisiere? Von Wilhelm II. bis zu Rosa Luxemburg sind alle Spielarten tot oder abgetan; nur zwei geistige Führer ragen noch aufrecht im Sturm. Nur zwei reden noch, ja reden siegesgewisser denn je. Es sind das zwei Männer, die geradezu die Gegenpole des neudeutschen Mikrokosmos einnehmen; aber trotzdem ist ihre symbolische Funktion im Volksleben eine gemeinsame. Beide waren nämlich nur möglich durch unsere geistige Isolierung. Beide bezeugen diese geistige Isolierung heute noch. Beide halten sich für Zukunft und beide sind doch ganz und gar Vergangenheit. Denn beide sind erwachsen und hervorgetrieben worden aus dem Zustande der neudeutschen Kleinwelt, beide, Johannes Müller und Rudolf Steiner.

Wie kommen die beiden in einen Saß? So wird auch jetzt noch mancher fragen. Sie mögen einander nicht, meiden sich wie Feuer und Wasser, graben sich am selben Platz — in Stuttgart — gegenseitig den Boden ab. Müssen sie sich trotzdem gefallen lassen, als Zwillingssgespann aufzutreten? Ja; denn der deutsche Michel hat in ihnen die letzten beiden Erbrösser aus der alten Geisteswelt eingespannt, um ein eigenständiges Volkswesen zu behaupten. Nach ihnen ist nichts mehr übrig. Deshalb ist ihr Dasein so wichtig, denn es hilft den Zwischenraum bis zum Hervorbrechen neuer Kräfte überbrücken.

Versuchen wir, uns näher über ihre Mitwirkung am deutschen Geistesleben Rechenschaft zu geben.

Beide, Steiner und Müller, sind in dem Alter der Männer, von denen die Welt regiert wird, „zwischen 50 und 60 Jahren“. Sie sind mithin beide zwischen 1860 und 1870 geboren, und in der Zeit der ersten Erstarrung des Reichs, zwischen 1879 und 1888, zum geistigen Leben erwacht. Beide haben gegen dies Reich Kräfte ins Feld

geführt, die sonst unvertreten waren, Müller die Echtheit, Steiner die Allheit des Lebens. Beide sind damit die geschworenen Widersacher des wilhelminischen Menschen, der ja weder echt noch ganz zu sein wünschte, der also weder vom Herzen aus, noch von der Wirklichkeit her sein Leben gestaltete, sondern nur von Reichs- und Staatswegen. Beide sind geistgläubig; beide wissen von dem Unsichtbaren und seiner Kraft, Gestalt zu bekommen in der Wirklichkeit. Beide ziehen vortragend durchs Land, sehen aber in diesen Vorträgen nur ein notwendiges Übel, und haben ihren engeren Lebensbezirk, in dem erst ihre echten Leistungen sich entfalten: Johannes Müller sein Landheim, Steiner sein Goetheanum. In diesen engeren Bezirken erst sind sie ganz was sie sind, und was sie sein wollen. Sie haben, der eine durch seine Echtheit, der andere durch seine Totalität, sich erworben, was sonst im wilhelminischen Zeitalter nicht mehr existierte: eine leibhaftige Gemeinde, die an ihnen, Mensch an Mensch, vertrauensvoll hängt.

Echtheit und Allheit verkörpern sie nun auch heute noch, da alles einzelne, individualistische, in den Abgrund versunken ist. Beide haben ja fürchterlich recht bekommen. Der versachlichte und versachlichte, der betitelte und beamtete, der organisierte und uniformierte Mensch hatte sich nicht mehr aus den unsichtbaren Quellen des Geistes gespeist. Er war zu einer mechanisch fabrizierten Spezialität geworden, zu einem bis zum Überdruß in allen Schattierungen wiederkehrenden Machwerk. Haben nicht beide ein erhöhtes Anrecht, heut endlich gehört zu werden, wenn sie den Menschen ganz und echt, wenn uns Steiner den Goetheschen Allmenschen vorlebt, Johannes Müller aber den Jesuanischen Herzensmenschen?

Ihre gemeinsame Ergänzungsaufgabe erregt Erwartungen, als seien hier unverbrauchte Führer zu finden.

Aber sobald ihre Unterschiede erörtert werden, ergibt sich plötzlich ein verändertes Bild für den Gegenwartswert der beiden Männer.

1. Die Geheimhaltung der Seele.

Rudolf Steiner zererschmilzt die Menschen, die er für sich gewinnt, daß sie wie hypnotisiert seinen Willen tun. Sein, Rudolf Steiners Wille, bleibt so wie er ist in ihnen lebendig und wirkt durch sie hindurch. Er hat Jünger, die für ihn sich opfern, die ihn propagieren, die unter ihm und mit ihm leben. Er hat Jünglinge, die ihm sich freudig unterwerfen. Die Tatsache, daß er verheiratet ist, tritt ganz zurück. Auch hat er keine Kinder. Er beschwört die Menschen durch seinen Appell an den Geist, der schöpferisch im Menschen lebe. Als Bild dieses Geistes aber gibt er sich selbst und seinen eigenen Geist. Sein, Rudolf Steiners Geist, ist die Synthese des Geistes, in einem lebenden Geiste uns vor Augen gestellt. Von allem etwas: dichtet, malt, redet, bildhauert, baut, predigt, tanzt er doch, jedem Impuls zugänglich, jeden Menschen, der ihm begegnet, verzehrend, auf alles reagierend. Diese seine Reaktionsfähigkeit hat ihn lebendig erhalten. „Lerne zu lernen“ ist sein Aufruf. Von allem und von jedem lernt er.

Aber die Gleichsetzung des Geistes mit seinem eigenen Geist stellt ein ungeheures Wagnis und Unterfangen dar: sein Ich ist die universale Kirche des Geistes. Diese Last der ganzen Welt trägt sich nicht ohne irgend ein Opfer. Und dies Opfer hat Steiner bringen müssen: er hat, um die universale geistige Kirche aus sich selbst herauszustellen, seine Person eingebüßt: Steiner macht den Eindruck einer Mischform, in dem alle europäischen Einflüsse zusammengefloßen sind zu einem ungeheuren Synkretismus. Er ist Österreicher. Auch leiblich wird der hagere Mensch

allerlei Völlerblut in sich tragen. In jedem Wort, das er spricht und in jeder Geberde seiner umfangreichen Gestikulation kommt nicht eine unmitelbare „Aüßerung“ einer naiven Person zu Tage, sondern — wie er selbst zu sagen pflegt — die umständliche „Ausdrucksbewegung“ eines ungeheueren Theatermechanismus. Steiner ist subjektiv unbedingt echt. Denn er weiß gar nicht mehr, wann er echt oder unecht ist. Er ist nie, auch in seinen Gedanken nicht, er selbst als bloß angebornes und natürliches Wesen. Er ist nur noch Geistmensch. Er hat sich dazu durchgeknetet und durchgezogen. Er kann z. B. in der Diskussion keinem Menschen einfach antworten, so wie der ihn gefragt hat. Er tritt immer einen Umweg über den Schornstein an, um ins geistige Nachbarzimmer zu kommen. Er macht nie die Tür zum Nebenmenschen unmittelbar auf. Deshalb verschwinden vor seiner Geistigkeit auch die Begriffe der Antipathie und Sympathie. Er hinterläßt einen unbestimmten, unsicheren Eindruck, etwas Schillerndes. Er sagt alles so kompliziert, daß man schaudert. Aber er sagt damit so wahre und richtige Dinge, daß man doch beistimmt. Steiner ist ein Geistesakrobat, werden seine Gegner, ein Geistschöpfer, mögen seine Jünger sagen. Ein „Geisteskünstler“ wird wohl die rechte mittlere Bezeichnung lauten. Es ist kein Tropfen Naturbluts mehr in seinem Auftreten. Die Feinde sagen: alles ist Theater: die Jünger: alles ist „Ausdruck eines Impulses“, ist „wesenhaft“. Es ist eben keine feste bodenständige Art mehr vorhanden, die allmählich verbraucht werden könnte vom Geist — wie am natürlichen Menschen — sondern dieser Mann schwebt frei ohne Eigenart in der Luft. Aber diese Luft, ist sie die reine Luft des Allgeistes? Das nimmt ja Steiner für sich in Anspruch. Aber sein Gewährsmann dafür ist eben nicht der allewige Gott noch der Geist Gottes, sondern ein begrenzter Geist,

nämlich Goethe. Wer wird nicht Goethes Weltbürgertum und weltumspannenden Geist, dazu seine unmittelbare Empfänglichkeit für Gottes Sprache an uns ehrfürchtig rühmen. Aber ist Goethe der Weltgeist? Gewiß, er hat Weltliteratur geschaut und, von dreitausend Jahren sich Rechenschaft gebend, Weltgeschichte erlebt. Und diese seine Ausdehnung durch Raum und Zeit ermöglicht es ja allein, Goethe zum Heros der Anthroposophie und Geisteswissenschaft zu erheben. Aber Weimar und Frankfurt und Marienbad, die Schweiz und Italien sind doch nur beschränkte Gefäße geistigen Lebens, räumlich begrenzte. Goethes Geist ist eben der kleineuropäisch-mitteleuropäische, von dem sich das Neue Deutsche Reich genährt, den es ausgefogen und der nicht ausgereicht hat. Und so ist Steiners Arbeit nur eine konkrete kleineuropäische Arbeit. Wo Steiner Geist sagt, müßte deutscher Geist oder goethescher Geist stehen. Wo Steiner Mensch sagt, ist der goethesche Mensch gemeint. Wo Steiner vom dreigliedrigen Organismus spricht, da meint er nicht das menschliche Gemeinleben überhaupt, sondern das deutsche Kulturgebiet oder gar noch kleinere Untergebiete in ihm. Er verammelt die Welt und den über alle Völker gleichzeitig und heut nach dem gemeinsamen Kriegserlebnis mit verdoppelter Einheitlichkeit hereinbrechenden Geist. Die Zusammenhänge von Volk zu Volk, die jedes einzelne Volk einzig erhalten und tragen als geistiges Glied des Ganzen, sie werden verriegelt und versiegelt durch Steiners Blickweise. Bezeichnend ist dafür die Sprache des Geisteskünstlers: Organismus, Anthroposophie, Konkret. System, Metamorphose; in diesen Worten ringt er um eine möglichst allgemeine, internationale Sprache. Er merkt die Gefahr, in der er schwebt, und hebt sich gleichsam auf die Fußspitzen, um durch Graecismen dem bloß deutschen Geist zu entrinnen. Er greift zu der Sprache der Wissen-

schaft, um sich zu vergeistigen. Er verwechselt eine bloße Universalterminologie mit einer Universalssprache. Alles Aufrechten ins Allgemeine kann ihn ebensowenig zum Übermenschen und reinen Geist machen, wie Goethe durch seinen Universalismus ein Weltdichter hat werden können. Im Gegenteil: je universalistischer, desto deutscher! Desto weniger wird Goethe von den anderen Völkern verstanden. Dieser Wille des Einzelgeistes, selbst der Mikrokosmos zu werden, diese wörtliche Unbescheidenheit des Geistes, nicht bei dem besonderen, was dir geistig beschieden ist, zu verharren, ist ja gerade das Erbe, das von Goethe die Neudeutschen Epigonen als Gesetz ihres Geisteslebens aufgenommen haben.

Steiners Allheit und Totalität ist eben jene gewaltsame und gewollte Totalität, die an der Verzweigung und Verkleinerung aller geistigen Erscheinungen schuld ist. Er will die Wurzel des Übels verewigen, der ewige Anstifter unserer absichtlichen Weltläufigkeit bleiben, der ein weiteres Wachstum unserer besonderen Kräfte und Gestalten sogar künftig verhindern will. So ragt er in die Gegenwart als ein Vertreter des gerichteten und verworfenen eingekreisten und abgekapselten Geisteslebens. Er will es auf die Spitze treiben, nachdem es uns gerichtet hat. So ist es kein Wunder, daß er mit seinem dreigliedrigen Organismus die Orgien der Vorkriegszeit gesteigert wiederholen will. Denn damals stand sich Geist und Recht und Wirtschaft bereits gänzlich entfremdet gegenüber: Gerhard Hauptmann und Thomas Mann im Geistesleben, Ludendorff und Michaelis im Staatswesen, Helfferich und Ebert oder Degien im Wirtschaftskampf: ging nicht jedes dieser Paare ganz und vollständig auf in seinem Bereich. Die Dreiteilung, die Steiner predigt, war da; nur der Organismus der Dreiteilung fehlte leider. Die äußerlichen Gebiets- und Militärgrenzen des Deutschen Reichs allein hielten

diese zersekten und zersekenden Bestrebungen zusammen. Steiner will nachträglich zum Besek erheben, was alle Gemeinschaftsordnung bei uns zerstört hat: daß kein verbindender Geist durch all die Fachmenschen hindurchpulste. Er, der Goethesche Allmensch, er freilich hat in seiner theatralischen Vielgelenkigkeit für sich selbst alle drei in sich geordnet. Aber was zeigen seine Jünger? Sind sie ebenso reich wie er? Das Gegenteil ist der Fall. Sie alle zehren von seinem Reichtum. Da ist nicht einer der mit seinem Pfunde gewuchert hätte. Er zeugt vom Menschen, aber das heißt nur: er zeugt von sich selbst. Er zeugt aber nicht Menschen, die eines Geistes voll ihre besondere Art zu gestalten vermöchten ins geistige Leben der Nation hinein. Er hält eben die Seele und das Werk der Seele geheim, die allein neue Menschen zeugt. Er lockt mit dem Ruf des Geistes. Aber die Seele, seine eigene Seele, bleibt in einem unzugänglichen mystischen Käfig.

4. Die Ruheit gegen den Geist.

Neben den dürren Steiner, der keinen trockenen, geraden Faden am Leibe hat, stellt sich der rundliche Müller, die verkörperte Schlichtheit und echte wurzelhafte Art. Johannes Müller hat neun Kinder. Während Steiners Frau die Dichtungen ihres Mannes, ganz als wäre sie seine Jüngerin rezitiert, ist Frau Müller wirklich sie selbst, Mutter neben dem Vater, Gattin neben dem Gatten. Alles in Müllers Bereich atmet selbstverständliche ungezwungene Ruhe. Müller hat keine Jünger, die an den Rippen sich festsaugen. Er hat einen Kreis, den er lebendig erhält, in dem sich jeder nach seiner Natur kunstlos bewegt. Er ist fast übereinfach im Sprechen. So ist auch sein Vortrag immer kurz und gedrungen, wie der ganze Mann. Kein Tröpflein seines Geistes ist umgepreßt oder ausgepreßt zum Schauspiel oder zur Dar-

stellung. Wo Rudolf Steiner zwei Stunden spricht, da spricht er kaum eine halbe. In seinen öffentlichen Predigten ist er fast grob zu nennen. Aber ein echter Herzenston schwingt von seinem Munde in die Brust des Hörers hinüber. Den andern Tag ist das was er sagt, vergessen; das angenehme Empfinden eines reinen hellen Klangs bleibt als wesentlicher Eindruck übrig. Anders wie Steiner beruft sich Müller auf einen wirklichen Almenschen der gelebt hat, auf Jesus von Nazareth. Das Unternehmen Jesu ist es, zu dem er aufruft, also eines übervölkischen Menschen. Aber er ruft nur die deutschen Blutsgenossen dazu auf.

Steiner spricht vom Geist zu allen und meint damit Goethes Geist. Müller spricht von Jesus zu allen, meint aber unter diesen allen das zufällige geborene deutsche Volk, in das hinein er seine leiblichen Kinder gezengt hat. Während ja Jesus Reich daran erkannt wird, daß es alle Landesgrenzen zerbricht und seine Jünger allenthalben findet, den nationalen Einheiten zum Trost, verwendet Müller Jesu Lehre zu einer ausgesprochen nationalen Predigt. Immer soll das deutsche Volk als ganzes regeneriert und gesund gemacht werden. Aber der Geist weht nur, wo er will. Müller erwartet ihn im natürlichen Menschen. Steiners Erschleichung liegt im Thema: „Geist“ (statt Goethe). Müllers Irrtum liegt im Publikum (Deutscher statt begeisterter Mensch). Er hätte freilich recht, den Deutschen für das einzig Konkrete gegenüber dem leeren „Menschen“begriff der Weltverbesserer und Pazifisten festzuhalten, wenn es sich nur nicht um Jesu Lehre handelte. Denn die betrifft den unsichtbaren Geist, der über alle Völker hinweht, und hat den Ausweg gefunden, der allein zu den Menschen schlechtweg, abgesehen von ihrem Volkstum, hinführt. Jesu Lehre wendet sich nämlich nur an die Menschen, die irgendwie

mit ihrem angeborenen Kreis zerfallen und die aus ihrer natürlichen Gemeinschaft innerlich herausgebrochen sind: Jesus wendet sich an die Sünder und Schuldbewußten. Aus ihnen, nur aus ihnen, baut er seine Kirche, die eben dadurch ein übervölkisches neues Volk vom ersten Tage an gestalten will. Der Bau des „Unternehmens Jesu“ löst aus jedem Volke die sowieso Zerbrochenen, die unsicher Gewordenen und bindet sie in ein neues Gebilde zusammen. Johannes Müller aber geht, dem Protestantismus treu, immer noch darauf aus, das Volk als Ganzes zu belassen und diesem Ganzen den Menschen Jesus zu predigen.

Das Jesus am letzten Tage seiner Nation erscheint, daß ein deutscher Jesus also auch das Ende des deutschen Volkes bedeuten müßte, das weiß er nicht. Keine Ahnung hat er davon, daß Jesus der Erfüller ist, der nur die Offenbarung des Alten Bundes zu den Völkern des Neuen bringt. Er schneidet Jesu Wurzeln in der Vergangenheit ab. Aber es ist das nur das eine von den vielen Dingen, die er nicht weiß. Bei Steiner erstaunt seine Unwissenheit, die er freilich durch den Verlust seiner Natur bezahlt. Bei Johannes Müller erschreckt seine Kenntnislosigkeit; sie ist der Preis, für den er sein echtes ungekünsteltes Wesen sich bewahrt. Wäre er nicht ein Wortverkündiger und geistiger Führer, so könnte diese Unwissenheit höchsten Ruhmes wert sein. Aber mit der von ihm erwählten Sendung verträgt sich Geistlosigkeit nicht. Seine Sprache ist nicht nur einfach, sondern sie ist auch nicht reich genug, irgendwie kompliziertere Worte in ihrem geschnägigen Zusammenhange zu deuten. Und doch spricht er leider von ihnen, von Spartakus, von Aristokratie, und vom Kapitalismus. Nur mit der Seele läßt sich aber nicht alles verstehen. Und ist Steiner zu kompliziert, so ist Müller zu primitiv, so primitiv, daß der Hörer hernach gerade so hilflos vor der geistigen Gegenwart

steht, wie er zuvor war, bevor Johannes Müller ihn aufgerüttelt hat. Müller kann nicht in männlichen Geistern Funken erwecken, die weiter zünden. Er kann nicht geistesstark ringen. Sein Wesen will ganz in seiner natürlichen Eigenart beharren. Ein Gegner könnte ihn einen Grobian nennen, ein Anhänger einen Herzensmenschen. Wie Steiner ein Mensch von Geist, so ist er eine Seele von Mensch. Steiner hat im Vordergrund nur Geist. Aber im Hintergrund, hinter dem theosophischen Vorhang muß er die Seele auch walten lassen. Müller hat im Grunde nur Seele. Aber da er ja grüne Blätter herausgibt, muß er an der Oberfläche doch den Geist gelten lassen. Hinter Steiners theosophischem Vorhang taucht plötzlich Christus auf. An der Oberfläche des Müllerschen Seelenlebens träufeln sich plötzlich einige goethesche Reminiszenzen. Neben Steiner, den Geisteskünstler tritt er als die Naturseele. Selbst der stärkste Geist bedarf der Seele, selbst die reinste Seele des Geistes. Was bei dem seltsamen Experiment herauskömmt, sie gewaltsam auseinanderzureißen, das zeigen diese beiden Männer. Der Geist weht ja durch uns; er stellt uns in Volk und Geschichte als Antenne hinein, die empfängt und weitermeldet. Die Seele hingegen ist unsere Erfüllung, sie haben wir unmittelbar zu Gott, ohne Vermittlung. Volksgeist und Menschenseele müssen sich in jedem von uns irgendwie auseinandersetzen und versöhnen. Steiner macht aus Volksgeist und Menschenseele einseitig: Menschengest. Die Seele hat ihre besonderen nur für Auserwählte bestimmten Geheimnisse. Müller aber ergreift ebenso einseitig die Volksseele. Müller verzichtet auf den Geist, weil er meint, er habe ihn mit in der Seele. Und nun bekommt das ganze liebe deutsche Volk eine Seele. Für Müller ist das von ihm angerebete deutsche Volk der Stoff zu einer Kirche, ist etwas seelisch universales, wie für Steiner

sein Ich die Universität darstellt, etwas geistig Vollkommenes.

Beide wollen von der Sünde durchaus nichts wissen, durch die Volk und Ich hinter ihrem Universalismus notwendig zurückbleiben. Steiner erlöst sich selbst, bei Müller erlöst sich das deutsche Volk selbst. Ist es doch von Natur gut und zum Wachstum nach oben bestimmt. Das Geblüt, das Volk steht für das göttliche, das von oben herabkommt und aus Seelen den Geist erneuert.

Mit Hilfe des deutschen Volkes soll Gottes Reich hergestellt werden. Während Jesus die Sünder frei macht durch sein Leiden für das dritte Reich, das nicht von dieser Welt ist, prellt Müller das Volk um sein Leiden; er läßt die Volksgenossen nicht erst in Einzelseelen zerfallen, sondern bindet sie sogleich in ihr Volkstum hinein, erspart ihnen den Umweg über die Kirche Jesu Christi, und meint, der unsichtbare Geist warte geradezu auf die deutsche Tiefe und den deutschen Geist. Auch heut noch ruft er das ganze deutsche Volk auf, die übrige Welt geistig zu überwinden, da es zum Glück von rohen Machttrieben geheilt sei — die übrige Welt, die andern Völker heißt das; Jesu aber wollte nicht die Juden die übrige Welt überwinden lehren, auch geistig nicht, sondern sie sollten die Welt überwinden einschließlicly des jüdischen Volkes.

So fordert Müller zu eben dem Übel auf, an dem das Reich zerbrochen ist, zum Luthertum des Nationalgeistes; er will den Mikrokosmos Deutsches Reich echt machen mit Hilfe des echten Menschen Jesus. Aber da er sich nicht entschließen kann, diesen Menschen als aller Welt aller Zeiten und aller Orte gemeinsam und das heißt als Gottmenschen zu verehren, so vertieft er die Entartung des Geisteslebens in Deutschland noch mehr; denn gelänge es, den Mikrokosmos deutschen Volkes echt,

wurzelecht zu machen, dann, dann ist er berufen, die übrige Welt zu überwinden. Aber kein natürliches Volk als solches hat Hoffnung oder Verheißung, die übrige Welt zu bezwingen, auch nicht mit den Mitteln des Geistes.

Beide Männer also, von denen hier so ausführlich die Rede war, unterstreichen nur das Übel, an dem Deutschland erkrankt ist. Indem sie beide allein heute noch übrig sind aus der geistigen Führerschaft der Vorkriegszeit, zeigt sich ihre eigentümliche Stellung unter allen andern. Beide haben etwas vom Flügelschlag des unsichtbaren Geistes verspürt in einer Zeit, die mehr als gottverlassen, die seelisch tot und geistig entartet war. Dem haben beide widerstrebt. Darum stehen sie noch aufrecht.

Aber darum sind sie dennoch Symbole und Beweise des alten Unwesens, und nicht einer lebendigen Zukunft. Denn ob Deutschland wieder eine Stellung unter den Völkern einnehmen wird, hängt davon ab, daß es die geistige und seelische Schnellreise abtut, daß es seinem Universalismus entsagt, und zum Gliedvolk, wenn auch zum Herzvolk, der neuen Völkerwelt, herabzustiegen sich bescheidet, eine Bescheidenheit, die nur durch geduldiges Beiden und Auffuchen auch der inneren Volksgemeinschaft erworben werden kann. Ohne sie können wir heute weniger denn je leben. Aber wir erwerben sie nicht durch den Willen zum Universalismus. Sondern es genügt, wenn wir unser Wesen schutzlos und waffenlos wie wir da liegen vor allen Völkern so entfalten, daß es offenbar zu werden verträgt hinaus in alle Welt. Dazu gehört ein Wirklichkeitsinn für geistige Größe und für seelische Möglichkeiten, für den Stand unserer Valuta im Geistigen vor dem Auslande, zu dem Männer wie Steiner und Müller nicht anleiten können. Denn beide machen erst ganz das Ausmaß unserer geistigen Erkrankung deutlich. Sie sind selber Symptome des Übels, für das sie sich als Ärzte ausgeben.

III. Die Epochen des Kirchenrechts.

Ein Greis, der die Siebzig überschritten, der von 1870 bis zum Kriege in vorderster Reihe als Rechtsgelehrter des deutschen Kaiserreichs und seiner Gesetzgebung gewirkt hat, reißt sich, während ihn Unglück heimsucht, Frau und Sohn ihm sterben, ein zweiter Sohn aber und Erbe seiner Geisteskraft durch ein nichtiges Versehen in der Kriegsmaschinerie fällt, mit gesammelter Kraft auf und ergreift den Anlaß einer Festschrift,* um doch noch den höchsten und reinsten Ertrag seines Lebens, der hinausliegt über das weltliche Recht des Staats, kristallklar zu prägen und durch das schwerste und mühevollste Rüstzeug der Gelehrsamkeit zu sichern; kaum aber, das alles Wesentliche, wenn auch nicht alles, zu Papier gebracht ist, sinkt er nieder und verscheidet. Solche hoheitsvolle Einheit eines Geistes mit seiner sterblichen Hülle zwingt allein schon, ehrerbietig stillzustehn. Denn nur wahrer Geist, nur unmittelbare Verufenheit zum Werk gebietet und lauscht so meisterlich dem geheimen ihm verliehenen Maß irdischer Kraft.

Aber Rudolf Sohm's Nachlaßwerk erscheint zudem an einem Wendepunkt der Welt- und Kirchengeschichte. Es erscheint in dem Augenblick, da die Revolution das protestantische Landeskirchentum entwurzelt, da die morgenländischen schismatischen Patriarchate von Petersburg bis

* Rudolf Sohm, Das altkatholische Kirchenrecht und das Dekret Gratians, 674 Seiten, in der Festschrift der Leipziger Juristenfakultät für Adolf Wach, Dunder und Humblot 1918.

Jerusalem zusammenbrechen, da die Kodifikation des römischen Kirchenrechts durch Papst Benedikt XV. eine tausendjährige Aera abschließt. Und in diesem Augenblick überschaut Sohm den Werdegang des Kirchenrechts mit visionärer Schärfe und legt die bisherigen Lebensstufen der Kirche in der Welt fest, gerade in den Tagen, in denen eine neue Stufe ihrer Verfassung von ihr beschritten werden muß.

Damit wird der Geschichtschreiber des alten katholischen* Kirchenrechts zum rückwärts gewandten Propheten; und an uns ist es, seine Stimme zu vernehmen.

1. Der Einschnitt des 11. Jahrhunderts.

Es ist etwas sehr Einfaches, was Sohms majestätische Darstellung — die, abgesehen von den grundgelehrten Quellenzitataten der Anmerkungen, allgemeinverständlich geschrieben ist — uns vor Augen führt: nämlich die Epochen der Kirche.

Die protestantisch-neuzeitliche Periodisierung des christlichen Zeitalters pflegt die beiden Haupteinschnitte bei Konstantin und bei der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts vorzunehmen. Zwar hat man mehr und mehr das Gewicht dieser Einschnitte zu mildern gesucht, indem man weitere Cäsuren 622, 800, 1100, 1648, hinzufügte, indem man die neue Zeit erst 1648 oder gar (die Franzosen) 1789 beginnen ließ, oder indem man die „Renaissance“ ins vierzehnte, dreizehnte, ja ins elfte und zehnte Jahrhundert schon hinaufrücken wollte. Aber das alles sind doch nur Variationen über dem selben Grundbaß, der damit anerkannt, nicht überwunden wird. Erst wenn zwischen

* Sohm gebraucht die Worte „altkatholisch“, „Altkatholizismus“ für die Kirche der ersten Jahrhunderte, d. h. vor dem Schisma zwischen Abend- und Morgenland. Wir müssen diesen Sprachgebrauch hier beibehalten.

Konstantin und dem Tridentinum ein ganz anderer, grundlegender Einschnitt entdeckt wird, der die Kraft hat, Konstantin ins erste Jahrtausend, Luther aber ins zweite Jahrtausend wieder einzubetten, kann die Geschichtszersünderung geheilt werden, die aus dem bisherigen Periodenaufriß folgt, eine Geschichtszersünderung, die zwischen 325 und 1500 ein mehr oder minder leidiges Buch in der Kulturentwicklung stabilisiert, die sogenannte Nacht des Mittelalters, von der sich hell der Tag der Neuzeit abhebe.

Schon für die Kaisergewalt läßt sich eine solche neue Gruppierung der Tatsachen wohl begründen, die Karl den Großen näher an die Nachfolger des Cäsar Augustus, Barbarossa aber und sein Reich näher an uns und unsere Rechtswelt heranzieht, zwischen beide also den Haupteinschnitt legt. Schon der natürliche Baustoff dieser Rechtsordnung deutet darauf hin, die Lebenskraft der großen Dynastien Welf, Habsburg, Zollern, Wittelsbach, die sich alle um 1100 erheben, alle heut verlöschen.

Von einem umfassenderen noch und größeren Standpunkt aus, von dem der Kirchengeschichte, unternimmt es Rudolf Sohm, die Jahre nach Christi Geburt ebenfalls so zu gliedern, daß die Zeit der ersten Kreuzzüge, die Zeit Anselms und Bernhards, zur Wende der Zeiten, zum Angelpunkt aller neunzehn Jahrhunderte wird. Damals komme etwas Neues in die christliche Kirche und damit in die christliche Welt hinein, was dem ganzen ersten Jahrtausend der Christenheit gefehlt habe! So wird die Zeit von Petrus und Paulus bis auf Gregor VII. plötzlich zu einer großen Einheit gegenüber dieser Neuerung. Die Taufe Konstantins durch Papst Silvester ändert also nicht das Antlitz der Kirche! Sie ändert nur die Gestalt des Imperiums. Damals geschieht wirklich nur das, was die Tatsache: der römische Kaiser läßt sich taufen,

besagt, daß der römische Kaiser in die christliche Kirche eintritt. Das Kaisertum ändert sich dadurch, nicht die Kirche, diese wenigstens nicht in erster Linie. Auch die Folgezeit änderte daran zunächst nichts, als der „frühmittelalterliche Staat die Kirche als bloße Kulturanstalt und Bildungsanstalt für seine Völker seiner eigenen gesellschaftlichen Ordnung“ einverleibte (S. 575). Denn „der Staat war es, welcher die Kirche in seinen Dienst nötigte. Aber die Kirche selber blieb innerlich wie sie war. Sie leistete dem Staat den Dienst, den er verlangte. Aber sie selber änderte sich nicht“ (S. 569).

Was die neue Auffassung bedeutet, mag die Erinnerung an Lessings großes Wort deutlich machen: das Christentum sei ihm der Glaube der ersten drei Jahrhunderte. Wenn nun doch nicht nur die ersten drei Jahrhunderte, sondern elf Jahrhunderte lang der Aufbau der Kirche unverändert bleibt, so ist der letzte Rest protestantischen Kirchentums erschüttert. Denn dies Kirchentum gründet ja auf der bisherigen Konstruktion der Kirchengeschichte in doppelter Hinsicht: einmal, indem es ungefähr an dem festhält, was es schon jenen ersten apostolischen Zeiten „zutraut“, am Apostolikum vor allem, alles „Spätere“ aber von sich weist; zum andern, indem es auf das Tagwerden von 1517 gründet, das jetzt zum bloßen Unterfall innerhalb des zweiten Jahrtausends werden soll.

Nun ist aber Sohm selbst glühender Protestant. Wer je das jungfräuliche Leuchten seiner Augen gespürt, wer je die jünglingshafte Gestalt im Feuer der Rede sich aufrecken sah, hat die Wärme seines evangelischen Christentums ahnen dürfen. Wie also sichert er seine evangelische Position? Diese Sicherung mußte offenbar seinem neuen Wert vorausgehen, um ihm allererst den Schritt in die neue Epochengliederung zu ermöglichen. Und so ist es in der Tat. Sohm hat seit mehreren Jahrzehnten ge-

lehrt, daß protestantisches Kirchenrecht ein Widerspruch in sich selbst sei, daß der evangelische Glaube in keiner Rechtsform verfaßt sein könne noch dürfe. Denn evangelischer Glaube sei nur evangelisch, soweit er unverfaßt als lebendiger, als überraschender Quell täglich neu sprudle. Evangelischer Glaube — können wir zu umschreiben wagen — ist nichts als die Verewigung eines Augenblicks in der Geschichte der christlichen Offenbarung, jenes Augenblicks, da der auferstandene Christus dreimal seinen Jünger fragt: Liebst du mich? Liebst du mich? Hast du mich lieb? Also ist evangelischer Glaube nicht eine in gesicherter Wiederkehr erfassbare Bildung des Lebens, sondern ist eine Tendenz des freien einzelnen Christenlebens. Selbst das Verbum Scriptum, die Bibel, gibt Sohn ausdrücklich preis: „Nicht die Schrift (noch weniger ein geschriebenes „Bekennnis“), sondern das lebendige, mündlich verkündigte Evangelium ist nach den Grundsätzen der evangelischen Reformation die Kraft, welche die Kirche Christi trägt.“ (S. 615 Anm. 1.) Evangelisches Christentum ist die ewige Wiederkehr der Entstehung des Urchristentums in der Seele des einzelnen. Damit wird es gleichgültig gegen alle äußere Verfassung des Gemeindel Lebens, welche zur Sache bloßer Zweckmäßigkeit oder Pietät wird. Der evangelische Christ kennt nun kein verfaßtes Rechtsleben der Christen in der Welt mehr, keinen Schutzverband in Abwehr der Welt, keine „christliche“ Rechtsordnung der Kindererziehung oder der Sakramentsverwaltung. In allen diesen Dingen räumt er dem katholischen Bruder das Feld. Im ganzen Bereich der wiederkehrenden Dinge, der sich wiederholenden und damit feststellbar und greifbar gewordenen Ordnung widerspricht der evangelische, der Erlebnisschrift der Kirche nicht, weil er dies Gebiet überhaupt nicht betritt. Nur jenes innere allgemeine Priestertum, welches das Tridentinum

jedem Christen zuspricht, ist des Evangelischen Bereich. Die kirchliche Ordnung ist ihm — als Christen und als Heilsucher wohl gemerkt — gleichgültig.

Also: Inmitten der christlichen Welt und Kirche erneuert der Evangelische nach Sohm nur eine bestimmte urewige Strömung, hütet er die Unmittelbarkeit der heiligen Quelle des Glaubens, erzwingt er inmitten der in vielen Schichten und Stufen des Kirchentums erstarrenden Christenheit die ewige Überraschung des Christentums.

Indem er alles evangelische Kirchentum als bloße Fragmente rücksichtslos preisgibt, gelingt es Sohm, unbefangen den gewaltigen Bau der katholischen Kirchenordnung schon gleich im ersten Jahrhundert angelegt zu finden. Aber wieviel gläubiger, ich möchte sagen großherziger, geht er dabei vor als etwa Battifols! Battifols Methode befriedigt nicht, weil er nicht nur die Kirche des dritten Jahrhunderts im ersten wiederfindet, sondern sie beide durch juristische Begriffe des 19. Jahrhunderts zudeckt. Allein schon Passaglia hat ausgesprochen, daß der Leib der Kirche, wie der menschliche Leib, an seinen Jahrhunderttagen verschiedene Nahrung gebrauche, gerade um derselbe zu bleiben. So fragt Sohm, die echte Geburt der Kirche anerkennend, nach der Form der Kirche vor dem Schisma des Morgenlandes, nach dem Unterschied von Altkatholizismus bis 1100 und Neukatholizismus seitdem.

Seine kürzeste Formulierung lautet: Bis 1100 oder 1200 lebt die Kirche nach Sakramentsrecht, nach 1100 wird ein Teil des Kirchenrechts zum bloßen Körperschaftsrecht. Die Benennung des Kirchenrechts als Sakramentsrecht aber bedeutet: Die Kirche ist in der Welt, aber nicht von dieser Welt. Also lebt sie in all ihren Handlungen als eine von Gott selbst regierte. An Gottes Geiß

unmittelbar hanget der Leib der sichtbaren Kirche. Alle ihre Lebensäußerungen sind nicht geordnet durch ein Sagensrecht, das in einem Verband Vertreter und Vertretene, Haupt und Glieder zusammenschließt, sondern das Haupt und der Vorsteher sind im Himmel, und nur die Glieder sind auf Erden. Folglich können Haupt und Glieder nicht durch Rechtsätze miteinander verbunden sein wie in den zwischenmenschlichen Körperschaften, sondern durch Sakramente. Jede Handlung der altkatholischen Kirche und in der altkatholischen Kirche bis 1100 ist deshalb ein Sakrament, das heißt ein Lichtstrahl vom Himmel, eine Erleuchtung durch den Heiligen Geist. Jedes Tun, sämtliche Dinge, die sie ergreift und berührt, heißen Sakramente. Eine Begrenzung der Sakramente auf die Siebenzahl derer die das Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe begleiten, ist ganz undenkbar. Denn es gibt ja immer neue Handlungen des Heiligen Geistes, immer neue Dinge, Feste, Ereignisse, die er entzündet; diese tausend Strahlen seines Wesens heißen Sakramente.

„Immer kommt es nur darauf an, daß Gott handle, nicht darauf, daß eine bestimmte kirchliche Stelle mit ihrer Macht hinter der Handlung sei.“ — Eine „Einheitstendenz“ im Sinne äußerer gesellschaftlicher Organisation ist überhaupt nicht vorhanden.

Darum fehlt es im Altkatholizismus denn auch an jeder planmäßigen Durchführung kirchenrechtlicher Ordnung für das ganze Gebiet kirchlichen Lebens. „Das Sakrament war die Form, in der Gott handelte.“ (S. 575.)

Anders ausgedrückt: „Durch die Gesamtheit des katholischen Volkes spricht immer Gott, Christus. Der Altkatholizismus hat die Unfehlbarkeit der Kirche gerade so wie der Neukatholizismus. Der Glaube an die unfehlbare Kirche (an die sichtbare katholische Christenheit als

das Volk Gottes) ist der Schlußstein wie des neukatholischen, so schon des altkatholischen Kirchengebäudes. Auf ihr beruht letztlich alles. Aber die Unfehlbarkeit steht im Altkatholizismus, der hier das Urchristliche fortführt, bei der unvertretenen, im Neukatholizismus bei der (sei es durch ein allgemeines Konzil, sei es durch den Papst) vertretenen Christenheit.“ (S. 134.) Nicht Rechtsfuge, sondern der Ausgang entscheidet, ob eine Handlung von dem christlichen Gottesvolk als Sakrament angenommen, rezipiert wird. Jede einzelne Amtsbesetzung der alten Kirche ist aus demselben Grunde in ihrem ganzen Umfang ein Sakrament, durchaus nicht nur der ordo des Amtsträgers wie heute, sondern auch der heute sogenannte „titulus“. Daß Sergius an der Bischofskirche zu Antiochia Subdiakon wird, dieser einheitliche Vorgang ist im Altkatholizismus Sakrament, nicht aber ist das Subdiakonats an und für sich der ordo des göttlichen Rechts, der bestimmte Posten in Antiochia aber des Sakraments verbandsrechtliche Titulierung. Als daher die fränkischen Könige Hauskapläne anstellen, Geistliche, die ohne sakramentalen Platz innerhalb der Bischofskirchen sind, galt das als unerträgliche Entartung, als ein wahrer Abfall und Herausfall aus dem Christusregiment des Kirchenleibes. (Heute wird die Notwendigkeit des titulus häufig nur aus Zweckmäßigkeitsgründen erklärt.)

Was heute nur noch für Bischöfe, Kardinäle und den Papst selbst sich erhalten hat, das galt damals ganz allgemein. Mit jeder konkreten Stellenbesetzung verwirklichte der Heilige Geist eine sakramentale Handlung am Leib seiner Kirche.

Weil jede Handlung des Korpus Christi ein Sakrament ist, gerade deshalb kann auch jede einzelne christliche Ekklesia in der Welt das volle Sakramentsgehäuse bilden. Jenes wunderbare Prinzip der Kirche, kein Gebiet und

damit keine Grenzen im Raum zu kennen, sondern in jedem Bistum ganz und ungeteilt gegenwärtig zu sein, beliebiger Vielfältigung fähig in tausend verschiedene und doch identische Gestalten — es ist nur erklärlich, weil „die Kirche“ keine von Menschenrecht verfaßte oder von Statutarrecht geregelte Anstalt ist. Denn menschliches Verbandsrecht hätte gerade zuerst nach den Beziehungen zwischen dem Träger der Kirchensouveränität und seinen Unterorganen gefragt, um die Einheit in der Vielheit begreiflich zu machen. Körperschaftsrecht gliedert jede Korporation sogleich durch Zeit und Raum. Necht einer „Religionsgesellschaft“ weist ja jedem seine Stellung und Beziehung innerhalb dieser gesamten Religionsgesellschaft an und lehrt alle Gesellschafter, wie sie die Kirche für Gott zu bauen haben. Die katholische Kirche aber wird nicht von den Menschen für Gott, sondern aus den Menschen von Gott aufgebaut. Daher eine völlige Gleichgültigkeit gegen den Raum und seine Schranken! Wie das Abendmahl Jesu das zeitliche Urbild und der Zeit nach allerdings der Grund aller Eucharistie und Meßhandlung ist, trotzdem aber jederzeit jedes Herrenmahl das ganze Geheimnis voll gegenwärtig neu offenbart, geradese ist das Bistum Petri in Rom das räumliche Vorbild und dem Raum nach der Grund aller Bischofswaltung in der Christenheit, aber trotzdem ist jeder Bischof jeden Ortes vollkommener Seelenhirt und vollbefugter Verwalter der göttlichen Geheimnisse. Die Verfassung des petrinischen Bistums ist also die Urblüte. Und so kann es gar nicht anders sein, als daß, was in ihr oder auf ihrer Kathedra geschieht, sich in allen anderen gefunden Blüten geradese wiederholt. Aber alle andern Bistümer sind doch auch ihrerseits echte unmittelbare Blüten am unsichtbaren Stamme, der vom Himmel herniederhanget auf die Erde.

Die Änderung, zu der die Kirche nach dem ersten Jahrtausend ihres Bestandes gezwungen wird, geht vom Staate aus. Der christliche Staat ist es, der nicht nur der natürlichen Schöpfungsordnung, sondern dem neuen Bund der Offenbarung anzugehören beansprucht. Er reißt christliche Aufgaben an sich. Davids Nachfolger wollen die christlichen Könige sein. Selber Priesterämter zu unterhalten, zu errichten vermessen sie sich. Dadurch wird die Kirche gezwungen, einen Panzer umzulegen, dessen sie bisher nie bedurft hatte: den Panzer menschlichen Rechts. Der schimmernde Blütenzweig zahlloser christlicher Kirchen, wie er schutzlos bisher vom Himmel niederhing und hereinstrahlte in das Dunkel der Welt, er bedarf nun eines einheitlichen Behältnisses aus irdischem Stoffe. Denn seitdem der christlich-germanische Staat einen Teil des christlichen Lichts selbst zu spenden behauptet kraft seiner Christianisierung, seitdem droht die Grenze des kirchlichen Lichts innerhalb der christianisierten Welt zu verschwimmen. Darum muß sich das kirchliche Licht von dem weltlichen Licht innerhalb des einheitlichen Lichtkreises der christlichen Offenbarung sondern und unterscheiden, weil das göttliche Licht inzwischen auf die natürliche Lebensordnung des Staates „reflektiert“, zurückgestrahlt ist. Kirche und Christenheit hören auf, sich zu decken, sobald die mittelalterliche Auffassung Platz greift, daß Kaiser und Papst beide berufen seien für die Christenheit. Sohm weist nach, wie die Vorstellung einer „Christenheit“, eines christianisierten Völkercircles, für den die weltliche und die kirchliche Gewalt beide vom Himmel erfließen, sich im elften Jahrhundert bildet. „Die Wendung, daß auch die weltliche Gewalt in die Christenheit hineingehört und das Volk Christi regieren hilft, ist erst mittelalterlich und zugleich eigentümlich abendländisch.“ (S 630.) Zu dieser Anschauung muß es aber kommen, weil damals das Alte ganz ver-

gangen, die antike Lebensordnung und Überlieferung völlig unterbrochen, ja zerbrochen ist im Abendlande, trotzdem aber diese junge Menschheit sich ganz und gar und in jeder, also auch in staatlicher Hinsicht als der von Gott und Christus berufene Erbe dieser untergegangenen Welt ansieht. Das Hochgefühl, von Gott, hinüber über das Jahr des Weltuntergangs 1000, zum Folger in die gesamte Erbschaft berufen zu sein, heiligt alle Seiten des neu auszubauenden Lebens zu christlichen. Denn es ist ein Auftrag von Christus, der ihnen diese antike Geisterwelt übereignet.

Die Christianisierung des germanischen Staates führt diesen also in rein geistlichen Bereichen zu Machtansprüchen, durch die das pneumatische, sakramentale Gefüge der Kirche durchlöchert zu werden droht. Sohm zeigt, wie die bloße Notwehr es ist, die — im Investiturstreit — das Neue gebiert, das der Kirche die Freiheit gegen den zwar weltlichen, aber doch eben auch christlichen Arm des Staates sichert, das ihr weltliche Handlungsfähigkeit und Selbstverteidigung gegen die Welt, Menschenfagung und Körperschaftsrecht ermöglicht. Nicht mehr ist sie nur verfaßt als schimmernder Blütenzweig der vom Heiligen Geist regierten, tausendmal vervielfältigten Petruskirche. Unter Bewahrung dieser Blütenpracht im Innern wird sie nach außen eine durch einen Träger der Souveränität klar kenntliche Gesamtkörperschaft „Kirche“ mit dem Papste als Gesetzgeber und mit Menschenrecht (*jus humanum*) neben dem bisher allein denkbaren Sakramentsrecht (*jus divinum*). „Um 1200 hat die abendländische Kirche mit dem überlieferten alten Kirchenrecht gebrochen. Sie ist seitdem nicht mehr die alte Kirche des ersten Jahrhunderts. Ein neuer Kirchenbegriff und ein neues Kirchenrecht ward geschaffen. Das römische Recht vermählte sich mit dem überlieferten katholischen Kirchenrecht (= Sakramentsrecht), und das eigen-

tümliche römisch-katholische Kirchenrecht entstand, die innere Trennung des abendländischen und morgenländischen Kirchentums vollziehend, noch bevor das äußere Schisma endgültig geworden war. Das Werk des neuen abendländischen Kirchenrechts aber war die Befreiung der Kirche vom Staat und die Begründung . . . des Papsttums.“ (S. 588.)

„Ein Teil des Körperschaftsrechts blieb *jus divinum*. War doch die Kirche eine Körperschaft Christi und war es doch selbstverständlich, daß Christus der von ihm gegründeten Religionsgesellschaft eine Ordnung mitgegeben hatte, deren wesensnotwendigen Inhalt er selbst bestimmte. So galten die grundlegenden Einrichtungen der katholischen Kirchenverfassung (Papsttum, Bischofstum, Priestertum) und ebenso die grundlegenden Sätze des Sakramentsrechts (für die sieben Sakramente) nach wie vor als durch göttliches Recht gegeben aufrecht. Sie sind unveränderlich und der Kirchengewalt entrückt.“ (S. 592.) „Sobald die Kirche aber als Körperschaft gedacht wurde, war die Kirchengesetzgebung da und die Zeit des göttlichen Kirchenrechts vorüber. Die Körperschaft ist geordnet, nicht damit Gott handle, sondern damit der Verband handle.“ (S. 592 f.) „Die Siebenzahl der Sakramente, die Umbildung der Kirchenrechtswissenschaft aus Theologie in Jurisprudenz, die Entstehung der Papstmonarchie, alles vollzieht sich gleichzeitig und in innerem Zusammenhang miteinander. Um 1200 ist im Abendlande . . . die altkatholische Kirche in die neukatholische Kirche verwandelt worden.“ (S. 592.) Die ganze Unterverfassung ging zugrunde. Die sieben Weihestufen blieben nur noch als Erinnerung an längst Vergangenes. „Auch hier ward das kirchliche Leben vom göttlichen Recht befreit. Nur so konnte die Gegenwart zu dem ihr entsprechenden Recht gelangen und die Eroberung der christlichen Welt unternommen werden.“

Der diese Umwälzung erzwingt, ist freilich nicht der

germanische Staat als etwas abstrakt außerhalb der Kirche Bleibendes; es ist der germanische Mensch, wie er in Stämmen und Sippen, in einer völlig paganisierten Welt, lebt. Die Epoche dieser Paganisierung von 500–1000 hat man zu einer eigenen Epoche des Kirchenrechts umprägen wollen; man stempelt damit die Kirche selbst zu der willentlichen Trägerin dieser „Verbauerung“ ihrer Rechtsordnung, des sogenannten Eigenkirchenwesens. Die Kirche soll diese Frucht getragen haben! Sohm nimmt nur den berechtigten Kern der Lehre vom germanischen Eigenkirchentum auf: Von außen her ward der Bau der Kirche in diesen Jahrhunderten ausgesogen, erdrückt und seines eigentümlichen Gehalts zunehmend beraubt. Das ist nicht verwunderlich.

An den Stämmen der Germanen war ja die Zeit nicht annähernd in dem Maße erfüllt wie an den atomisierten Individuen, Bürgern, Sklaven und Provinzialen, der universalistischen antiken Stadtkultur. Aus dieser aber, aus der heidnischen Zubringerin der verzweifelnden, franken, einzelnen Menschenseele, hatte sich die christliche Bistumsverfassung erheben können. Jetzt schwinden die Städte mehr und mehr. Und nach 900 ziehen sich vor Normannen und Sarazenen die Reste der Ordnung in das Sachsenland zwischen Rhein und Elbe zurück, d. h. auf eine Robinsoninsel der Kultur, wohin die Römer und ihre Städte niemals gedrungen waren. Von hier aus zieht Otto der Große nach Italien und wird der römische Stuhl wieder aufgerichtet. Das aber bedeutet, daß zur Zeit Sylvesters des anderen im Jahre 1000 sächsische Rechtsgedanken durchschlagen; Sippe, Geblüt und Haus, Hof und Gefolgschaft verdrängen die letzten Vorstellungen von jus publicum und privatum Roms. Das Kirchengut gilt als bloßes Inwärtseigen der weltlichen Herren- und Fürstenhöfe. In die Kirche brechen Baien-

bischöfe, Baienäbte, Adel und Erbllichkeit ein. Die rückläufige Welle, die seit 400 die antike Kultur zerlegt, erreicht erst im 10. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Erst im 10. Jahrhundert ist die Antike tot. Erst damals ist auch das römische Blut so entartet, daß Germanen den päpstlichen Stuhl besteigen. Jetzt muß die Kirche selbst die Arbeit verrichten, die ihr die weltliche Stadt bis dahin geleistet hatte: Individuen, atomisierte Einzelne zum Bau ihrer geistigen Ordnung herauslösen aus den Banden des Bluts. Wir Heutigen stehen ja wieder der Zerlegung und dem Synkretismus des ersten Jahrhunderts näher als der Stammes- und Hausverfassung des elften. Deshalb befremdet heut das Mißtrauen gegen die Baien, der Kampf gegen ihre Artgefühle, der die Wiedergeburt der Kirche begleitet, so daß es schon 1170 heißt: *Ecclesia nihil dicitur nisi clerici*. (Unter Kirche ist nur der Klerus zu verstehen.) Dieser Eifer ist nur aus der Bedrängnis der Kirche durch den artgebundenen Geist der getauften Stämme zu verstehen. Das Jahr 1000 zeigt also sozusagen den vorchristlichsten Moment der Welt seit Christi Geburt! Im Jahr 1000 ist nur noch der Klerus christlich. Es ist kein Zufall, daß sich damals der Glaube im Morgenlande auf das Athosgebirge und seine Mönchsrepublik zurückzieht. Erst wenn wir das Vorchristliche in der äußerlich christianisierten Welt der letzten zwei Jahrtausende rücksichtslos mit Namen nennen, kann heut das Christentum zu neuer Wirkung kommen. Bis heute hat er gedauert, dieser Widerstand des Natürlichen, des Nationalen, des Heidnischen. Um 1000 drohte er sogar zu triumphieren. Derselbe Otto I., der das Papsttum wieder herstellt, hat ja auch die Bischöfe zu weltlichen Fürsten erhoben und damit die Kirchenstaaten des Mittelalters geschaffen! Verweltlichung droht. Sie muß Gregor VII. mittels des Bölibats erst wieder sprengen. Und wie der

einzelne Aleriker erst dadurch aus den Banden des Bluts gelöst wird, so müssen die Bistümer im ganzen an der Peripherie, völlig verweltlicht wie sie sind, von einem literarisch gestützten, wissenschaftlich beratenen Zentrum, von Rom her neu erfasst, durchsäuert und dadurch gerettet werden. Das Fehlen der weltlichen Zubringerin, der Polis (civitas, Stadt), hat der Kirche, im Augenblick des tiefsten Zurücksinkens in Geschlechterfolge und angesichts des drohenden Aufgehens der Kirchenordnung im Volksrecht, die zentralistische Reform und die literarische Rezeption aufgezwungen. Dem Morgenland blieb dergleichen damals noch durch die eine Großstadt Byzanz erspart.

Als „menschliches“ Recht wird das Kirchenrecht veränderliches Recht. „Das war die Hauptsache, auf die es praktisch ankam, und in der Form der Durchsetzung dieser Tatsache hat sich geschichtlich der Übergang vom altkanonischen zum neukanonischen Recht vollzogen.“ (S. 595.) So kann Sohm — seine Ausdrucksweise, die von einem „inneren“ Bruch der kirchlichen Entwicklung spricht, kann man dabei als inkonsequent ablehnen — mit Recht feststellen (S. 566): „Die Hauptsache in der Kirchengeschichte des Mittelalters, der große Einschnitt, welcher die katholische Kirche des zweiten Jahrtausends innerlich von der alten Kirche scheidet, wird vom Standpunkt der herrschenden Auffassung nicht gesehen.“ Und in großem Bilde verwertet er das, was ja die Kunstgeschichte längst uns auf den ersten Blick lehrt (S. 566): „Die Reichskirche des Frühmittelalters bedeutete nicht die Entstehung der „frühmittelalterlichen Kirche“, sondern das Fortleben der Kirche des römischen Kaiserreichs. Sie hat romanischen, nicht den gotischen Baustil der himmelanstrebenden mittelalterlichen Papstkirche. Kirche und Kirchenrecht sind bis in das 12. Jahrhundert des gleichen Wesens geblieben wie

zuvor. Der Altkatholizismus ging nicht mit dem fünften Jahrhundert zu Ende."

„Die morgenländische Kirche ist in ihrem innersten Wesen altkatholisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie hat den urchristlichen Kirchenbegriff bewahrt. Sie bildet noch in unserer Gegenwart keine körperschaftliche Einheit. Die abendländische Kirche hat im zwölften Jahrhundert einen neuen Kirchenbegriff hervorgebracht. In den Kirchenbegriff ward der Körperschaftsbegriff aufgenommen, den wir noch heute vor uns sehen."

Eine Fülle von Einzeltatsachen findet in dieser Einteilung ihre Erklärung, z. B. die literarische Geschichte des Bußsakraments. Denn erst als es zur Reduktion der Sakramente auf die Siebenzahl des Menschenlebens kommt, also im 12. Jahrhundert, erst da ist die Theologie genötigt, zur genauen Definition der Beichte zu schreiten. Und so ist es denn in der Tat. Die Geschichte des Korporationsbegriffs drängt sich auf den kurzen Zeitraum von 1140 bis zu Innozenz IV. (1240) zusammen; eben damals wird der kanonische Prozeß aufgebaut: erst jetzt ist die Vorbedingung das Eindringen des *jus humanum*, des (römischen) Verbandsrechts, aufgestellt. Die Entstehung der Kanonistik, der Wissenschaft vom Kirchenrecht, die Entfaltung einer päpstlichen Gesetzgebung unter den großen Päpsten der Frühcholastik, das Verschwinden der Kirchenvogtei, das strahlt alles aus einem Kern. Ich füge hinzu: Das revolutionäre Selbstgefühl jener Epoche wird begreiflich; es war eben eine Neugeburt der Kirche, die sich vollzog. Des zum Ausdruck setzte man den ersten Märtyrer dieser neu verfaßten Gesamtkirche in die hohe Festwoche von Weihnachten neben Stephanus, Johannes, die Kinder von Bethlehem, an einen Platz, den außerdem nur der Papst einnehmen durfte, der Konstantin getauft hatte, nämlich Silvester I.: Thomas Becket, von Canter-

bury, der „für das, was Gott am meisten liebt auf der Erde, die Freiheit seiner Kirche“, am 29. Dezember 1170 von den Schergen eines christlichen Königs sich erschlagen ließ, er wurde schon zwei Jahre darauf in den christlichen Festkalender eingetragen. Aber das hellste Licht fällt doch auf das Rechtsbuch, das bis auf den heutigen Tag das Tor zur kanonistischen Rechtswissenschaft bildet; die dramatische Spannung innerhalb des Sohmschen Buches hat vielleicht ihren Höhepunkt da, wo er die Schöpfung des grundlegenden Gesetzbuchs der wiedergeborenen Kirche enträtselt, des um 1140 entstandenen „Decretum“ Magister Gratians.

Wie wir oben erwähnten, läßt sich ebenso auch für das weltliche Recht des Kaisertums und der christlichen Fürsten der grundlegende Einschnitt in der Stauferzeit nachweisen. Aber nicht nur das, sondern das grundlegende weltliche Rechtsbuch jener Epoche spiegelt den Januscharakter, die Wende der Zeiten, verblüffend wieder. Der Sachsenspiegel Eikes von Megow ist nämlich einerseits die letzte Aufzeichnung von Stammesrecht in der langen Reihe von Volksrechten, die schon um 500 mit dem Gesetzbuch der Salischen Franken anhebt. Andererseits aber schließt er diese lange Reihe der germanischen Stammesrechte vollständig ab, ja er verriegelt sie geradezu dem Bewußtsein der Späteren. Während er selbst noch ottonisches, ja karolingisches Recht verständnisvoll entwicklungsgeschichtlich würdigt, kennen alle Späteren nur noch ihn, den Sachsenspiegel, selbst, sehen alle früheren Verhältnisse fortan nur noch durch seine Brille; durch diesen Bruch mit der Rechtswelt, aus der er selbst noch erwachsen ist, wird er das erste und maßgebende Reichs- und Territorialrechtsbuch des Heiligen Römischen Reichs, des christlich-mittelalterlichen Staates.

In dem größeren kirchengeschichtlichen Rahmen weist

Sohm nach, daß Gratian gleichfalls an der Wende zweier Weltalter steht; er selbst gehört noch durchaus dem altkatholischen an, aber er wird durch seinen Exkurs über das Gesetzgebungsrecht des Papstes zum Begründer der Wissenschaft vom jus humanum, vom Körperschaftsrecht im Kirchenrecht. Schon die nächsten Schüler und Benutzer sehen ihn selbst und die gesamte Vergangenheit durch die Brille dieser neuen Vorstellungsweise. „Noch das Dekret Gratians bedeutet ein Denkmal des altkatholischen Kirchenrechts und der altkatholischen Kirche, das letzte große Denkmal, in welchem der Altkatholizismus mit dem Wesen seines Kirchenrechts zugleich das Wesen seiner Kirche aussprach...“ (Seite 567.) „Noch für Gratian ist das Kirchenrecht nur Sakramentsrecht. Die lediglich sakramentale Art des Kirchenrechts bedeutet, daß für die Rechtsordnung und damit für das ganze Leben der Kirche vom kirchlichen Standpunkte aus der urchristliche Kirchenbegriff maßgebend ist: Das Leben der Kirche ist Leben Gottes, so daß das Leben der Kirche Rechtsordnung ist für Gott.“ Deshalb behandelt Gratian in seinem Dekret nicht Verbandsrecht einer Korporation „Kirche“, sondern wie er ausdrücklich sagt, das Recht der Sakramente! Die Reihenfolge sakramentaler Handlungen, die Frage: Wann liegt ein gültiges Sakrament vor? bestimmen sein System. Hingegen stammt die völlig äußerliche, sinnenstellende, herkömmliche Einteilung von der auf ihn folgenden Generation, die eben das Dekret bereits als Fundament ihrer neuen römisch-rechtlichen Kanonistik verwertet.

Daß Sohm mühelos und mit einem Schlage gelingt, was bisher kein Kanonist seit 1160 vermocht hat, die geistige Konzeption Gratians verständlich zu machen, das wirkt wie ein glänzendes Experimentum Crucis seiner sachlichen Aufstellungen.

2. Kirchenstaat und Staatskirche.

Erinnern wir uns nun nochmals der drei großen Krisen der christlichen Bekenntnisse in der Gegenwart. Der Protestantismus befreit sich von allem Plagiat an der katholischen Kirche, vielmehr er erkennt an, daß er, soweit er noch kirchliche Formen braucht und erhält, damit ein Unlehen bei der alten Kirche aufgenommen hat. Er wird aus eigenem Prinzip heraus nur noch reine innere Erfahrung sein dürfen und daraus entspringende Tendenz des äußeren Lebens. Während die Landeskirchen als Kirchen nur Absprengsel und Entartungen der Gesamtkirche im Schatten des „christlichen“ Staates sind, ist dies Lebensprinzip des Protestantismus wirklich ein ständiger Protest gegen alle kirchliche Form zugunsten neuer Verinnerlichung.

Die schismatischen Kirchen, deren Sakramente doch auch von der katholischen Kirche anerkannt werden, sind durch Rußlands Zusammenbruch plötzlich hilflos, ein ungeheures offenes Fragezeichen an den Westen.

Die römische Kirche schließt ihr Gesetzgebungswerk, wie sie es seit dem Dekret Gratians geübt hat, heute im Augenblick der staatlichen Vernichtung des Abendlandes durch Amerika ab. Wer die Schicksale der Kodifikationen kennt, weiß, daß sie Wendepunkte, daß sie das zeremonielle Begräbnis ganzer Rechtsperioden darstellen.

Welches Verhältnis zwischen den drei Richtungen der Christenheit ergibt sich, wenn wir Sohns Geschichtsbild und die Tatsache der heutigen Weltenwende zusammenhalten?

Der körperschaftlichen Verfassung der Papstkirche, dem jus humanum innerhalb des Katholizismus, hat sich der Protestantismus 1517 widersetzt. Dies menschliche Verbandsrecht aber hatte sich erst seit 1100 entwickeln müssen

als ein Schutzmittel der PetrusKirchen gegen den gleichfalls als christlichen Erben und Beauftragten sich fühlenden christlich-germanischen Staat. Der Protestantismus hielt den römisch-rechtlichen Panzer für das Wesen der Kirche und sprach seinerseits das Recht auf diese Panzerung dem römisch-rechtlichen Konkurrenten der Kirche, dem Staate zu. Den katholischen Kern der Kirche, das jus divinum, ließ er unbegriffen und unerkannt liegen. Er hielt ihn eben für untrennbar verfilzt. Konstantin und Innozenz III. erschienen ihm sozusagen als Zeitgenossen. Er hat die bloße Notwehrstellung der Kirche in bezug auf ihre Aufnahme des antiken Rechts nicht begriffen, wohl gerade, weil er diese Rezeption für den landesfürstlichen Staat gerade jetzt erst erlebte. Das eigentümlich und lauter Evangelische, abzüglich allen Landeskirchentums, ist mithin nur Tendenz gegen den weltlichen der Kirche während des letzten Jahrtausends aufgenötigten Rechtspanzer. Der Protestantismus, bloße Richtung, die er ist, zwingt die Kirche, in weltlichen Dingen zu „minimalisieren“. Er ist der Protest gegen den Kirchenstaat, und dieser Kirchenstaat als eine geistliche Herrschaft in weltlichen Dingen ist von diesem Protest bezwungen worden. Der Protestantismus bezahlt seinen Protest gegen die Kirchenstaaten des Papstes und der deutschen Bischöfe (man denke an die Pfaffengasse!) mit seinen eigenen Staatskirchen (man denke an Thüringen—Sachsen!). Weil in Deutschland die Kirche am meisten Staat geworden war, mußte hier auch der Rückschlag am heftigsten sein. Mittelalter und Neuzeit sind beide in der gleichen Verdammnis, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. So steht der Protestantismus in dem tausendjährigen Leben des Abendlandes als eine Teilerscheinung mitten inne. Er bleibt abhängig von der Gegnerin, die er bekämpfen will, weil er in der seit dem Jahr 1000

und seiner Weltuntergangserwartung, seit Gregor VII, seit den Kreuzzügen aufgebauten Lebensordnung nur eine Gegenströmung bedeutet. Der Evangelismus wird möglich oder nötig durch eine diesem abendländischen Lebensalter eigentümliche und vorbehaltene Tatsache, nämlich durch die Vorstellung der in Kirche und Staat zwiespältig verfaßten Christenheit. Diese eigentümliche Abgabe christlichen Offenbarungslichts an den „heiligen“ Staat zwingt die Kirche zu einer Ergreifung des antiken Rechtsgutes, zu einer Rezeption des römischen Rechts. Ihr Kampf gegen die vielen einzelnen christlichen Großen muß einheitlich durchgeföhrt werden. Es geht nicht an, daß jede Kirche in vertrauensvoller Hingabe an die göttliche Führung den Kampf für sich durchföhrt. Die Urblüte, die Kirche, deren Kathedra sowieso die Norm des kirchlichen Lebens abzulesen gestattet, Rom, wird nun zur Geschäftsführerin aller Schwesterkirchen dem weltlichen Arm gegenüber. Ihr begegnen die Staaten mit Hilfe einer gleichen auch ihnen ja offenstehenden Rezeption! „Das goldene Zeitalter war eben in keinem Abschnitte der mittelalterlichen Geschichte auf Erden verwirklicht, auch nicht das allein richtige und für alle Zeiten gültige Verhältnis von Kirche und Staat.“ (Hertling.) Auch die Staaten werden durch diese Rezeption zu ganz neuen Korporationen, eben zu Staaten im modernen Sinne. Diese Umwandlung der germanischen Volks- und Stände- verfassung durch das Eingreifen der verhassten „Juristen“, die man doch nicht entbehren kann, ist ja viel deutlicher noch heute im Bewußtsein geblieben. Demnach folgen zwei spezielle Epochen der Rezeption des römischen Rechts aufeinander: Die Rezeption durch die Kirche von 1140 bis 1563 und die Rezeption durch den Staat von der Errichtung des Reichskammergerichts 1495 bis zum Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch 1900. Trotzdem gibt es

freilich auch schon in der kirchlichen Rezeptionsepochē die „Registen“, die Kaiserjuristen, und in der zweiten Hälfte der staatlichen Rezeption noch fortdauernd Kanonisten. Aber die Trennung in zwei Epochen ist trotzdem notwendig. Fragen wir aber, welche Schäden denn dieser Aufnahmeporgang den aufnehmenden Gebilden zugefügt habe, so ist es dies: Das Abstellen auf die heidnisch-römische Begriffswelt und Vorstellungswelt lähmte die echte und lebendige Erzeugung der Rechtsinhalte aus der allgemeinen Überzeugung der mündlich sprechenden und vernünftig urteilenden Gegenwart. Der Verweis auf das nicht nur „auch“ geschriebene, sondern auf das „bloß“ geschriebene Recht hat mehr und mehr die geistigen Rechtsgemeinschaften entseelt zu Apparaten. Die fürchterliche Gefahr einer solchen Entseelung der Rechtserzeugung steht heute im Zusammenbruch des souveränsten und bestregierten derartigen Staatswesens mehr als deutlich vor unser aller Augen. Das Schlagwort der Demokratie ist letzten Endes nur der Sehnsuchtsruf nach der Wiederbelebung des Rechtsinnes, den die Rezeption des letzten Jahrtausends mit ihrem geheimen Recht und ihrem Uberglauben an die „juristische Person“ zunehmend ertötet hat, jenes Rechtsinnes, der jedes Dorf, jede Gilde, jede Gemeinde das „Weistum“ ihrer Rechtsordnung alljährlich neu „öffnen“, d. h. neu schöpfen und aussprechen ließ, statt es aus einem weltlichen Buch der Bücher scholastisch zu destillieren.

Gegen das römische Recht in der katholischen Kirche, in der neukatholischen Kirche, protestiert der Protestantismus. Ein unscheinbarer Vorgang ist dafür symbolisch. Der Protestantismus tilgt in seinem Kalender jenen Blutzeugen der Kirchenfreiheit von 1170; an die Stelle des Thomas Becket setzt er seinerseits in die hohe Weihnachtswoche den Verkörperer des christlichen Staates wieder ein! Hiersür findet sich aber natürlich ein geeigneter „Heiliger“

nur im Alten Testament. Und so steht nun im protestantischen Kirchenkalender — David, der König Israels!

Über heute ist das ganze Jahrtausend zu Ende, das als Rezeptionszeitalter der Antike angesprochen werden kann. Ausgesogen und ausgelangt ist heut das Geistesgut der vorchristlichen Welt, sowohl durch die Kirche wie durch den Staat. Ausdruck dessen ist ja unter anderem die Kodifikation des katholischen Kirchenrechts. Damit ist die christliche Aufgabe und Wirkensmöglichkeit des „Evangelismus“ erschöpft. Der Anlaß seines Protestes, die Rezeption des römischen Rechts, ist beendet. Die Entwicklungsstufe, die darin lag, in ein christliches Zeitalter, das heißt in eine Zeit des Glaubens an den lebendigen Gott, aus vorchristlichem Geist geborene Begriffe als totes Erbgut hinüberzunehmen, wird sich nie mehr wiederholen können. Denn die Welt hat nun keine vorchristliche Welt mehr hinter sich, die es ihr einfallen könnte beerben zu wollen. Darum sinkt der Protestantismus zurück als eine Richtung innerhalb des abgelaufenen Jahrtausends. Die Ketzerei im eigenen Mutterchoß, bisher scheinbar die einzige Gefahr der abendländischen Kirche, tritt heute in den Hintergrund. Denn es ist kein vorchristlicher Staat der Germanen mehr da, der sich einen christlichen Heiligenschein borgen könnte. Die natürliche Staatenwelt ist vernichtet: Es gibt nur noch „künstliche“ geistige Volksordnungen fortan, und das heißt: nachchristliche. Der Pfahl im Fleisch der natürlichen Völkerwelt, die Kreuzeskirche, hat diese zerlegt.

Heut setzt eine neue Kirchenperiode ein, vorbereitet durch ein Revolutionszeitalter wie die vorige durch das Zeitalter der Kreuzzüge, nämlich durch die Zeit von 1789 — 1918. Diese kommende Periode wird keine abendländisch-europäische mehr sein. Die Grenzen des großen Christenheitsversuchs von 1100 waren zu eng bemessen.

Die Okumene ist größer als damals veranschlagt wurde. Die hergebrachte Arbeitsteilung der europäischen Nationen wird daran zu schanden. Amerika muß ja hinüberkommen, um Frieden zu stiften.

In diesem Augenblick stellt sich zum ersten Male das Morgenland, das heißt die altkatholisch gebliebene Welt, neben die neukatholisch-abendländische. Welche Erinnerung und welche Mahnung liegt nicht im Auftreten der älteren Schwester, der schismatischen Kirche! Hier handelt es sich nicht mehr um Abwehr von Neuerung im eigenen Schoß, sondern umgekehrt um Selbstverteidigung gegen den Vorwurf, selbst geneuert zu haben, selbst Universitäten gegründet, selbst Gesetze gegeben und neue Ordnungen aufgerichtet zu haben. Kein Zweifel, das Morgenland sieht — wie einst Luther in Konstantin und Innozenz — in Katholizismus und Protestantismus zwei gleichzeitige Bildungen, sieht in beiden zusammen den Westen. Und es fragt: Die gotischen Dome, die abendländische Universitätsfreudigkeit, die abendländische Kultur, sind sie rechtläubig?

Die Kirche ist unfehlbar und trotzdem sündig: sie ist gestiftet und trotzdem so begrenzt wie alles geschöpfliche, dem Gott das Leben schenkt. Diese furchtbare und fruchtbare Wahrheit ist von der Kirche noch nie durchgemacht und gesühnt, aber immer wieder von Katholiken ausgesprochen worden. Ich zitiere vom Münchener Tage katholischer Gelehrten aus dem Jahre 1863: „So hat die abendländische Scholastik, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntnis der ganzen anatolischen Tradition und Kirche, den verhängnisvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Einer der frömmsten und gelehrtesten Männer, deren die Römische Kirche sich rühmen kann, der Kardinal Bona, trägt kein

Bedenken, dieses scholastische, die Sakramentenlehre und die liturgische Doktrin verwirrende Säkularwesen (also: das römische Recht!) zu den Satans-Künsten zu rechnen, durch welche die morgenländische der Kirche des Okzidents entfremdet, beide Hälften der Kirche voneinander gerissen sind. Es war eine bittere Erfahrung, die hier gemacht worden ist.“ Heut erst büßt das Abendland die Sünden seiner Schulzeit, seiner „Scholastik“. Heute erst macht es die bittere Erfahrung, von der Döllinger als von etwas Vergangenen spricht.

Die rechtgläubige Kirche mit ihrem alten Zentrum auf dem Athosberg, ihrem neuen in Moskau, sie spricht durch Dostojewskis Mund ihren Fluch über den Westen insgesamt, den protestantischen wie den katholischen; sie findet keinen Unterschied. Beide haben „es gerade umgekehrt aufgefaßt“! „Nicht die Kirche verwandelt sich in Staat, beachten Sie das wohl! Das ist Rom und sein Ideal. Das ist die dritte Versuchung des Teufels! Sondern im Gegenteil: der Staat verwandelt sich in Kirche, erhebt sich bis zur Kirche und wird Kirche auf der ganzen Erde, — was dem Ultramontanismus Roms und Ihrer Auffassung vollkommen entgegengesetzt und nur die große Bestimmung der Rechtgläubigkeit auf Erden ist. Von Osten her kommt das Licht.“ (Dostojewski, Brüder Karamasoff I, 123, Ausgabe Piper, München 1914.) Man sieht leicht, daß diese These Protestanten wie Katholiken gleichmäßig ablehnt. Vor ihr also schrumpft der Gegensatz zwischen beiden zusammen. Denn sie rüttelt an der beiden gemeinsamen Grundlage einer dauernd in Staat und Kirche zweiseitig verfaßten Christenheit. Und wirklich, das Abendland hat sich durch das Verhältnis zwischen Staat und Kirche eigentlich dauernd krank befunden! Der Weltkrieg hat ja endlich die Unheilbarkeit dieser sogenannten christlichen Staatenwelt an

den Tag gebracht. Wird der Staat heute wieder offen unchristlich, damit die Kirche wieder zum schimmernden Blütenzweig werden kann, der in das Dunkel der Erde niederstrahlt? Oder hört der Staat nicht irgendwie auf?

Jedenfalls verkörpern Solowiëff und Dostojewski die neue Macht, die doch zugleich alt ist und die in dieser doppelten Autorität dem gesamten Westen gegenübertritt.

Die geistigen Kräfte, von denen die Rechtsordnung dieses Westens getragen wurde bis auf den heutigen Tag, hat gerade Rudolf Sohm wie kein anderer umfassend verkörpert. Begist, Kanonist, Germanist, war er nicht zweier, sondern dreier Rechte Doktor. Die Grundlinien der germanischen Volksstaaten hat er nachgezogen in seiner „fränkischen Reichs- und Gerichtsverfassung“. Den Einschlag des klassischen römischen Rechts auf unser Denken zeichnen seine „Institutionen des Römischen Rechts“. Er war es, der vor dem Deutschen Reichstag für das Bürgerliche Gesetzbuch, für diesen Abschluß des Rezeptionszeitalters, durch das „Königskleid der deutschen Rechtseinheit“ den Fürsprech machte. Immer wieder hat er dem Gegensatz nachgesonnen, der „Geistliches und Weltliches Recht“ zerreiht. So dringt er ein in das Geburtsgeheimnis der abendländischen Kultur.

Ein letzter glänzender Vertreter eben jener von der Kirche um 1200 gegründeten Universitäten, deckt er den Weg der katholischen Kirche aus dem römischen Reich hinüber in die Welt des Abendlandes auf, offenbart die Ursachen des Bruchs zwischen dem Westen und dem Osten, entdeckt damit das Gemeinsame im Schicksal von Staat und Kirche in Europa und führt gerade in dieser Leistung über den Gegensatz katholischer und protestantischer Forschung schon — unbewußt — hinaus. Dadurch macht sein eigenes Werk „Epoche“. Denn es stellt im letzten, im richtigen Augenblick die wissenschaftliche Einheitsfront,

die gedankliche Phalanx der abendländischen Christenheit gegen den Osten wieder her, indem hier eine einheitliche Betrachtungsweise des irdischen Problems von Petrus als dem ersten römischen Bischof über Konstantin und Innozenz III. bis zum Unfehlbarkeitsdogma anhebt.

Dem ersten Jahrtausend mit seiner Spannung zwischen heidnischer Stadtkultur und christlicher Bistumsordnung tritt das zweite Jahrtausend mit seiner Spannung zwischen schriftlicher Rezeption und scholastisch-juristischer Abstraktion einerseits und germanisch-stammesmäßiger Mündlichkeit und Anschaulichkeit andererseits zur Seite.

Eine Rechtfertigung des Abendlandes gegenüber dem Osten am Grabe seiner Hoffnungen, auch so läßt sich die neue Epochengliederung lesen! Nicht nur an der Wende des ersten Jahrtausends, sondern bis heut ist vorchristliche Ordnung in Fürsten- und Kaiseramt, in Jurisprudenz und Philosophie, in Kirchenstaat und Staatskirche, am Leben gewesen im Abendlande. Erst heut ist das Natürliche ein chaotischer Trümmerhaufen. Weil Rudolf Sohn selbst ein letzter Vertreter des zweiten Jahrtausends ist, in dem das Natürliche vom Christlichen allmählich überwunden worden ist, deshalb kann er den Grundstein legen zu seiner Geschichte. Auch das Mittelalter, gerade das Mittelalter, ist so wenig christlich gewesen wie die Neuzeit. Die Völker als ganzes werden es erst heute. Der christlichen Kirche tritt erst heut zur Seite, was sie selbst im letzten Jahrtausend erschaffen hat, das christliche Volk. Und so beginnt heut ein neuer Abschnitt mit neuen Namen, neuen Formen für die zwei Schwerter Gottes auf Erden.

IV. Bolschewismus und Christentum.

Eduard Stadtler, der mehrere Jahre in russischer Gefangenschaft Land und Leute gründlich kennen gelernt hat, der auch die Episode Helfferich in Moskau persönlich beteiligt erleben konnte, hat in großzügiger Weise eine Propaganda „zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus“ eingeleitet. Es ist bezeichnend, daß ein Mann wie er von keiner einzigen der alten Parteimaschinen aufgenommen worden ist, sondern bereits einer parteiüberwindenden Zukunft angehört. Ob sein eigener Versuch, der aus Berlin gemeldet wird, die Vereinigung zur Überwindung der Parteipolitik, in diesem Moment, wo die Periode der großen Revolte vorerst abschließt, noch Frucht tragen kann, muß offen bleiben. Die alten Parteien jedenfalls haben sich das Todesurteil gesprochen, in denen sich für einen politischen Kopf wie Stadtler keine Stelle finden wollte.

Es ist freilich eine Politikergeneration neuen Schlages, die Stadtler als einer der ersten in Deutschland verkörpert. Sie glaubt an die Wirksamkeit elementarer geistiger Kräfte im Volksleben, die Innen- und Außenpolitik einheitlich durchpulsen. Sie leugnet, daß die Staaten Politik machen oder machen können. Denn sie hat erkannt, in fürchterlichen Erlebnissen hat sie es durchschaut, daß vielmehr die Politik die Staaten formt und gestaltet. Daß wir in Deutschland nur politische Kräfte innerhalb des Staats hatten, solche, die den Staat naiv voraussetzten und sich von ihm — in Zustimmung oder Ablehnung,

das gilt gleichviel — abhängig fühlten, das hat das Reich zugrunde gerichtet. Noch Bismarcks Reichsgründung war abhängig gewesen von politischen Voraussetzungen des Volkslebens. Man vergißt heute immer wieder, daß die Paulskirche von 1848 Bismarck die Marschroute diktiert hat. Seitdem trat das Gegenteil ein; seitdem hat der blinde Nackter Staat allen, auch und gerade den Sozialdemokraten und dem Zentrum, ihre Marschroute mehr und mehr diktiert. Der Zufluß unmittelbaren Erlebens, auf den der Staat angewiesen ist, versiegte; Deutschland hat sich in 30 Jahren in seinem Staatsstolz immer mehr isoliert, bis das Schiff ohne Instinkt, ohne seelischen Rumpack in den Abgrund fuhr. Diese Austrodnung folgte aus Preußens Struktur. Denn der Krieg braucht ein starres, d. h. politikkfeindliches System. Der Kriegszustand dämmte die Wellen der Politik am liebsten ab. Desto windiger durfte dafür der Geist in den „studierten“ Büchern rumoren. Militärpolitik und Buchgeist sind beide bankerott. Politik und Geist können nur auferstehn, wenn sie verschmelzen, wenn Geist das deutsche Wort für Politik wird.

Deshalb beschwört Stadler die entfesselten Rohkräfte des Volkslebens, wie sie der Zusammenbruch freisetzte, und möchte sie über Gegenwartsvorteile fortreißen zu einer Politik, die eine geistige Solidarität aller in den Krieg verstrickten Völker zur Grundlage nimmt. Der Bolschewismus ist ihm zweierlei: einmal die Selbstzersehung und damit die Fortsetzung des Weltkriegs. Dies ist seine elementare Seite. Als solches Elementarereignis ist er Weltbolschewismus. Zum anderen ist er Sache und Werk jener winzigen Gruppe um Lenin, die ihn bewußt zu meistern hofft als Vorstufe eines nach ihren Plänen aufzuführenden Neubaus.

Stadler zeigt in seiner Flugschrift „Der einzige Weg zum Weltfrieden“ die Charakterbilder der Männer, die

heut in der Politik stehen. Als der schlimmste, als ein bloßer Macher, enthüllt sich ihm Erzberger. Wenig höher im Rang erscheinen Clemenceau und Lloyd George, aber immerhin haben sie einen geschlossenen Gesichtskreis, der folgerichtig zusammenhängt. Es ist nicht Willkür — wie bei Erzberger — sondern Flachheit, was er ihnen vorwirft. Sie verkennen, daß ihr französisches, ihr britisches Problem isoliert nicht mehr gelöst werden kann, weil der Weltkrieg ungeheure Fliehkräfte in der ganzen Welt entfesselt hat, die ihre eigenen politischen Horizonte unterminieren und illusorisch machen. Auch Wilson wird der Lage nicht gerecht, weil er das europäische Chaos zwar gern meistern möchte, aber ohne die Spontaneität der erkrankten Massen selbst erwecken zu können. Männer können eben die Politik nicht machen, sondern nur den Kräften der Oberfläche die zur Zukunft drängenden unterirdischen entgegenstellen, indem sie diese unterirdischen Kräfte abeln. Stadler verkennet vielleicht, daß ein Mann wie Wilson die unterirdischen Volkkräfte Amerikas — flach und naiv, wie diese sind — immerhin würdig verkörpert. Wilson treibt eine geistige Politik des Unsichtbaren, aber eine amerikanische.

Die Tiefe der europäischen Geisteserschütterung kann das amerikanische Volk nicht durchleben. Dazu ist es zu unfruchtbar und primitiv zugleich. Willigerweise kann, ja darf auch ein amerikanischer Staatsmann nicht über sein Volkstum hinaus.

Den Umfang des Geschehens erfassen von nationalen Staatslenkern nur die Russen. Sie kennen die letzten Zusammenhänge dieses Erdbebens. Die großen Dichter haben nicht umsonst prophezeit. Aber nationale Politik, auch die russisch-nationale Politik Benins, bleibt unfähig, ein internationales Problem, die Befriedigung der Kultur Menschheit, zu lösen. Auch Benin ist in seiner Denkweise

russisch gebunden; mag er auch — wie Wilson, wie schließlich sogar Clemenceau — Weltpolitik für alle Völker zu betreiben versuchen.

So versucht Stadler irgendwie zu einer Weltsolidarität gegen den Weltbolschewismus aufzurufen; diese Politik müßte alle Sieges-, Gerichts- und Vorteilsabsichten bewußt fahren lassen, nicht aus irgendwelcher Weichmütigkeit heraus, nicht um unserer schönen Augen willen, sondern aus nüchterner Erwägung der Gefahren, die aus der Tiefe durch den Bolschewismus drohen. Gewiß: die Entente kann sich ihre Zimmer auf unsere Kosten besser tapezieren. Was nützt es ihr, wenn das ganze Haus abbrennt? So spricht Stadler auch zu den Deutschen, daß sie innerlich den Weg in die internationale Politik zurückfinden müssen.

Die Not hat uns ja inzwischen über Erzberger hinausgedrängt. Brotdorff steht den Stadlerschen Gedankengängen gewiß nicht unsympathisch gegenüber. Aber weshalb kommt es, daß sein Auftreten keinerlei Stoßkraft aufweist? Weshalb können wir Stadlers Wirken, so hohen Ruhms es wert ist, keinen sichtbaren Erfolg versprechen? Es liegt wohl an zwei Dingen. Einmal ist, wie Stadler ja selbst predigt, Politik nur auf Grund tiefer geistiger Wellen des Völkerlebens möglich. Aber die Gegenbewegung gegen den Bolschewismus hat heute noch keinen Tiefgang. Das deutsche Volk ist noch nie geistig so leer gewesen wie heute. Es hat seine letzten uraltesten wie jüngsten Requisiten vom Soldaten (Brodorff) bis zum Edelanarchisten (Bandauer) binnen einem Jahre restlos verbraucht. Kein Mann, der vor dem Krieg schon aktiv Politik trieb, ist heute noch brauchbar für die neue Art von Politik. Hinter Brotdorffs, hinter Stadlers Ansichten und Rufen steht kein glaubendes, beseelees Volk, nicht einmal eine fanatisierte Menge wie hinter

Troiki in Brest. Der Herzschlag des Volkes zwingt den Führer zu großherzigen Handlungen. Die mattherzigen, wenn auch noch so wahren und schneidenden Worte Broddorffs in Versailles fallen nicht ihm persönlich, sondern dem Zustand des Volkskörpers zur Last; freilich ist es dann auch wieder kein Zufall, daß das Volk zu einem bloßen diplomatischen Fachmann greifen mußte, um nur überhaupt irgend einen Schein von Vertretung zu finden.

Das zweite ist aber, daß Stadlers Gegenbewegung unbenannt in die Welt tritt. Gegen den Bolschewismus will er eine gleich elementare Bewegung entfesseln. Weder die Angst des Bourgeois, noch die Hingabe des pfleglichen Erhalters und Vaterlandsfreundes ist aber fähig, elementar zu wirken. Der Bolschewismus entfesselt die Leidenschaften des Bauchs und der Sinne. Weder Vernunft noch Keinheit können gegen die entfesselte Bestie angehen. Das vermag nur eine ebenso unbändige Leidenschaft, die Leidenschaft des Herzens der Gasser, die Buße tun. Nur da, wo die tiefsten Leidenschaften selbst entfesselt sind, wo sie aber in der Umkehr des Herzens gebunden werden zum Dienst, nur da wachsen die Menschen, die im Kampf mit wilden Tieren bestehen und überwinden. Die Gegenbewegung gegen den Weltbolschewismus kann nur das Christentum sein, kein Konfirmanden- und Goldschmitt-Christentum, sondern eine wirklich entnationalisierte, weil übernationale Schar von Gottstreitern aus aller Herren Länder, die den einen Herrn erwählt haben. Nicht der internationale Klerus genügt heute, sondern ein internationales Laienkorps tut not, um die Bestie Mensch wieder an die Kette zu legen. Ich weiß nicht, ob Stadler nicht selbst diese Ansicht hegt, ob er aber vielleicht glaubt, auf breitester Basis Namenschriften, Heiden und Christen sammeln zu müssen. Er kennt die Gefahr, er kennt die Aufgabe. Aber sein Mittel wird blaß und unpersönlich

bleiben, weil es den einzelnen Menschen nicht bei seinem vollen Namen und mit seiner vollen Person aufruft. Insofern ist auch er noch in alten politischen Vorstellungen befangen. Für den Augenblick mag es keinen anderen Weg geben. Und als Aufklärung ist darum seine Arbeit unschätzbar. Aber sie bleibt in der Sphäre des Intellekts stecken. Zur Bekämpfung des Bolschewismus reicht sein Programm nicht aus. Nach fünf Jahren der Kriegsfurie ist eben heute eine sofortige Gegenwehr aus der letzten Tiefe verfrüht. Unmerklich, in kleinen Gruppen, muß sich die Streiterschär zusammenschließen. Wer weiß, wieviele Jahrzehnte das dauert, bis die neuen Christen Einfluß gewinnen werden! Aber sicher ist eins, kein anderes Band ist so berufen, die Haupttruppe in diesem Heer zu stellen, wie Deutschland, das entseelte, zerbrochene, ermordete Deutschland, an der Wasserscheide gelegen zwischen den Herden des oberflächlich-optimistischen Westlertums und des slavischen Bolschewismus. Wenn irgendwo, ist wahrlich bei uns das Erlebnis tief und allseitig genug, um die Wiedergeburt zu erzwingen. Aber diese Wiedergeburt ist nur um den Preis erhältlich, daß die Gegenwart nicht leichtfertig zu sofortigem Wirken und Buhlen um Erfolg verführt. Zum „Studium“ und zur inneren persönlichen Überwindung des Bolschewismus sagen wir darum ja. Seine Bekämpfung in organisierter Form mögen die Deutschen und müssen sie einstweilen den nationalen Gegenspielern der Russen, d. h. der Entente, überlassen, gerade wenn das Christentum, unter der Decke der Tagespolitik unterirdisch wachsend, dereinst die Solidarität der Völker soll wieder aufbauen können.

Die Deutschen sind besiegt. Der Sieger darf so tun, als sei er tadelsfrei und berufen zur Weltreform. Der Vorteil des Besiegten ist, daß er ungeschämt seine Gebrechen einsehen, ansehen und zugeben darf. Davor hält

Stadtler uns aber vielleicht zurück. Denn das ist der Fluch einer bloßen Liga zum Schutz der deutschen Kultur gegen den Bolschewismus, daß sie herauslaufen kann auf den alten — Reichsverband zur Abwehr der Sozialdemokratie. Weshalb war dieser so grauig unfruchtbar? Weil er in das geistige Leben militärische Kampfsvorstellungen hineintrug. Aber unter den Geistern ist nicht der eine der Freund, der andere der Feind. Niemand ist da ganz gut, niemand ganz böse. Der Reichsverband und die Liga aber stellen sich schützend vor das Reich und vor die deutsche Kultur, obwohl an beiden vieles nicht zu schätzen und nicht zu rechtfertigen ist. Gegen sehr vieles an der europäischen Kultur hat der Bolschewismus einfach recht. Der Teufel hat nämlich recht, wenn er die Welt für böse hält. Sein einziger Fehler ist, daß er sie nicht bessert!

Stadtler aber macht nicht deutlich, ob er die Kommerzienräte schätzen will und die Volksschullehrer und die Monisten, oder ob er den Geist und das Leben des sterbenden Europa retten will. Er zeigt nicht das Schwert, das innerhalb der „Kultur“ rücksichtslos sichtet. Alle wohlmeinenden Geister meinen heute, erst müsse die bolschewistische Teufelsfrage erschlagen werden. Erst hernach dürften sie sich innerlich die tiefen Gebrechen des eigenen Zustandes gestehen. Ich will ein Beispiel geben. Es war Ostern 1919. Ein Ingenieur, dem ich den Vernichtungstrieb der Spartalisten erklärlich machen wollte, fiel wütend über mich her, als sei ich selber einer. Als ich ihn aber reden ließ, da brachte er selbst so herzzerreißende Klagen über den Kapitalismus und den geistigen Tod in der Fabrik vor, daß ich ergriffen war. Das war noch schlimmer, als ich gewußt hatte. Ich fragte ihn, ob er denn von seinem Leiden einmal spreche zu seinen Arbeitern, damit sie merkten, daß er ebenso

leide wie sie. Da war er empört. Dann verdiene er ja, aus dem Dienst gejagt zu werden.

So treibt es der einzelne Kulturträger heut durchweg und so droht es die Liga zu treiben. Sie verbergen ihre eigenen durch die Entartung der Kultur verursachten Übel und vertagen die Abrechnung, um erst einmal die Spartalisten totzuschlagen. Aber der Teufel läßt sich nicht totschlagen. Er ist dem Menschen beigelegt als Sporn. Und so mag zur Verdeutlichung der christlichen Einwände gegen die Stadtlersche Kulturpolitik das Märchen stehen, das ich dem Ingenieur als Gleichnis seiner eigenen falschen Position vorlegte.

Die Entzauberung der Hyänen.

Im Tierreich des Gasterentals wurde vor Zeiten, wie anderwärts in vielen großen Reichen auch, der Gott Baal verehrt. Das war ein mächtiger Gott, der auf einem goldenen Throne saß und bis an die Schultern in einem ungeheuren Sacke stak. Zur Nahrung für ihn mußten täglich Tausende von Tieren ausgedörret werden. Das geschah, indem seine Zubringer und Diener, die Baalswölfe, die Tierherden in seine Nähe trieben, er aber wie eine große Luftpumpe ihr Blut in einem kurzen glühenden Atemzug aus ihren Nüstern sog. Die zähesten aus den gedörreten Tieren wurden hernach in Baalswölfe verwandelt. Denn ein Wolf braucht bekanntlich kein Herzblut zum Leben. Um aber ihren Mangel zu verdecken, trugen die Wölfe Sammfelle als Dienstuniform.

Eines Tages aber zerbrach die Mechanik des figenden und blutsaugenden Gottes. Er wurde plötzlich kalt und regungslos. Da zerstreuten sich angstvoll die Tiere, allen voran seine Wölfe, und Baal saß ohne Anbetung. Aber die tausend legten Tiere, die gerade zum Dörren heranstanden, kräftige und lautschreiende Exemplare, die

ergrimmten, daß sie nun nicht mehr sollten in Baalswölfe verwandelt werden können und die Dienstuniform bekommen. Vor Enttäuschung wurden sie so wütend und voll Kraft, daß sie sich aus eigener Machtvollkommenheit verwandelten. Aber ganz geriet es ihnen damit nicht. Statt zu Baalswölfen brachten sie sich nur zu Hyänen und Schakolen heraus. Diese selbstverzauberten Hyänen stürzten sich allsogleich auf den Gott, der sie im Stiche gelassen, und versuchten ihn auszuweiden. Aber Baal steckte fest in seinem unzerreißbaren Saß; so wandten sich die Hyänen zähnefletschend gegen die Tiere des Gasterentals.

Diese starrten in ihrer Todesangst immer nur abwechselnd auf Baal, ob er nicht doch noch lebe, und auf die Schakale, ob sie kämen sie zu verschlingen. In ihrer Betäubung hörten sie nicht die vielen Zaunkönige, die ihnen billigen Rat zuriefen. Wie so alle, vornehmlich die armen alten Baalswölfe, zitternd zu ihrem Gott hinschauten, siehe da rechte sich ein kleines Schlänglein auf seiner großen rechten Zehe hoch, das dort schon Baals Blut und Gefräßigkeit unbeschädigt überdauert hatte. Mitten durch das Rudel des Hyänentausend zischelte es den Millionen Dammsfellen, Schafen und anderen Tieren zu: „Begreift, die Enttäuschung daß der Gott keine Wölfe mehr ernennt, zwang sie in die Hyänentracht. Aber euch Dämmern ist der Kampf gegen Hyänen versagt. Glaubt nicht, sie würden sich an Baal genügen lassen. Weil er unzerbeißbar ist, müssen sie euch zur Nahrung nehmen. Darum gibt es nur ein Mittel: ihr müßt eine neue Gestalt bekommen, die da auffährt wie die Adler und brüllt wie Löwen. Jetzt habt ihr kein edles Raubtier, keinen edlen Raubvogel unter euch. Hyänen aber haben nur vor denen Angst. Und mancher ist nur deshalb heut mit zur Hyäne geworden, weil er spürt, daß er nur

zum Raubtier paßt, aber noch nicht weiß, daß es auch edles Raubzeug gibt.“

Da schrieen alle Tiere: wie können wir denn Ubler und Böwen werden, sag uns das! Da lachte das Schlänglein und sagte: Das hab ich euch nun bald zweitausend Jahre zugeflüstert, jedesmal wenn ihr zu Baal pilgertet, und ihr habt mir nie geglaubt. Ein Mal will ich euch noch wiederholen, aber es ist das letzte. Ihr braucht nur eine Sekunde lang weder den Baal noch die Schalale anzustarren, sondern die Taube anzusehen, die eben grade über euch fliegt.

Auf das ermanneten sich die Tiere, starrten nicht auf Baal noch auf die Hyänen, sondern blickten erwartungsvoll auf die Taube. Die aber tat nichts dergleichen, als merkte sie die angstvolle Frage der Millionen. Sondern sie flog lustig über Baal hinweg und ließ etwas „Menschliches“, ihren Erdensrest, achtlos auf sein Haupt fallen. Das durchzuckte schmerzlich den also mißachteten Baal, sodaß er hörbar seufzte. Da schrien alle Lämmer überrascht: seht nur, seht, Baal ist gar kein Gott. Er lebt; und eine kleine Taube scheißt auf ihn. Sie jauchzten aber so laut und tanzten vor Fröhlichkeit, daß es klang wie Bönengebrüll und mächtiges Ublerrauschen.

Auf das gaben sich die Hyänen verloren; und welche es vermochte, wurde wieder ihr voriges Tier. Die andern wurden erschlagen. Das Schlänglein aber auf Baals rechter Behe wurde in dem wilden Freudengebümmel, das entstand, wie billig, zertreten.

V. Der Selbstmord Europas.

(April 1919.)

Kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution, also kurz vor dem Zusammenbruch des anciens régimes in Europa, wurde Gibbon mit dämonischer Leidenschaft von seinem Plan befallen, den Niedergang und Fall des antiken römischen Reiches zu beschreiben. Jeder Vergleich mit der Gegenwart lag ihm fern. Sondern als er im Jahre 1787 „die Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Sturzes des römischen Reiches“ abschloß, wollte er die Aufmerksamkeit auf „das größte und vielleicht furchtbarste Schauspiel in der Geschichte des Menschengeschlechts“ lenken.

Raum aber, daß die große Revolution ausgerast hatte, als sich der Blick für Untergänge und Untergehendes ungeahnt vertiefte. Seit 1800 wüthen alle tieferen Geister das Verhängnis eines ungeheuren Todes ihrer eigenen Kultur. Diese Wüthung, bei Adam Müller, bei Niebuhr und Fallmerayer schon deutlich, steigert sich bei Nietzsche und bei Dostojewski zu apokalyptischen Visionen. Aber die ganze gebildete Welt, mochte sie sich vor Namen wie diesen auch gern bekreuzigen, verfuhr selbst durch das ganze Jahrhundert hindurch so, als sei der Geist an einem Weltabend angelangt. Denn sie erforschte, schrieb und sichtet die Geschichte der Welt. In den Vordergrund des Geisteslebens tritt die Geschichtsschreibung erst jetzt in Europa. Und die Geschichtsschreibung hält allem, was sie anrührt, die Zeichenrede. Alles, was Nio in Stein ritzt, muß ja

zuvor gestorben sein. Eine mittelalterliche Chronik behandelt das Entfernteste einfältig so, als sei es volle Gegenwart. Ein Historiker des 19. Jahrhunderts möchte die Chronik seines eigenen Zeitalters am liebsten so schreiben, als handle es sich um die Epoche der Karolinger. Damit wird die Gegenwart entwertet und entwurzelt. Die Verwesungshand der Geschichte, der Historismus, peinigt die Seele. Diese Pein suchen die Meister des Faches zu lindern. Wenn Manke in der Geschichte ewige Ideen nachweisen möchte, so meint er dadurch dem Totengräberamt des Historikers zu entgehen. Indem Ewiges sich im Geschehen offenbare, sei also doch Lebenspendendes aus den Geschichten zu holen. Das Vergangene sei nicht nur vergangen; es stürze nicht nur in den Abgrund der Zeit. Es spiegle sogenannte „Ideen“.

Dieser antikisierende Trost des „Idealismus“ war zu mager, um Erfolg zu haben. Menschenleben sträuben sich denn doch, vor den Triumphwagen menschlicher Denkformen — und die schönsten Ideen sind und bleiben unsere eigenen Gedanken — gespannt zu werden. Die Menschheit kann nicht zwecks Verwirklichung der Erzeugnisse ihres eigenen Geistes die Erlaubnis zu leben haben. So langte die Wissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts nach einem besseren Trost. Ihre immer einsörmiger anschwellende alexandrinische Bibliothek aller gewesenen Tatsachen sollte nunmehr geordnet werden mit Hilfe des Vergleiches. Durch den Vergleich der verschiedenen Epochen und Kulturen sollte in das ungeheure Trümmerfeld der Geschichte Sinn kommen. Breyfig, Lamprecht, die Soziologen, die Nationalökonomien wie Marx, oder Bücher, nehmen Stufen an, durch die jedes Volk notwendig hindurchpassiere. Und indem jetzt alles verglichen wurde, suchte man auch für die Gegenwart nach einem vergleichbaren Zeitalter. Kein anderes fand sich dafür als — die römische Kaiserzeit.

Die fin-de-siècle-Stimmung kitzelte oder spornte sich — je nach persönlichem Bedürfnis — an diesem Vergleich.

Damit war aber der Anschluß an Gibbon erreicht. Nunmehr mußte es auch zu einer Geschichte des Niederganges und Falles Europas kommen. Gibbon hat seine Zeit durch seine Skepsis, seine reine, Liebes- und mitleidsentbundene Schau, entsetzt. Heut entsetzt sich niemand mehr, wenn er zum Schauspiel des eigenen Untergangs geladen wird, obwohl er doch hier nicht wie bei Gibbon nur zuschaut, sondern selber mitspielt und mit beerdigt wird. So durchfressen und durchtränkt ist die Menschheit Europas seitdem vom Skeptizismus. In anderthalb Jahrhunderten war die Reichengräberin der europäischen Geschichtsschreibung mit allen Aufgaben durch. Unmittelbar vor der Götterdämmerung des europäischen Völkerrotts zwischen 1911 und 1917 ist die Entsprechung zu Gibbon verwirklicht worden.

In diesen sechs Jahren hat ein aus der Mathematik und Philosophie herkommender einsamer Gelehrter, Oswald Spengler, mit dämonischer Leidenschaft „den Untergang des Abendlandes“ zu schildern unternommen*). Nur der erste Band des Werkes liegt bisher vor. Aber bereits im ersten halben Jahre ist er vergriffen worden.

Dieser große äußere Erfolg beruht nicht nur auf unserer inneren Beteiligung am Gegenstande, es ist auch die neue Schreibart, die mächtig wirkt. Bei Spengler finden wir weder Manlesche Ideen noch die üblichen mehr oder minder willkürlichen Vergleiche. Sondern der großen, für einen Historiker nicht zu überbietenden Aufgabe, den Untergang seiner eigenen Welt wissenschaftlich zu erforschen, sucht er durch ein neues Verfahren gerecht zu werden.

*) Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Braumüller, Wien und Leipzig 1918, 633 Seiten.

Das Gleichnis soll nicht länger willkürlich gebraucht werden dürfen. England mit Karthago, uns mit den Juden, Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen 1756 mit dem deutschen Einmarsch in Belgien 1914 vergleichen, das ist bisher bloß eine politische Spielerei.

Spengler will bestimmte Vergleiche als die richtigen und notwendigen dartun, für sie das Gesetz erkennen und alles Geschehene mit Hilfe dieses Gesetzes zu fest umrissenen Gestalten ordnen. Solch mächtige Ordnung in der Weltgeschichte kann nicht aus Einzelmenschen und Einzeltatsachen aufgebaut werden. Zur Gestalt der Geschichte wird die Kultur, zur einzigen Wirklichkeit der Geschichte wird die Zeit. So heißt der erste Band seines Werkes „Gestalt und Wirklichkeit“. Er entdeckt zunächst das Geheimnis der Zeit, das seine eigene Lehrmeisterin, die Mathematik, so lange geschändet hat, und das ihm deshalb den größten Eindruck macht: Die Zeiträume sind ja nicht wie die Dinge im Raum fungibel, vertauschbar, daß man mit ihnen hantieren könnte; sondern der Strom der Zeit hat eine unabänderliche Richtung. Wenn die Zeit unabänderliche Richtung hat, so ist die Chronologie, die Zeitrechnung, etwas anderes, als was man bisher gesehen hat. Sie ist die Linie, die eine einheitliche Gestalt, jenseits aller einzel menschlichen, aller einzelstaatlichen Verkörperung, zu umgrenzen vermag. Ein Ereignis von 1200, ein zweites von 1500, ein drittes von 1800, sie sind nicht als Einzelereignisse kausal miteinander verknüpft wie einzelne Gegenstände im Raum, etwa 1200, 1500, 1800, sondern 1200—1800 sind durch die Richtung der Zeit ein einziges großes Ereignis, sie sind ein einheitliches Schicksal und 1200, 1500, 1800 sind nur untergeordnete Teilerscheinungen des Gesamtphänomens. Dies Gesamtphänomen nennt Spengler Kultur. Alle gewirkten Dinge, Künste, Dichtungen, Institutionen, Sitten, Wissenschaften sind mittels einer Jahr-

zahl angewachsen an dieser Gesamtgestalt der Kultur. Sie sind alle Symbole dieser Kultur, Verkörperungen ihrer Seele. Alle Lebensäußerungen des Jahres 1600 sind wie Äste, die aus dem Stamm in gleicher Höhe nach allen Richtungen notwendig hervorbrechen. Es hat also wenig Sinn, das Recht des Jahres 1600 auf das Recht des Jahres 1500 zurückzuführen, sondern Recht und Kunst und Musik und Tracht von 1600 haben alle einen gemeinsamen Sinn, Schicksalsstufe der Kultur zu sein, die eben als Gesamtgestalt in das Jahr 1600 eintritt. Mit einem neuen mächtigen Überraschen bricht jede solche Stufe unmittelbar vom Stamm her in die Welt. So wenig ein oberer Ast „aus“ dem unteren „entspringt“, trotzdem er mit ihm „zusammenhängt“, so wenig gibt es kausale Verknüpfung zwischen zusammenhängenden Schicksalsstufen einer Gesamtgestalt. Diese Gesamtgestalt hat eine Morphologie, d. h. ein inneres Gesetz und einen Rhythmus ihres Lebens, die sich anschauen lassen. Und die Grundtatsache dieser Morphologie ist der Tod, die begrenzte Lebensdauer jeder „Kultur“ genannten Gestalt. Die Grundtatsache, von der das Buch ausgeht und auf die es hinführt, ist die, daß jede Kultur geboren wird, heranwächst, altert und stirbt wie die einzelnen Menschen auch. Bevor sie geboren wird, ist das von ihr zu ergreifende Menschentum barbarisch, durch ihre Geburt wird es zur „höheren Menschheit“, mit dem Umschlag der Kultur in Zivilisation beginnt das Greisenalter und der Todestampf. Ist die Kultur tot, so ist die „höhere Menschheit“ aus den Völkern wieder herausgestorben; diese leben als Fellschenvölker weiter. Schon Luther hat ähnlich Gottes Geist mit einem Plagregen verglichen, der bald dies, bald jenes Volk betroffen, hernach aber tot auf dem Platz gelassen habe.

Diese Gesamtansicht Spenglers erhält von vornherein eine einseitige Zuspizung, die das ganze Buch durchzieht

und seine Proportionen leider verzerrt. Seine Gesamtansicht hat er nämlich nur in den Untertitel seines Buches gesetzt: „Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte“. Darüber aber heißt ja sein Buch: „Der Untergang des Abendlandes“. Eine Teilerscheinung innerhalb der weltgeschichtlichen Morphologie übernimmt also die Führung. Im ganzen Buch ist ohne Ordnung bald von den Gesetzen der Geschichtsgestalten, bald von dem Untergang des Abendlandes die Rede, d. h. das theoretische und das aktuelle Problem werden unausgesetzt verquickt.

Aber in jedem Falle ist hier mit einem Schlage und durch die Kraft eines einzigen in selbstgewählter Einsamkeit mächtig schaffenden Mannes zwingend Bahn gebrochen worden für eine neue Wissenschaft, die im Rahmen der Geistesdisziplinen, der „lettres“ im Gegensatz zu den „sciences“, nicht nur irgendeinen, sondern den beherrschenden, ordnenden, einleitenden, klärenden Standort beansprucht. Vor dieser Morphologie verblässen die bloßen Quellenwissenschaften der Philologie und Kunstgeschichte. Es verblaßt aber auch die Geschichtsschreibung. Denn die Historie sucht ja Motive, Ursachen, Gründe, sie muß also das Selbstbewußtsein der Menschen oder die Zielstrebigkeit der Materie einseitig betonen. Umgekehrt versinkt auch die dogmatische Wissenschaft unserer juristischen und staatswissenschaftlichen Fakultäten als unbedeutend. Denn sie messen alles Geschehen an menschlichen Sagenungen oder an staatlichen Zwecken. Bleibt die Geschichtswissenschaft im Gewirr subjektiver Gründe stecken, so verliert sich die heutige Gesellschaftstheorie an das Objektive gewisser gemeinschaftlicher Absichten und sozialer Ziele, die erreicht werden sollen, oder erreicht worden sind, oder erreicht werden können. Zwischen diesem Dogmatismus der Juristen und den Historismus schiebt Spengler seine Morphologie des Geisteslebens neu ein, die gleich unbefangen vom

Subjektiven wie Objektiven als *Stypsis*, d. h. als reine Anschauung, alles Geschehen in seiner Symbolik und in seinem Rhythmus gliedert und deutet. An Stelle einer aus dogmatischen Zwecken und historischen Ursachen zusammengeleiteten Soziologie — dem Höchsten, zu dem es heute bestenfalls gebracht wird — setzt so Spengler mit der Majestät des Entdeckers eine goethesche Naturwissenschaft des Geisteslebens. Der Mensch schaut in einer gottmächtigen Schau andächtig, was vom Menschengenoste geschaffen ist, und er sieht, daß alles sehr gut ist und sein eigenes Gesetz siegreich an der Stirn trägt.

Als Erlösung von den unfruchtbar gewordenen Fach- und Fakultätproblemen, als Überhöhung des kindlichen Sandbadens unserer bloß abdienernden Soziologen durch die beherrschende Plattform einer neuen Wissenschaft stellt Spenglers Werk ein denkwürdiges Ereignis dar. Und so fällt ihm auch die verdurstete Jugend haufenweis zu. Er hat diesen Erfolg verdient bei der nach Geist lechzenden Nachkriegsgeneration. Aber er verspricht uns leibhaftige Gestalt und blutwarme Wirklichkeit. Und er verspricht sie uns als reiner Betrachter, als Skeptiker. Sehen wir, ob er den Widerspruch, der hierin liegt, überwindet, und ob sein Geisterreich hieb- und stichfest vor uns hingestellt wird.

I.

Das theoretische Problem: Was ist eine Kultur? Und welches ist ihr Gesetz? Löst Spengler, indem er jeder Kultur etwas mehr als ein Jahrtausend des Lebens einräumt: nämlich der chinesischen, ägyptischen, griechischen, indischen, arabischen und abendländischen. Genauere Zahlen gibt er nur für die letzteren vier. Aber ganz Ernst macht er, der Mathematiker, auch hier mit den Zahlen nicht. Er wird nicht pedantisch. Die Zahlen werden nicht zu

einem Prokrustesbett. Diese sechs Kulturen bezeugen für ihn das Leben der „höheren Menschheit“. Er sagt zwar nirgends, was er unter diesem dugendweise gebrauchten Begriffe der „höheren Menschheit“ verstehe. Aber er verlangt von jeder Kultur, daß sie aus einer eigenen Vorstellung vom Tode erwache. Der Tod ist das Problem, an dessen eigenartiger Bezwingung eine Kultur sich kundtut. Er prägt für diese Tatsache den ehernen Satz, — einen der wenigen inmitten eines wohl klaren, aber nicht laut lesbaren Stils —: „Mit einer neuen Idee des Todes erwacht jede neue Kultur“. Daraus also dürfen wir wohl folgern, daß er intuitiv hiermit die „höhere Menschheit“ einheitlich abgegrenzt hat: Wo der Tod zurückwirkt ins Leben, da beginnt die höhere Menschheit; am Tode erwacht die Seele. Diese Abgrenzung der Kulturmenscheit durch das Todeserlebnis ist seit 1789 nicht mehr gewußt worden; denn der Tod war im 19. Jahrhundert verpönt. Darum ist Spenglers Wiedererkennung der Frucht des Todes eine Tat, die sich übrigens durch den Inhalt des Gilgameschepos eindrucksvoll quellenmäßig belegen läßt.

Jede so aus dem Todeserlebnis einer Menschheitsgruppe gezeugte Kultur hat Frühling, Sommer, Herbst und Winter. In den Sommer fällt eine Reformation, ein Umschwung des Lebensgefühls. Pythagoras, die Hedschra, der Puritanismus bezeichnen alle drei in den ihnen zugehörigen Kulturen ein und denselben Vorgang: sie sind mithin gleichzeitig. Es ist also möglich und notwendig, die Kulturen nach solchen Gleichzeitigkeiten zu überblicken. Aber jede Kultur hat ihre eigene Seele, jede Kultur hat ihre eigenen Lebensrätsel, die sie während ihres Lebens gestaltet. Die Skulptur im Herbst des Griechentums entspricht also nicht etwa der Skulptur des Barock, sondern sie hat die gleiche Bedeutung wie die Barockmusik! Der Altar von Pergamon bedeutet die gleiche seelische

décadence wie die Wagnersche Oper. Das liegt daran, daß der Grieche nach einer punkthaften Verdinglichung des Lebens im Raum strebt (zahllose Statuen, zahllose Städte, jede das ganze Leben klar und eng umgrenzend; Euklids Geometrie darum der scharfe Ausdruck dieser körperhaften Weltbetrachtung), der Abendländer umgekehrt alle Dinge dem unendlichen Raum einzugliedern trachtet, alles hintergründig, perspektivisch, historisch, vertieft anschaut. Der euklidischen Kultur der Griechen steht die faustische Kultur der Abendländer gegenüber. Die arabische Kultur ist demgegenüber etwas drittes, nämlich magisch. Sie reißt jeden einzelnen Augenblick in eine göttliche, ewige, pneumatische Höhe empor.

Die Ausdeutung des Griechentums ist wohl gelungen; z. B. wird sich jeder seiner Erläuterung des griechischen Vierfarben-Freskos mit seinem Mangel der perspektivischen Farben blau und grün, seinem luftlosen Rot und Gelb aus der Seele dieser Kultur freuen; ihm stellt er den Goldgrund als Kennzeichen eines ganz anderen Raum-begriffs in Byzanz und Arabien gegenüber. Und im Rembrandtbraun offenbart sich der abendländische Drang nach der Unendlichkeit des Raumes.

Der farbigen Bemalung pflegen wir meistens nicht zu gedenken, wenn wir uns die antike Kunst vorstellen. Täten wir das, so würden wir uns da abgestoßen fühlen und befremdet, wo uns das Weiß eine Übereinstimmung im Schönheitsempfinden vorkäufte. Beim griechischen Farbenspiel wird der Blick nicht konzentriert. Beim Goldgrund hingegen wird das Auge nach vorn gezwungen, gleichsam vor das Bild. Durch den Hintergrund ist eine sozusagen gewalttätige Vereinheitlichung der Farben und Linien erzielt. Bei der europäischen Sehweise verliert sich der Blick hinter das Bild; der Blickpunkt eilt über alles Dargestellte weiter. Das Auge erfährt den einzelnen Gegen-

stand als Teil der ganzen Welt und liebt darum in ihm die ganze Welt.

Anderer Zeiten, andere Farben. Aber auch das ändert sich, was dem Stolz der Vernunft ewig zu sein dünkte: die Zahlen und ihre Wissenschaft: die Mathematik. Der Verstand hat sich ja lange gesträubt, seine eigene Abhängigkeit von der Zeit einzugestehen. Als er sogar für die Philosophie kapitulieren mußte, denn die Philosophie wurde ja zu einer Funktion, einem Ausdruck ihres Zeitalters schon bei Hegel, da warf er sich in die Hochburg der Mathematik. Einer der frömmsten und geistvollsten Männer des 19. Jahrhunderts, Radowig, hat ihn dort noch unangefochten gelassen. Er schreibt in seinen Fragmenten, die Mathematik sei die einzige Wissenschaft, die nicht des Glaubens bedürfe, die also aus einer schlechthin natürlichen Quelle neben der geistigen fließe. Das hieße aber den Dualismus unseres Geistes verewigen. Wir hätten dann in uns Vernunft, die von dem Strom der Zeit gefärbt wird, und „chemisch reine“ Vernunft in unverfälschtem Nebeneinander. Das merkwürdigste bei dieser Trennung in gläubige und ungläubige Wissenschaft ist aber, daß gerade Katholiken der mathematisch-philosophischen, also der ungläubigen Vernunft die Palme der Wissenschaftlichkeit zusprechen. Das naive Heidentum der Scholastik trägt ein Gelehrter, der sich für einen christlichen Denker hält, und als solcher angesehen wird, wie Hertling, als unumstößliche Wahrheit vor: „Die Wissenschaft strebt nach Erkenntnis der Wahrheit und da die Wahrheit nur eine ist und nur eine sein kann, so gibt es auch von den höchsten Gesichtspunkten aus betrachtet, nur eine und dieselbe Wissenschaft für Katholiken und Andersgläubige, für Juden und Heiden . . . Vollkommen verwirklicht ist dies Ideal in der Mathematik. Von jeher war sie Muster und Vorbild stringenter Beweisführung und un-

erschütterlicher, dem Wechsel der Meinungen entrückter Gewißheit. Es gibt darum auch keine katholische Mathematik im Unterschiede von der protestantischen, sondern nur eine für alle giltige und alle gleichmäßig zwingende mathematische Wissenschaft. . . . Nicht ebenso steht es mit der Wissenschaft von der lebenden Natur." Diesem aristotelischen Heidentum des Katholiken setzt der Heide Spengler sieghaft seine Lehre vom Vorrang der „lebenden Natur“ auch in der Rangordnung der Wissenschaften entgegen. Die aus der Offenbarung und den Wundern der Jahrhunderte wachsende und gewandelte geschichtliche Wahrheit überwältigt auch die angeblich von „Ewigkeit zu Ewigkeit“ thronende Mathematik unseres Verstandes! Dieser Heide kann die Kirchenchristen christlich denken lehren.

Spengler zeigt, — was öfters, als er meint, bereits geahnt worden ist, — daß auch die Mathematik ein Kind ihrer Zeit ist, daß zwischen Euklids Mathematik und der des Gauß ein Unterschied ist wie zwischen Skopas und Beethoven. Die Zahl hat bei Pythagoras den Wert einer Größe, also einen dinglichen, festbleibenden Wert. Heut ist sie längst in der Mathematik Ausdruck einer bloßen Beziehung, einer Funktion. Durch Festnagelung der Stilverschiedenheit von Mathematiken stabilisiert er die Einheit des Geisteslebens neu; auch die Mathematik wird ein Zweig am einheitlichen Stamme, wird Ausdruck der unteilbaren Seele jeder Kultur.

Wie wenn ein Vorhang zerreißt, so enthüllen sich vor Spenglers Blick tausend Einzelheiten in jeder Kultur als streng gesetzmäßig gerade ihr entsprechend. Zum Beispiel sagt er, der Phalluskult sei nur in der euklidisch-momenthaften Antike denkbar. Denn er verherrliche den ekstatischen, genialen (d. h. den zeugenden) Augenblick ohne jede Beziehung auf Vorher oder Nachher. Und so hat er selbst in den entarteten Äußerungen der abendländischen Kunst

keine Spuren hinterlassen. Denn das Abendland hält am Zusammenhang des Lebens fest und kann sich nimmermehr an einzelne Punkte so bis zur Sinnlosigkeit verlieren. Es erwählt aus dem Bereich des Liebeslebens, d. h. der uns von Gott geschenkten göttlichen Genialität, das entgegengesetzteste, ausdauerndste Verhalten, um in ihm das Göttliche zu ehren: die Mutterschaft.

„Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.“

So werden Phalluskult und Madonnenkult zu Wahrzeichen ihrer Kulturen. Vielleicht würde aber eine sorgfältigere Betrachtung noch lehren, daß der Phalluskult gerade die untergehende, die sterbende Heidenwelt am verzweifeltsten durchwütet hat, daß er das Zeichen dafür war, daß sie sich in eine Sackgasse verrannt hatte. Und außerdem hätte Spengler bedenken sollen, daß sich der Phalluskult bis in unsere Tage in Süditalien erhalten hat. Erst heut läßt das neapolitanische Mädchen von ihren naiven Gebeten. Erst heut sind die Heidengötter von vor zweitausend Jahren an ihrem Ende. Deshalb verkörpert sich das fin de siècle mit erschütternder Stärke in dem Gemälde von Otto Greiner „Der Mörder“ aus dem Jahre 1900, dem einzigen, ersten und letzten, der christlichen Zeit, das dem Phalluskult sich zu nähern wagt.

Die antike Tragödie kennt nur starr-undurchdringliche Charaktere. Geringegen legen die shakespeareischen Helden einen Entwicklungsgang zurück; sie werden, wo jene „sind“.

Die große Vision des Zusammenhanges führt Spengler zu verblüffenden Umsetzungen von Fachausdrücken: er spricht vom Jesuitenstil in der Mathematik, vom Barockstil in der Physik. Der geniale Weininger hat ein solches Verfahren, das sogenannte Korrelativitätsprinzip, längst gefordert.

Weil Spengler Kulturen vor sich sieht, vermag er auch ihre Anfänge scharf herauszuarbeiten. Die schlagenden Uhren und die Glockentürme, die uns die Stunden weisen, hängen mit dem faustischen Zeitgefühl des Abendlandes zusammen. Und wirklich sind sie ums Jahr 1000 entstanden. Mit erstaunlichem Scharfsinn erfasst Spengler den Wendepunkt, an dem der Sinn für geschichtliche Perspektive durchbricht, in der Abgrenzung der sieben Sakramente um 1100. Er hat mehr als dürftige theologische Kenntnisse. Sonst würde er nicht das lateranische Konzil von 1215 ein halbes Duzendmal ohne nähere Erläuterung als die dogmatische Festlegung der faustischen Kultur bezeichnen. Denn wie eine Kultur dazu kommt, sich, noch dazu in christlichem Gewande, dogmatisch festzulegen, das ist nicht leicht zu verstehen. Zur Erläuterung des richtigen Kernes läßt sich sagen, daß die sieben Sakramente ja eine biographische Siebenzahl darstellen. Durch sie bekommt gleichsam jede abendländische Seele ihre Biographie; jeder Abendländer macht eine seelische Entwicklung von Sakrament zu Sakrament durch. Das Leben bekommt also Perspektive!

Schon Chamberlain hat in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts das Erwachen eines neuen Selbstbewußtseins um 1200 nachdrücklich betont. Aber Chamberlain bleibt nur ein Stilettenfabrikant, da wo Spengler mit der genialen Wucht innerer Notwendigkeit seine Anschauung von der zusammenhängenden „faustischen“ Welt vor uns hinwirft. Im gotischen Dom und in der Ölmalerei der van Eycks sieht er jahreszeitlich unterschiedene Blüten der selben „mütterlichen Landschaft“. Aber auch die Maria des abendländischen Mittelalters scheint ihm zu der durch sechs Jahrhunderte von ihr getrennten Gretchenfigur der Faustdichtung nähere seelische Beziehungen zu haben als etwa zu einer byzantinischen Maria von 850. Ebenso

hält er den Seliand für geistesverwandter als mit dem Tatian oder als mit den Evangelien mit Goethes Faust. Diese Dinge wirft er zwar alle ohne nähere Ausführung hin; indessen irgend einen richtigen Sinn spüren wir beim Lesen durch.

Aber schon hier, wo er die Epoche von 900—1900 zur Einheit wölbt, tritt er nicht hinter das Jahr 1900 mit seiner eigenen Person, sondern bleibt im 19. Jahrhundert selbst stecken. Um nämlich diese morphologische Einheit zu erfassen, muß er die übliche protestantische Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit — wieder wie schon Chamberlain — stürzen. Sie ist ja mit dem Weltkrieg, dieser Widerlegung des neuzeitlichen Fortschrittshochmuts, endgültig sinnlos geworden und kracht daher unter seinen Streichen leicht zusammen. Aber mit merkwürdiger Befangenheit hängt Spengler selbst von dieser Epochengliederung noch mancherorts innerlich ab. Seine eigene Bildung nämlich fängt doch im wesentlichen mit der Renaissance an. Indem er sich von der gewaltsamen Zerreißung des Jahrtausends durch das Jahr 1517 befreit, dringt er doch nicht zu einem neuen Gesamtbild vor, sondern hängt an seiner genauen Kenntnis der Neuzeit und überträgt einfach neuzeitliche Verhältnisse auf das ganze Jahrtausend; z. B. stellt er die Unfähigkeit der griechischen Antike zur Großstaatenbildung, ihre „Polis“-Kultur nicht nur der ägyptischen, sondern auch der abendländischen Kraft zum Weltstaat entgegen. Den ägyptischen Zentralismus aber mit dem hohenstaufischen Kaisertum gleichstellen, als seien beide gleichwertige Symbole der faustischen Sorge um die Zukunft, das kann nur jemand, der von der „Civitas“, der Stadt-Kultur des Mittelalters, und ihrer Unfähigkeit, für den nächsten Tag zu sorgen, der von der Zersplitterung des Lehnsstaates nie einen Eindruck empfangen hat. Spengler transponiert

naiv die Großmächte der Neuzeit ins Mittelalter, während für das Abendland gerade der Fortgang aus mittelalterlicher Unwirklichkeit in neuzeitliche Überwirklichkeit das Rätsel und das Seelengeheimnis bildet.

Damit nicht genug. Spengler relativiert zwar die Mathematik. Er gibt der Zeit die machtvoll unverkehrbare Richtung. Dennoch bleibt er selbst Mathematiker. Mit naiver Abstraktion läßt er seine vier bis sechs Kulturen im Raum der Zeit unverbunden nebeneinander stehen. Er verdringlicht die sechs Kulturseelen, indem er sie wurzeln läßt in der mütterlichen Landschaft: am Nil, in Hellas, in Arabien, in den welsch-deutschen Niederlanden. Aber sie sind ihm alle reine Jungfrauengeburt: sie haben keinen gemeinsamen Vater. Nicht der menschliche Geist vermählt sich mit der mütterlichen Landschaft, sondern die Seele der Kultur entsteht aus dem Geist der mütterlichen Landschaft! So bleibt sie einsam und allein. Spenglers Buch zersprengt die Zeit in sechs der von ihm selbst so niedrig eingeschätzten, euklidischen, d. h. geometrischen Figuren. Und keine Brücke führt von einer in die andere hinüber. Immer wieder sagt er uns, daß die eine Kultur von der anderen nichts begreife, nichts wissen könne. Auch er selbst, der doch die ägyptische Seele, man darf sagen: als einer der ersten, uns erschütternd nahe bringt, leugnet, daß er sie anders verstehe als aus dem Gehäuse des Abendlands heraus in Form einer bloßen Perspektive, die dem faustischen Drange nach der Unendlichkeit des Abendländers Genüge tun wolle. Es gibt keine Wahrheit. Auch sein Buch ist nur Exponent der abendländischen Seele!

Daß die ganze abendländische Kultur nur so lange lebt, als sie den Glauben hat, wahr zu sein, daß dieser Glaube an die eigene Wahrheit allerdings nicht aus der mütterlichen Landschaft, sondern aus dem Geist des Vaters

aller Menschen stammt, das kann ein genialischer Mensch im Sinn des 19. Jahrhunderts, ein Geist wie Spengler nicht einräumen. Er wandelt hier in den Fußstapfen Goethes. Der Dichter, den die Geheimnisse der Muttersprache als Offenbarungen heimsuchen, er darf des Geistes, des Logos, vergessen und Faust, von den Müttern aufsteigend, gleich zur Tat schreiten lassen. Denn daß im Anfang das Wort war, das zwischen den Ursymbolen der Mütter und der menschlichen Tat vermittelnde Geheimnis des Logos, verwirklicht der Dichter unbewußt durch seine Dichtung selbst. Er sagt ja, was er leidet. Er braucht sich darum nicht notwendig zu sehen, sich selbst als den Diener des Logos. Wenn aber zwei das selbe tun, so ist es nicht das selbe. Was bei Goethe tiefbegründet ist, daß der Dichter sein zweites Gesicht zu schauen fürchtet, ist dem Denker verboten, der gerade von der Anschauung Goethes auszugehen behauptet. Spengler dürfte nicht mit Goethe sprechen: „Name ist Schall und Rauch“, wie er unausgesetzt tut (im Wortlaut: S. 196 und 437).

Die Kultur ist ihm die Fülle menschlicher Schöpfungskraft. *) So ist ihm auch die Sprache nur der von uns geschaffene, gewillkürte Zauber, mit dem wir Menschen die Dinge beschwören, benennen, begreifen, um sie unschädlich zu machen und überwunden wie gezähmte Schlangen uns zu Füßen zu legen. Wer ein so fang- und klangloses Deutsch, einen so greifen Stil schreibt wie Spengler, und noch ausdrücklich die Sprache zu einem bloßen Nachwerk, einer Zauberkrast der Menschen gegen die Welt erniedrigt, der muß wohl alle Organe zur Wahrheit in uns, alle Lebenskrast des Geistes zerstören. Strömten ihm die Worte zu wie Goethe, so würde sein Werk über seine

*) In einer Zeile (S. 312) geht er einmal darüber hinaus: Dort nennt er den echten Künstler ein Mittel in den Händen des Schicksals einer Kultur. Aber diese Andeutung Gottes bleibt einzig.

Einsicht hinweg noch unsere Vernunft tränken und speisen können. Nun aber streift er alle Namen, Worte, Bezeichnungen, die über die Zeit und alle Jahrtausende hinweg die Dinge der Welt begreifen, als eine bloße Hülle ab, die nur wie Etiketten die Gestalt der Dinge verkleben. Er vermischt sich; die stummen Urbilder der Kultur, die Urphänomene des Seins in jedem Jahrtausend uns zu zeigen, wie sie Faust bei den Müttern erkennt. Spengler will uns die numina der Dinge ohne die nomina zeigen. Die Namen, leere Hüllen oder armseliger Namenszauber, in den unsere Schwachheit sich aus Weltangst flüchte, werden von ihm mit einer luziferischen Geste zu Boden gesetzt. Ihn, den Übermenschen, binden sie nicht. Er schaut hinter die Sprache, hinter das Wort; er sieht das unverschleierte Bild zu Sais. Schauerhaft wie ein Schnürboden ohne das leibhaftige Bühnenbild, für das doch der Schnürboden da ist, sieht seine „Kultur“ aus. Das, was sie einbettet in den Strom der Zeit, was sie durchpulst als Träger des gläubigen Geistes, das leugnet er mit einer eisig-hochmütigen-müden Geste: „Name ist Schall und Rauch“. Der Übergang aus einer Kultur in die andere ist ihm, dem Luzifer, der nur aus der mütterlichen Landschaft seinen Geist zu eigenem Recht empfangen haben will, kein Problem. Lieber will er sich und sein Werk mit in den Tod des Abendlandes hineinliefern, mit der Mutter sterben, ehe er seinem Werk eine überzeitliche Abhängigkeit vom Logos einräumte.

Spenglers Buch ist 1910 begonnen, 1917 abgeschlossen. Es ist das rechte Gegenstück zu Mauthners Kritik der Sprache. Aber während dieser warmherzige Genius mit der Pest, die sein Zeitalter heimsucht, der Skepsis, auf Tod und Leben ringt, während Mauthner aus Liebe zu den Menschen der Sprache, die sich zwischen sie stelle, zu Weibe geht, ist Spengler sein kaltherziges Komplement, die andere Hälfte des Vorkriegsgeistes, jene, die auf ihre Skepsis stolz

ist. Spengler selbst betrachtet sich, da er ja die Worte als Träger der Wahrheit von Mensch zu Mensch verachtet, als den Anfänger und Vollender des Skeptizismus. Aus dem Kulturbereich des Abendlands führt kein Weg ins Freie der gültigen Wahrheit. Aber wie Mauthner kann er beanspruchen, als eine notwendige Figur in der Selbstzerstörung des europäischen Geistes gewürdigt zu werden. Spenglers Buch ist nicht an der Oberfläche der Zeit entstanden. Es entspringt als eine notwendige Tat dem tiefsten Schoße des Zeitalters. Diese mathematische Skepsis mußte einmal Gestalt gewinnen.

Ein kleines Beispiel stehe am Anfange, um die Verachtung dieses Mathematikers für das Wort zu illustrieren. Es spricht beredter als die großen Fehler, die wir hernach namhaft machen werden.

An zwei Stellen (S. 268 und Seite 345) braucht er als Symbol die Großstadtlyrik „bei Verlaine, Baudelaire und X.“ Zu X wird von ihm beidemal die gelehrte Anmerkung gemacht: „¹⁾ noch ungedruckt“. Der Leser erhält hier das Wesen ohne den Namen. Ein X wird ihm als etwas Wirkliches vorgelegt. Die Erklärung der Ungedruckt-heit scheint Spengler auszureichen, um das X zu begründen. Er glaubt noch — er sagt es zweimal, beidemal mit der Anmerkung unten am Seitenrand! — irgend etwas durch das X seinem Leser zu sagen. Er merkt nicht, daß der Name zwischen Menschen, die zeitlich und räumlich auseinander sind, die einzige und erste Möglichkeit der Verbindung wäre. Er zitiert uns den X, die Chiffre, statt des Trägers alles geistigen Lebens, des Worts! Die beiden Stellen sind die Schlüssel zu allen Sonderbarkeiten des Spenglerschen Weltbildes. Denn nur ein Chiffrenmensch, ein Rabbalist wie er, kann das, was sich einzig in Worten lebendig erhält, das Gedächtnis und das Selbstbewußtsein der Menschheit, so leicht hin abtun wie Spengler. Er setzt

sechs getrennte Kulturen. Also werden alle Verbindungs-
fäden zwischen ihnen für Täuschung erklärt. Er selbst ge-
stattet sich, nach Kilojahren zu rechnen. Aber daß die
geistige Menschheit heute bereits selber seit 1919 Jahren
eine eigene Zeitählung anwendet, daß es eine christliche
Zeitrechnung seit dem Jahre 0 gibt, das stört seine Reise.

Wären die Kulturen bloß stumm und ohne Selbst-
bewußtsein, so würde Spengler ihnen nachträglich seine
Kilojahrzählung aufheften können. Aber über das zehnte
nachchristliche Jahrhundert, über die Wende also von
seiner „arabischen“ zu seiner abendländischen Epoche, wird
von Morgenländern und Abendländern hemmungslos
hinweggezählt von 1 bis 1919. Diese offenbare Einheit
zweier Kulturen bedarf dringend der Unschädlichmachung.
Spengler hilft sich, indem er dem Leser immer wieder
einschärft, daß die gleichlautenden Namen innerhalb beider
Jahrtausende nichts zu sagen haben; „daß unter dem
Namen und der äußeren Form des Christentums auf
westeuropäischem Boden eine neue Religion entstanden
ist“ (S. 440). Das Christentum der Kirchenväter und
das der Kreuzzüge heißen ihm „zwei verschiedene Reli-
gionen unter derselben dogmatisch-kultischen Gewandung“
(S. 518, Anm. 1). Der Glaube an den historischen
Jesus von Nazareth ist ihm natürlich störend. Denn so
ragte ja ein und derselbe Mensch durch die Zeiten ver-
schiedener Kulturen. Er wird also zum bloßen Christus.
„In der Christusgestalt der Evangelien sehen wir den
Heros der früh-arabischen Epik neben Achilleus, Siegfried
und Parzeval.“ „In dem welthistorischen Worte: Gebet
dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist,
das dem Christus der Evangelien in den Mund gelegt
ist, treten antikes und arabisches Gottesbewußtsein mit
vollster Schärfe . . . einander gegenüber“ (S. 599).
Inhaltlich ist dieser Satz ja unbegreiflich falsch. Denn

die beiden Schwerter, die „der Christus der Evangelien“ trennt, werden gerade von dem „arabischen Gottbewußtsein“, von den Kalifen sowohl wie von den Byzantinern wieder vermengt, und nur das Abendland hält den weltlichen Fürsten durch das erste Jahrtausend von der Glaubensfanzel fern! Aber der verkehrte Inhalt flieht hier mit Notwendigkeit aus dem falschen Formungsprinzip Spenglers. Wer mit stereometrischen Kulturkästchen operiert, muß zu Sätzen kommen, die gegenüber der Wende, der Brücke und dem Eckstein aller Zeitalter, Christus, komisch wirken. Aber muß er auch das Fortwirken Ägyptens in die römische Kaiserzeit hinein, ja das Problem aller Renaissancen und Rezeptionen notwendig übersehen, ganz gelingt es ihm natürlich nicht, die Richtung, die unabänderliche Bestimmung der Zeit aus seinen Kulturen zu entfernen, auch da, wo sie aus seinen Kulturen zu entfernen, auch da, wo sie aus einer in die andere übergreift. Sein stiller, aber tiefer Antisemitismus bringt es zwar fertig, den Spinoza, den typischen Vertreter des naturwissenschaftlichen Klassizismus des 17. Jahrhunderts, mit seiner Ethik *more geometrico* als einen Ableger der arabischen Kultur des ersten Jahrtausends uns vorzustellen (S. 434 f.).*) Da ist denn plötzlich von keiner mütterlichen Landschaft die Rede. Dabei fehlte in der Rezeptionsreihe von Bacon bis Hegel ein notwendiges Glied, das man geradezu erfinden müßte, wäre zwischen der syllogistischen Form des Descartes und der algebraischen des Leibniz nicht jener geometrische Formungsversuch des Spinoza vorhanden. Denn seit 1600 versucht es der philosophierende Geist mit allen mathematischen Handwerkszeugen nacheinander in genau gesetzmäßiger Reihenfolge, um so aus eigener Kraft, aus dem

*) Etwas ähnlich Konfuzes über Paulus (S. 524).

vergötterten Intellekt heraus scheinbar etwas der Offenbarung Gleichwertiges produzieren zu können.

Aber nicht nur daß Spinoza zum Araber wird. Das tausendjährige Ringen des germanischen Geistes mit der Antike erscheint als etwas Überflüssiges und Bedauerliches. Kant denkt z. B. in „unverzeihlicher“ Weise antik! (S. 99, 243.) Die Poetik des Aristoteles wird das für unsere Dichtung „verhängnisvollste“ Buch. (S. 450). Walhall wird durch das Christentum „verhindert“, wirklich ebenbürtig wie der Olymp sich zu entfalten (S. 590). Noch bedenklicher sind die Stellen, wo er das Griechische als die „populäre“ Vorstufe der abendländischen bezeichnet, die noch heut den gemeinen Mann beherrsche. Er rührt damit an den sehr tiefen Gedanken, daß wir alle, in irgend einer Weise jeder einzelne, durch die antike Kulturstufe hindurchleben, also an ein biogenetisches Grundgesetz für den menschlichen Geist. Aber wie wird das nun bei ihm karikiert! Einerseits ist die abendländische Seele der diametrale Gegensatz zur antiken, andererseits ist die antike im Widerspruch zu seinen Thesen noch heut, sogar in der Masse der Menschen, lebendig (SS. 243, 450, 346 f., 109, 125 f.). Aber wenn sie lebendig ist, so müßte doch ein verbindender Kanal sie in die neue Kultur hinübergeleitet haben. Er erklärt es für das Kennzeichen der faustischen Kultur, esoterisch, aristokratisch, unpopulär zu sein. Homer, Plato, Euripides, Phidias seien absolut populär; alles Wertvolle des abendländischen Menschentums sei der Masse unzugänglich. Schiller sei die einzige Ausnahme (S. 467). Hier demaskiert sich der Geist zweiten Ranges, der sich nur dadurch in die Gemeinschaft der Ersten hineinheben kann, daß er allein — die höchste Mathematik von heut sei kaum einigen Duzend Menschen zugänglich, wird uns immer wieder eingeschärft! — ihr Wesen mitgenießt. Plato und Pindar heißen „populär“; Goethe und Beethoven sind es

nicht. Die antiken Sklaven sind geistesnäher als Arbeiter und Bauern von heute; alles nach Spengler. — Die zum Zusammenbruch führende Spaltung des Geistes in die „zwei Völker“ der „Gebildeten“ und der „Ungebildeten“ hat tieferen Sinn und umwälzendere Wirkung, als er überblickt.

II.

Um diese Spaltung der Volksnatur als das Schwert zu begreifen, das durch das Herz des letzten Jahrtausends geht, dazu müßte Spengler dem Zwiespalt seiner Meister Goethe und Nietzsche selbst unterliegen. Denn diese haben jene „Morphologie der Weltgeschichte“, jenes Lesen im Buche des Lebens, von dem Spengler zehrt, nur empfangen, weil sie zwischen täglicher Lebensgestaltung und ewiger, nicht zeitgemäßer, Wahrheit sich zerrissen. Goethes Schaffensdrang und Nietzsches Lebenshunger sind Offenbarungen, vor denen alle ihre Werke Dichtungen Erkenntnisse verblässen. Spengler aber, der nur zeitgemäß sein will, greift ihre Urteile und Denkformen auf und „macht“ aus ihnen junstmäßig betreibbare Wissenschaft. Der liebende Goethe, der trunkene Nietzsche, sie würden ihm sein Ausschalten ihrer eigenen „Beidenenschaft“, ihres eignen „Willens zur Macht“ ärgerlich verweisen. Denn ohne diese Gegengewichte eines täglichen Sterbens werden ihre Lebensäußerungen zu Annäherungen des üblichen durch sie bekämpften Schreibtischdenkers.

Spenglers eigenes Buch ist in der Tat noch antik, „euklidisch“ geschrieben. Es formuliert, behauptet, stellt fest, aber auf S. 50 sind Autor und Leser ebenso klug wie auf S. 600! Dies „auf-der-Stelle-treten“ wird wesentlich durch das hervorgerufen, was wir schon eingangs neben die theoretische Seite des Buches stellten als das Aktuelle, das jene immer durchkreuzt. Während nämlich die Morphologie der Weltgeschichte vor uns nicht entwickelt wird, wird der

Untergang des Abendlands mit sichtlich Liebe und gegen Ende des Buches dramatisch gesteigert herausgearbeitet. Das Interesse für das neunzehnte Jahrhundert überwiegt auch sonst derartig, daß er es oft einfach als Inbegriff der faustischen Kultur mit Antike usw. konfrontiert. Er tut das, obwohl ja dies neunzehnte Jahrhundert bereits bloße Zivilisation, also Greisenalter ist. Aber das Interesse am Aktuellen reißt ihn begreiflicherweise fort: Der Untergang des Abendlands ist für ihn eben nicht ein Geschehen, sondern eine Prophezeiung. Um dem gerecht zu werden, müssen wir uns klar machen, daß seine Konzeption vor dem Kriege erfolgt ist, und der Abschluß 1917 vor dem Eingreifen Amerikas. Diese seine zeitliche Einstellung veranlaßt ihn, die Prognose für die abendländische Untergangsperiode vorweg auf die Zeit bis 2200 festzusetzen. Spielerisch und mit optimistischem Vorzeichen hat schon G. St. Chamberlain von 2400 gesprochen. Hier wird der Blick in die Zukunft aber zum blutgesättigten Erlebnis. Das Einsetzen der Zukunftszahlen 1900—2000, 2200 in seine Tabelle ist der Höhepunkt des Flugs, den dieser Buzifer wagt. Vorherbestimmung der Zukunft durch wissenschaftliche Zeitrechnung, das ist's, was er mit Hilfe der Morphologie zu leisten sich getraut. Nachfühlen kann wohl jeder geistig lebendige Mensch die ungeheure Versuchung, die hier vorlag. Uns faßt keine Überhebung, sondern Trauer, wenn wir sehen, daß Spengler ihr widerstandslos — ein Großstadtmensch des 20. Jahrhunderts, der er ist — nachgegeben hat. „Wir kennen unsere Geschichte. Wir werden mit Bewußtsein sterben und alle Stadien der eigenen Auflösung mit dem Scharfblick des erfahrenen Arztes verfolgen“ (S. 632). Seine eigene Tat ist ihm darum die Wiederholung des antiken Skeptizismus; er will das Gesetz der Geschichte betrachtend erfassen. Es geschieht ja jedem, wie er glaubt. Der wissenschaftliche

Prophet wie Spengler schaltet sich selbst aus dem Weltzusammenhang aus. Denn er will ja nur Recht haben. Sein Logos soll bloßer Logos bleiben, soll nicht zum Gros werden. Sein Logos denkt den Untergang des Abendlands am Abend des Lebenstages, nicht um das ewige Leben hinauszuretten aus der Unvermeidlichkeit des zeitlichen Todes, sondern um mitzusterben. Aber nicht deshalb beginnt die Gule der Minerva in der Dämmerung ihren Flug, um mit dem Tag zu eaden, sondern um durch die Nacht hindurch das unsterbliche Teil des untergegangenen Tages zu retten. Spengler würde leugnen, daß der Logos jedem Sprecher Verantwortung ausbürdet für alle, an die sein Sprechen gelangen kann. Er spricht eben nicht wie die ganz tiefen Geister aus dem Drang zu jener Wahrheit, die über alle Zeiten ragt. Ihm genügt es, zu den klugen und gebildeten Geistern des Abendlands zu sprechen: wir werden geistig sterben, binnen dreihundert Jahren sind wir tot. Daß, wer so spricht, bereits irgendwie geistig heraus sein müßte aus dem Verhängnis, irgendwie den Tod und die Vergänglichkeit überwunden habe, das würde er gleichmütig leugnen. Aber empfindlicher muß ihm eine Folge seiner Vieblosigkeit sein: ihn selbst bringt diese große Skeptikergeste um die beste Frucht seiner Ahnungen. Sein Durst nach Aktualität hat ihn um die wichtigste und klarste Folgerung aus seiner Morphologie geprellt. Er schlägt nämlich um die einzelne Kultur den Reif eines Jahrtausends. Innerhalb dieses Jahrtausends werden alle fremden Rezeptionen und Renaissancen geflissentlich in ihrer Tragweite herabgedrückt. Der Klassizismus von 1500—1800 ist ihm daher so lästig, daß er das Wort Europa aus seinem Buch verbannt. In einer großen Unmerkung (S. 21¹) rechnet er mit ihm als einer Sinnlosigkeit ab. Es sei ein verhängnisvoller Schnitzer gewesen, diesen rein geographischen Begriff Europa, der

aus den Landkarten stamme, mit seiner Grenzziehung am Uralgebirge, auf kulturelle Verhältnisse zu übertragen. Der Redeweise, Europa in das Altertum der Griechen und Römer zu projizieren oder von einer europäischen Kultureinheit statt von einer abendländischen zu sprechen, „entspreche nichts Wirkliches“.

Hier scheidet also Spengler plötzlich die geographische Wissenschaft aus den Symbolen einer Kultur aus! Wenn er aber von einem Barockstil in der Physik spricht, so muß er auch von einem Renaissancestil in der Geographie reden lassen; auch die Geographie ist Symbol der abendländischen Seele. Und wenn seit 1500 Europa, seit 1600 das *Theatrum Europaeum*, seit 1648 das Gleichgewicht Europas, seit 1750 die europäische Zivilisation, seit 1815 die europäische Kultur allgemeinen Kurs haben, so ist das ein Symbol, das man nicht dadurch erledigt, daß man, wie Spengler tut, das Wort Europa aus seinen 600 Seiten (mit Ausnahme eben jener Anmerkung und einer Stelle S. 499) ausmerzt! Europa ist eben keine Projektion der Neuzeit in die Vergangenheit, sondern ein Hereinreißen des Altertums in die Gegenwart, ein wesentliches Stück in dem Prozeß, den Spengler beharrlich verleugnen möchte: Der Rezeption der Antike durch das Abendland von 1100 bis 1900! Das Auftauchen des Stichworts Europa wird erst möglich nach dem Untergang des christlichen Morgenlands, also nach dem Fall von Byzanz, und es bezeichnet die Bruchstelle, wo das heidnische Lebensideal der Renaissance sich von dem christlichen namentlich lossagt.

Europa, das ist eben der Geist der „mütterlichen Landschaft“, dem Spengler sich verbunden weiß. Mit dem Auftreten der griechischen Heroenmutter Europa an Stelle der historischen Menschensohnmutter Maria ist zugleich die Saat gestreut, aus der als letzte Frucht heut das Spenglersche Buch erwachsen ist, das moderne Heiden-

tum, die „Neuzeit“. Abendland und Europa bilden also einen großen Gegensatz. Das Abendland trägt den Glauben noch als gestaltende Kraft in sich. Auf Europa wird er nur künstlich als „Religion“ aufgestellt. Das ist die Schwäche des Novalis, daß er der Christenheit von Europa statt vom Abendland sprechen muß; das ist die Achillesferse der heiligen Allianz, daß sie nicht das Abendland, sondern den russischen Zaren, also einen bloß europäischen Potentaten, zum Bürgen nimmt. Das ist der tiefe Grund, weshalb Niecksche sich zugleich als echten Slaven und als den guten Europäer, nämlich den letzten, beileibe aber nicht als Abendländer zu bezeichnen gedrungen fühlt. Hätte Spengler, dieser Nachzügler der guten Europäer, den Umschlag des christlich-gnadengläubigen „Abendland“ in das heidnisch-selbstgläubige „Europa“ zu würdigen die innere Freiheit aufgebracht, so hätte sich ihm seine Morphologie mit einem Schlage geklärt. So aber nennt er das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt das abendländische a priori, d. h. von seiner vorderen Hälfte her, um bei dem ersten Jahrtausend in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Dies nennt er nämlich, wie schon erwähnt, das arabische; das Pantheon in Rom muß deshalb die erste Moschee heißen; Paulus ein früharabischer Mensch! Dies Jahrtausend wird also a posteriori benannt von seiner zweiten Hälfte. Hätte er die Symbolik der Worte und der Geographie respektiert, so hätte er leicht die großen Figuren des Morgenlandes und des Abendlandes in ihrer Parallelität erkannt.

Von hier aus wäre ihm weiterhin auch die Antike in der gleichen geographischen Wanderform aufgegangen. Wie nämlich das Abendland Dantes sich vergrößert um Rußland zu „Europa“ und dann — beim jetzigen Weltkriegs-Zusammenbruch dieses unorganischen Europa — das abendländische Leben sich zunächst in Amerika fristen wird, wie

das Morgenland sich vergrößert durch die islamitischen Gebiete und — nach dem Zusammenbruch dieses Gemengfels von Byzanz und Bagdad — die morgenländische Kultur sich in Spanien und Marokko kräftet, so wird das Leben der Danaer, bei denen Homer singt, an den Mändern des ägäischen Meeres, d. h. in Jonien und Griechenland, vergrößert zum Umfang von Hellas und des Hellenismus und rettet sich aus dem Zusammenbruch dieses anorganischen Hellenismus nach Rom.

Danaer 1100—500	Morgenland Antonius bis Monophysiten im Orient	Abendland 900 bis 1453
Hellas 500—336	Monophysiten bis 622	Europa ohne Rußland 1453—1701
Hellenismus + Mithridates	Byzanz + Islam	Europa mit Rußland
Rom Cäsar	Spanien, Abderrahman el Nasir von Cordoba	Amerika Wilson
Morgenland	Abendland	Slaven

Soviel erzählt die Namenwahl der Geographie dem, der ehrfürchtig nach Symbolen Ausschau hält. Es ist eine tiefe Lehre, die aus den drei Schicksalen heraufsteigt: Die Beschränktheit der mütterlichen Landschaft bereitet diesen Kulturen ihren Untergang, weil und sobald sie auf neue Gebiete überzugreifen genötigt sind. Im Geist der „mütterlichen Landschaft“, darin, daß diese Kulturen von einer irdischen Mutter stammen, liegt ihre Endlichkeit begründet. Soweit das Morgenland Land des Morgens, soweit das Abendland Land des Abends ist, soweit muß seine Kultur allerdings eines Tages sterben. Nichts Erdgebornes lebt ewig. Hat sich im mütterlichen Bereich die Kultur entfaltet, so bricht sie hernach wie eine reife Schote auseinander, und sie ergießt sich: im Alexanderzug, im heiligen Krieg der Araber, in den Entdeckungen und der Europäisierung Rußlands, als tausendfache Ausfaat über

neue Gebiete. Eben das bereitet ihr den Untergang. Denn das Neuland ist zuerst die Skatatur der echten Kultur, um hernach habersüß über sie Gericht zu halten. Syrien, Pergamon, Ägypten, Alexandria erschlagen das alte Hellas, Mesopotamien und Persien erschlagen das Morgenland, Rußland vernichtet das Abendland, weil das Abendland, nun Europa geworden, für den Zarismus mitverantwortlich gemacht wird. Vor dem Blick des Amerikaners verschwammen drüben in der alten Welt das europäische „Kaisertum“ und der Zarismus Rußlands in eines. Und waren die Hohenzollern nicht oft genug in der gleichen Gefahr? Aber auch die inneren Grenzen dieser Rettungen in den Westen hinüber sind immer die gleichen: Wenn heut der bolschewistische Volksausklärer Lunatscharsky seinem Volke Schiller vorspielen läßt, so darf das verglichen werden jenen Versen aus der griechischen Tragödie, die nach der Römerschmach von Carrhae vor dem Partherkönig ertönen, oder mit der Ehe Ottos des Sachsen mit Theophanu von Byzanz. Lunatscharsky zeigt dem Welt Sieger Wilson, der Partherkönig dem Cäsar, Otto dem Abderrahman die Beschränktheit seines vermeintlichen Kulturuniversums; und so deuten sie auf das Kommende.

An der Verwandtschaft dieser drei Schicksale kann also der heutige Europäer erkennen, daß er auf die Ewigkeit der eingeborenen Erdteilkultur nicht länger zählen kann. Weder das mittelalterliche, noch das neuzeitliche Leben, soweit sie geographisch, das heißt erdeingeschrieben sind, weder Katholizismus, soweit er eine bloß abendländische Größe ist nach Art der Kathedrale von Reims, noch Protestantismus, soweit er nur eine europäische Größe ist nach Art von Goethes Faust, können dauern, auch wenn sie sich wie einst Hellas nach Rom, der Orient nach Spanien, heut nach Amerika vorläufig hinüberretten mögen.

Spengler läßt sich auch im einzelnen wichtige Einsichten entgehen, weil er als Heide, als Verächter des Worts, den Umschlag aus der Qualität in die Quantität, aus Rechtgläubigkeit in Kezerei, nur mit den namenlos-numinosen echt-idealistischen Schlagworten Kultur und Zivilisation zu benennen vermag. Ferner konnte er 1917 noch nicht sehen — und deshalb auch nicht prophezeien — daß, wie er die Leichtigkeit von Roms Sieg über die zerrüttete Antike fein hervorhebt, ähnlich mühelos heut von Amerika mit wenigen Legionen, mit 69 000 Toten gegen 12 000 000 tote Europäer, die Weltherrschaft erungen werden würde.

Weil Spengler von der unsichtbaren Seele der Menschenmutter sich zur körperlichen Erdmutter, zur mütterlichen Landschaft, flüchtet und ihr die Seele der Kultur verschreibt, deshalb verliert er die „wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit“, um in dem Verschieben der irdischen Grundlagen jeder einzelnen Kultur innerhalb ihres eignen Jahrtausends das Gesetz der Wanderung, der Mission zu erkennen. Ohne Voraussetzung gibt es eben kein Wissen. Um wenigstens von der bewußten Voraussetzung, dem Dogma, freizubleiben, hat sich Spengler sein Dogma von der Mutter Erde gezimmert, das immer dann versagt, wenn die Erschließung der Erde selbst statt Voraussetzung Ergebnis der Geschichte wird! Gegenüber dem „voraussetzungslosen“ Idealismus ist freilich schon seine Voraussetzung ein mächtiger Fortschritt; aber ans Ziel kann ihn sein privates Dogma, daß Gaa die Schöpferin Himmels und der Erden sei, freilich nicht tragen.

III.

Friedrich der Große soll einmal im Scherz einen Pfarrer gefragt haben: es gäbe doch eigentlich keinen unwiderleglichen Beweis für das Christentum. Da habe

der Pfarrer schlagfertig erwidert: O doch, Majestät, die Juden! Die Durchwachsenheit der Menschheit mit einheitlicher Sendung und einheitlichem Geiste, die ins Bewußtsein gehobene Einheit des Menschengeschlechts, sie verkörpert sich in nichts anderem als in den beiden unbegreiflichen Mächten des jüdischen Volkes und der christlichen Kirche. Es gibt nichts Schlechtes und nichts Gutes, das man nicht beiden nachsagen könnte und nachgesagt hätte. Der Nationalismus und Paganismus des 19. Jahrhunderts hat sowohl das Volk Judas wie die Kirche zu zerstören gehofft. Alles, was irdisch an beiden ist, hat er zerstört und wird er zerstören. Der Untergang des Abendlandes ist unvermeidlich geworden. Die „dem Geist der mütterlichen Landschaft“ Europa assimilierten Juden und die ihm assimilierten Kirchen werden beide jetzt aussterben und zugrunde gehen mißsammt der nationalen Kultur, die sie verführt und aus dem großen Zusammenhang des Menschengeschlechts herausgelöst hat. Spenglers „Untergang des Abendlandes“ ignoriert beides: die Kirche und die Synagoge, die christliche Ära und den ewigen Juden. Welt wie die Seele des Abendlandes wirkt sein Buch darum trotz aller Intuition.

Denn weil Judentum und Kirche die beiden einzigen unsterblichen Figuren der Weltgeschichte darstellen, so können auch nur sie die beiden Zeitrechnungen hergeben, die imstande wären, jene Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte zu offenbaren, die Spengler, der sie beide verleugnet, schattenhaft zu haschen sucht. Die christliche Ära zählt von dem Jahre der geschichtlichen Erscheinung des ewigen Lebens an, als sich dem menschlichen Bewußtsein jener unendliche Zeitraum öffnet, in den Spengler heut seine sechs Kulturkästchen hineinstellen kann, jener Zeitraum, der den Goldgrund der morgenländischen Ewigkeitshöhe und das Membrandtbraun abendländischer Un-

endlichkeit beide hervorbringt. Der Gegensatz gegen diese Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Wortes treibt die Juden zu ihrer Ara von der Erschaffung der Welt. Die christliche zählt vom Tage her, da der Mensch vom Baum des ewigen Lebens essen durfte, also von dem Augenblick her mitten inne in der Schöpfungsgeschichte, in dem der Himmel die Erde küßt. Die Juden behaupten demgegenüber eifersüchtig die Ewigkeit und Einheit der Welterschöpfung und zählen von dem Tage, da der Mensch die Frucht vom Baum der Erkenntnis gebrochen hatte. An jenem Tage aber ist der Tod erschaffen worden, das heißt eben jene Eingangspforte zu Spenglers Lieblingsbegriff der „höheren Menschheit“, die aus dem Todeserlebnis entslehe. Deshalb umfaßt die Zeit von der Welterschöpfung eben jene 6000 Jahre, die auch Spengler dieser höheren Menschheit einräumt. Weil Spengler die euklidisch-antike Körperhaftigkeit sechs einzelner Kulturen an die Stelle der von Christus offenbarten ewig-unermesslichen Wiedergeburt des geschichtlichen Lebens und das namenlose numen der „höheren Menschheit“ an die Stelle der Erschaffung des Menschen und seines Sündenfalls hebt, deshalb wird er nur zum blinden unbewußten Sklaven beider Offenbarungen, des alten und des neuen Bundes. Welch Versteckspiel, weder der christlichen noch der jüdischen Zeitrechnung ins Gesicht zu sehen in einem Werk, das erklärt, die Zeitrechnung zu entdecken! Aber der Fenriswolf des innerchristlichen Heidentums mag noch so hochmütig in seinen Ketten knirschen, er bleibt unter die unzerstörbaren Quadern der göttlichen Ewigkeitsburg gebannt.

So steht Spengler vor uns als die Figur des dem Wort und seiner Erstgeburt Jesus trotzenen Geistes, der nicht ewig leben, sondern mit seiner Heimatseele zusammensterben will. Zwischen ihm und dem Unsterblichkeits-

hoffenden sind darum alle Brücken der Sprache in Wahrheit schon abgebrochen. Sein Werk enthüllt, wie tief die Krankheit des europäischen Geistes bereits getroffen hat, daß er seiner Erneuerung aus ewigen Quellen stolz ausweicht. Spengler will nicht leben. Das ist das Grausige einer solchen Erscheinung, daß die Seele hier alle ihre Geheimkräfte aufbietet, um — zu sterben. Denn dies ist ein Widerspruch in sich selbst. Seele und Unsterblichkeit sind ja nur zwei Namen für dieselbe Sache, dasselbe Ereignis an unserer irdischen Existenz. Eine Seele, die ihre Unsterblichkeit bewußt preisgibt, begeht Selbstmord. Die abendländische Seele hadet sich noch einmal in allen ihren faustischen „Impressionen“ und — zerstört sich lächelnd selbst. Mit dem Spenglerschen Buche ist die Seele des Abendlandes bereits ermordet. Noch erzählt er uns von ihren Wahrheitsträumen, ihrer faustischen Sehnsucht. Aber das gute Gewissen der abendländischen Kultur ist durch ihn ein für allemal zerstört. Er selbst schreibt den tiefen Satz: „Der Zweifel an Gott ist das Verhängnis des Menschen, in dem ein tiefer Verstand über eine tiefe Seele siegt“ (S. 198). Aber diesen Satz zwingt er als unabweisliches Schicksal allen auf, die fürderhin naiv an dem Kulturbau des „Abendlandes“ mitarbeiten wollen. Alle, alle unterstehen diesem Satz im Jahrhundert der Zivilisation, im Zeitalter, wo man die Religion zu einer unter fünf und zwanzig anderen Kulturäußerungen neben Kunst, Wissenschaft, Hygiene, Sport und Politik zu „machen“ gewußt hat. Traurig ist die Spenglersche Pose des stolzen Selbstmörders, trauriger aber doch die Wirklichkeit von vor dem Kriege und aus dem Kriege, die ihm seinen Urteilspruch diktiert hat.

Nein, so wenig wir die Spenglersche Wissenschaft als Wahrheit anerkannt haben, so entschieden müssen wir nun auch die wissenschaftliche Kultur der Gegenwart für

unwahr und todeswürdig ansprechen. Wir haben es jedem Leser leicht gemacht, sich der Spenglerschen Thesen zu erwehren. Aber damit haben wir nicht sagen wollen, daß der heutige Gebildete oder die heutige Wissenschaft wahrhaftiger und lebenswürdiger seien als diese geniale Abrechnung über beide. Im Gegenteil! Zu Spengler darf wohl der durch ihn vom Idealismus befreite Leser sprechen: „Erfüllst du deine Geniuspflcht, frag ich nach deinem Glauben nicht“. Wenn man dagegen die Erzeugnisse der Wissenschaft während des Krieges mustert, wenn man geduldig sucht nach lebendigem Glauben in der Sprache des Wissens, so paßt einen hoffnungslose Verzweiflung. Kein Fach hat mehr die Kraft, zwischen faul und frisch, tot und lebendig, gut und böse, wertvoll und wertlos an seinen Gegenständen zu unterscheiden. Alles, was ihnen vor die Augen kommt, wird gleichmütig erforscht; Mißgeburt oder Edelwuchs, das wissen sie nicht zu sagen. Alles ist Zufall, alles Scherbe, alles Stoff, zudem sie ihr „Vielleicht“ blinzeln. Die Staatsrechtslehrer ersticken in ihrem Positivismus des Staatsapparates. Keiner glaubt an leibhaftiges Leben des Geistes. Keiner würdigt die Mitschuld der Jurisprudenz am Kriege. Die Historiker erörtern wohl die Phänomene der europäischen Revolutionen. Keiner ahnt den eigentümlichen Beruf jeder einzelnen Revolution, „den Fluch der bösen Tat“, für den Gesamthaushalt der Geschichte. Religionsvergleicher erörtern die „religiöse Psyche“ der Reformatoren oder „die religiöse Lage“ der Gegenwart. Keiner ahnt oder gibt zu, daß er als Wissenschaftler selbst zeugen und lehren müßte aus der echten Glaubenswahrheit heraus und gegen den Aberglauben. Sie sitzen in ihrem historisch-idealistischen Schultafel und belehren uns über die Wahrheit, um uns ja nicht für beschränkt zu gelten durch die Wahrheit. Der Geograph ahnt noch weniger, daß es der Geist ist, der

sich den Körper baut. Daß es also begeisterte Ansiedlungen gibt und teuflische Ausgeburten zuchtlosen Unglaubens, die zum Untergang verurteilt sind, wie etwa eine moderne Großstadt. Der Nationalökonom zergliedert das Bewußtsein des Wirtes. Aber er ahnt nicht, daß die gute Wirtschaft aus dem Satz entspringt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch alles andre von selbst zufallen. Denn alles Wirtschaften ist Ergebnis des Glaubens, im einzelnen wie im sogenannten Wirtschaftskörper, das heißt eine Hingabe an die Gelegenheit, an den Nächsten, an das Nächste, an das Ereignis. Nur die schlechte, die böse Wirtschaft fängt an mit der Ausrechnung, der Statistik und dem „größt“möglichen Profit. Der Philologe zerhackt die Worte, ohne zu ahnen, daß sie Reflexe des Sazes sind, die Sätze aber, ohne zu ahnen, daß sie Reflexe des Gespräches oder der Dichtung sind. Dazu müßte er freilich wissen, wie die Sprache der inneren Aufrichtigkeit und der inneren Verlogenheit sich unterscheiden. Niemand unterstellt sich selbst dem Gesetz des geistigen Lebens, sobald er gelehrt produziert, mag er im Privatleben noch so orthodox sein, sondern glaubt, er könne, wie der antike σοφός, wie Kants reine Vernunft in das geistige Leben von außen hineingucken. Aus der Welt dieses Geistes ist allerdings — wie Spengler betont — der Teufel endgültig verbannt. Die Gelehrten sehen ihn nirgends mehr am Werk. Aus ihrer Welt haben sie das Gute und Böse vertrieben. Was bleibt dem armen Teufel, als sich ihnen selbst ins Genick zu setzen und sie — zu reiten? — Und so versteht heut kein Fachmann mehr den nächsten Nachbarn. Denn wo jeder einen privaten Ansatzpunkt der Untersuchung hat, im massenhaften Stoff irgend ein willkürliches stoffliches Interesse, da sind tausend Probleme da, die für niemand Probleme sind als für den, der zufällig in eben dem Stoff

ertrinkt. In diese Welt hinein leuchtet das schwefelgelbe Licht des Spenglerschen Buches mit erfrischender Deutlichkeit. Er macht ein Ende mit dem Sich-Bewahren der katholischen, protestantischen, jüdischen, heidnischen Wissenschaft. Mögen sie sich noch so zimperlich gegeneinander verbarrikadieren, sie sind als Zeitgenossen Kultur- und Geistesgenossen. Die Wissenschaft des Jahres 1919 ist eine, ob sie nun ja oder nein sagt zu dem einzelnen Problem; sie ist ein einheitlicher Sproß und Jahresring am Baum der abendländischen Kultur. In dem Augenblick, wo sie stirbt, erkennt sie sich als eine, ungeschiedene. Und so repräsentiert Spengler immerhin gegenüber den Fachgelehrten das Gewissen der Geisteswissenschaft. Das ist schon etwas, daß einer in den Tumult der Unmerkungen zum Geistesozean das Wort von der Symbolik alles Geschehens schleudert. Den Fachgelehrten zwingt Spengler — und er rechnet gründlich mit der vertrockneten Stubenphilosophie usw. ab — zur Umschau und Rundschau in andere Gebiete des Wissens hinüber. Er reißt den einzelnen vielleicht doch hinauf in das Gebiet einheitlich-wissenschaftlichen Denkens, so wie es die Expressionisten in der Kunstwissenschaft jetzt versuchen. Das hieße dann endlich den Dualismus zwischen Philosophie und Theologie überwinden, an dem wir seit der Scholastik kranken.

Aber ist jetzt auch nur dazu noch Zeit? Ich will einmal glauben, der gelehrte Nachwuchs, all die heut Dreißigjährigen, die von den heutigen Männern auf den deutschen Kathedern zu Schülern gewonnen sind, die Epigonen von Epigonen, bekämen trotz Kriegsmüdigkeit noch einmal Kraft, daß sie auffahren wie die Adler und die Einzeldisziplinen umschmelzen. So würde die ganze Wissenschaft ein glänzend lesbares Feuilleton geworden sein. Anfänge dazu sind zweifellos da. Die Wissenschaft als solche wäre dann neu gepuzt, mit neuer gesellschaftlicher Anziehungskraft

ausgerüstet. Aber träte sie auch noch auf eine Gesellschaft, auf die sie mit ihrem Geist Eindruck machen könnte?

Spenglers Buch ist nicht umsonst vor dem Kriege entstanden. Vor dem Kriege, da konnte ein solcher Teilversuch, die europäische Wissenschaft zu retablicieren, noch erfolgreich erscheinen. Denn damals schienen wir ja Zeit zu haben. Heut kommt jeder Teilneubau des geistigen Lebens unwiderrusslich zu spät. Denn heut ist die Kluft zwischen Wissenschaft und Wahrheit unermeßlich weit aufgetan. Mag die Wissenschaft heut Nichtiges oder Falsches vortragen, sie hat sich selbst im Flugsand jährlicher Neuerungen und Hypothesen so entwertet, daß ihre Stimme in den Volkskörper nicht mehr hineindröhrt, sondern an ihm abprallt wie Wandreklame für irgend eine leibliche Medizin. Die Wissenschaft hat in ihren Schulhäusern so lange aus saftstrogenden Stämmchen kahle Säulen gemacht, daß heut das Volksleben formlos, stumpf, jeder Führung unzugänglich, darniederliegt. Wie sollte heut die Wissenschaft den Menschen erneuern, da heut umgekehrt nur eine Wissenschaft Sinn hätte, die zuvor aus dem Menschen erneuert wäre?

Nein, die Erneuerung des krank gewordenen Geistes kann nicht aus der abendländischen Bücherwissenschaft kommen, auch aus einer noch so populär gemachten nicht. Denn eben ihr selbst ist ja mit Spenglers Werk das Horoskop des Verfalls gestellt wie allen anderen Symbolen der abendländischen Seele. Spengler selbst, bloßes Gewissen der Wissenschaft, der er sein will, hofft, sein Werk werde die am Ende ihrer Probleme angelangte Physik, Mathematik, Kunstwissenschaft neu beseuern und Stoff zu Hunderten von Dissertationen liefern. Er wird diesen Erfolg auch haben. Aber ihm geht Geist und Wissenschaft so sehr ineinander über, daß er „die innere Struktur des Geistes“, „die unmittelbare Form des Verstandes“

und „die Menschlichkeit selbst, rein und ganz“, am Ende seines Buches identifiziert! Aber in allen, die noch lebendig sind, muß er das Gewissen für die Wahrheit wecken statt eines bloßen Gewissens für die Wissenschaft. Ihnen entfällt sich ganz der seelenlose Zustand der Gegenwart. Die magische Kette des geistigen Stromkreises ist zerrissen. Die Generation, die diesen Krieg zu verantworten hat, hinterläßt kein glaubwürdiges, kein liebenswertes, kein hoffnungsvolles Erbe. Sie hat nichts zu tradieren. Alle äußeren Stoffmassen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die innere Lebendige Tradition heute zerstört ist. In tausend Einzelverbindungen mag heute noch lebendige Kulturtradition bestehen; im zentralen Punkt, von dem aus Formen und Gedanken immer neu durchtränkt werden, in der führenden internationalen Geistesgeschichte, klappt durch den Krieg ein Abgrund.

„Die Kirche hat die Wahrheit. Aber sie hat den Krieg nicht verhindert. Die Staaten haben die Wirklichkeit. Aber sie haben den Krieg nicht verhindert. Der Sozialismus hat die Massen. Aber er hat den Krieg nicht verhindert.“ So empfinden und rufen die Knaben von heute. Und sie verlassen Wahrheit und Wirklichkeit und Menge und werden nackte Empörer. Denn die Väter, denen Wahrheit, Wirklichkeit und Menschheit anvertraut waren, haben versagt. Geist, Macht und Fülle vermögen heute nichts über den Sklavenaufstand der Moral, weil die Statthalter der drei Gewalten Europas Jugend ohnmächtig haben opfern lassen müssen. Aber gerade der besten Jugend graut vor dem zersplitterten Dreizack Geist, Macht und Stoff (Kirche, Staat, Wirtschaft), den keine beseelte Gestalt mehr lenkt. Die schlechteste Totalfigur ist ihr lieber als dieses senile Auseinanderfallen des einheitlichen Lebens Europas in drei ohnmächtige Scherben.

So sind die Knaben von heute in der entsetzlichen Gefahr, aus eigener Kraft leben, sich selbst erlösen, titanen-

haft den Pelion auf den Ossa türmen zu müssen. Sie haben keine geistigen Väter, denen sie zunächst einfach glauben könnten! Diese Knaben müßten Menschen sehen, um glauben zu können. Aber alle geistigen Menschen hat der Krieg geistig verbraucht, indem er sie zur Partei erniedrigt hat. Europa hat heut keine glaubwürdigen Menschen! Den Knaben, den Empörern, den Böllnern und Sündern von heut, kann aber nichts Subjektives und nichts Objektives von vor dem Kriege imponieren oder helfen. Sie lechzen nach der einzigen Instanz, vor der objektiv und subjektiv beides dahinsfällt: dem glaubwürdigen Menschen. Was sollen da Ideale oder Organisationen?

Nur Außerordentliches kann helfen, nur jene Glaubwürdigkeit, durch die in den Alltag hinein wieder Wunder getan werden.

An alle Protestanten und idealisierenden Katholiken ergeht heute die Entscheidung, ob sie „die Neuzeit“ mit ihrem graeco-nationalen Idealismus pflegen wollen oder das Christentum. Neuzeit und Idealismus sind tot. Man kann nicht gottselig und zugleich geistreich im Sinne der Universitätswissenschaft sein. Vor allem aber: können dir die Knaben glauben? Wer nur den Fächern der Universität dient, der verlangsamt vielleicht ihren Einsturz, aber er hilft noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Denn dies Leben darf durch keinen europäischen Begriff etikettiert sein. Abgestorbene Namen töten neues Leben. Und so wirkt heute der griechische Idealismus.

An alle Katholiken und organisierenden Protestanten ergeht heut die Entscheidung, ob sie das Mittelalter und seine römisch-juristische Gesetzmäßigkeit pflegen wollen oder das Christentum. Mittelalter und römisches Recht sind tot. Man kann nicht gottselig und Jurist sein im Sinne der positiven Jurisprudenz. Vor allem aber, können dir die Knaben glauben? — Wer nur den Bestimmungen des

Generalvikariats dient, der verlangsamt vielleicht den Einsturz der Organisation; aber wenn er Parteien, Vereine Institutionen großzieht, hilft er noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Abgestorbene Formen töten neues Leben. Und so wirkt heute das römische Recht.

Werden die Protestanten aber die Kraft ausbringen, zwischen Wissenschaft, fröhlicher Wissenschaft und der zum Tode verurteilten neuzeitlichen Wissenschaft zu scheiden? Werden die Katholiken die Kraft haben, zwischen der Kirche, der ewigen Kirche, und der zum Tode verurteilten bloß mittelalterlichen Kirchenzeitlichkeit der Bürokratie zu scheiden? Werden beide ihr griechisch-römisches Heidentum willig aufopfern für die Erneuerung des Lebens, damit die Knaben ihnen glauben können? Mit der Gewalt der Schwerkraft wird noch einmal alles Mattherzige, Unentschlossene, Schwankende in der Angst des Schiffbruchs sich an das Sichtbare allein klammern. In die Arme werfen wird es sich den Institutionen und den alten Idealen. Denn das Unsichtbare ist ihnen — eben unsichtbar und schon deshalb ein Urgernis und eine Torheit. Agorageist und Tempelgeist sind ewig gleich.

Schon strömen die Studentenverbindungen, die Parteien, Vereine, Hochschulen über von verzweifelnden Feldgrauen, die sich an irgend ein Lebenssystem klammern. Laßt euch von diesen Massen, die noch einmal die alten Weisen anstimmen, nicht darüber täuschen, daß sie bloße sich schleppen lassende Massen sind! Sie können den Sinn der Ideale und Institutionen nicht mehr auferwecken. Solch Sinn flieht nur aus dem Unsichtbaren, nicht in der Masse, sondern in des einzelnen Gläubigen Brust. Ein intellektueller Spartakist muß mehr zu denken geben, als tausend Spießbüchse. Denn er mahnt uns an den Fluch, den wir so gern recht schnell alle vergessen möchten, wir Idealisten

und Organisatoren aller Richtungen, dem aber alle benannten Persönlichkeiten der Kriegszeit unterworfen bleiben: daß sie ihre Glaubwürdigkeit verloren haben vor dem neuen Geschlecht. Um die Glaubwürdigkeit gilt es heut zu ringen, um das Reich Gottes nackt und bloß. Glaube, Liebe und Hoffnung sind weder Institutionen noch Ideale; sondern sie sind die ewigen Himmelkräfte, die zur Herrschaft über beide berufen sind, die aber seit hundert Jahren in einem immer engeren Winkel der europäischen Kultur als „Religion“ inventarisiert worden waren. Fahr hin, du Kulturbruchteil, das die Neuzeit Religion etikettiert hat, wenn doch die Wahrheit auferstehen will! Das Unsichtbare wird die Welt erneuern. Das Unsichtbare wird in der Windrose menschlicher Bestrebungen, gegen die Wetterfahne des menschlichen Geistes, die Herzen wieder unbeirrt schlagen lassen.

Bis diese Kräfte groß genug sind, die erstarrten Niesenorganisationen von innen heraus zu erneuern, mag mehr als ein Jahrhundert vergehen. Aber die Gnade Gottes wiederholt nicht ihr zeitliches Gesetz. Der Weltkrieg in seinen kurzen, unendlich langen fünfzehnhalb Jahren ist in Spenglers Tafel nicht vorgemerkt. Er und die anschließende Revolution zeigen eine solche Energie der Abrechnung mit dem Jahrhundert der Zivilisation, d. h. des Unglaubens, wie keine Vergangenheit sie je besessen hat. Es verschlüge der christlichen Wahrheit nichts, wenn sie bis auf das von Spengler berechnete Jahr 2200 warten müßte zu ihrem Wiederanstieg. Aber die Seele lebt von der reinen Gegenwart, und wenn sie heut getrost ihre tausendjährige Vergangenheit hinter sich läßt, so verzichtet sie damit zugleich auf die astrologische Vorherbestimmung des Werdens aus dem Sein. Die Zukunft, wie sie Spenglers Wissenschaft skizziert, ist nur das Gespenst der Vergangenheit, in die Zukunft hineingeworfen. Es gibt

aber Seelenkräfte, die beides, Vergangenheit und Zukunft, überwinden im Wunder — des Augenblicks. Gegen die Geisteshaltung, die am Tage nach dem neunten November gleich nach Aufbau schreit, die überall nur die Schuld von dem oder jenem Zufallsmenschen wittert und von einem „unglücklichen Zufall“ auf den nächsten „glücklichen Zufall“ blind spekuliert, gegen die ist die Majestät des Spenglerschen Todesgesetzes eine erhabene und befreiende Tat. Er zeigt, was es kostet, eine Welt zu erschaffen, zu erhalten und zu vernichten. So hat er tausendmal recht gegen das ungläubige „Vielleicht, Vielleicht auch nicht“ der Generation der Quantitätspolitiker auf allen Gebieten des Lebens. Aber daß es eine Freiheit gibt, die hier und heute alle Geschichtsgesetze über den Haufen zu werfen vermag durch Tod und Auferstehung dieser Stunde, das ist ihm verborgen wie allen Geistreichen. Nicht zugunsten jenes blinden Ungefähr chaotischen Wissens vor dem Gesetz, sondern zugunsten der Freiheit nach dem Gesetz widerspreche ich Spengler.

Betrachte ich die heutige Schriftgelehrsamkeit, so begreife ich ganz Spenglers Empfinden. Er mag sich wie der goethesche Adlersjüngling fühlen, der die Fittiche nach Raub aushebt und zur Tagesklugheit sagt: O Weisheit, du redest wie eine Taube! Jesus hat solche Lehren wie die Spenglerschen angesichts des Zusammenbruchs des Lebens vorher verkündigt: „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.“ Das sagt er ausdrücklich von denen, die der eigenen Geistreichigkeit eine in sich zerfallende Welt zum Raub vorwerfen. (Mathäus 24, 24—28.) Die irdische Taube ist freilich dem Reiz nicht gewachsen, der von der Kühnheit solches Adlerfluges ausgeht. Aber wir wissen von einer Taube, die höher schwebt als die Adler. Denn sie gehört so wenig dem Alltag wie dem Genietag des irdischen Geistes, sondern aus dem Unsichtbaren her-

niederfliegend, überwindet die Taube des göttlichen Geistes nicht nur das satte Behagen, sondern auch die Überhebung und Selbstzerstörung der menschlichen Vernunft.

Der Adler, der alles sub specie voluntatis, d. h. der Lebenskraft ansieht, erhebt sich über die Niederungen der Philistermoral und ihr konventionelles Gut und Böse. Trotzdem merkt er selber an, daß, wo einer Welt diese Kraft zur Unterscheidung abhanden komme, diese Welt dem Tode geweiht sei, und schreibt „den Untergang des Abendlandes“.

Aber die eigene Erhabenheit solch eines Nietzsche'schen Willensmenschen und der Untergang des Abendlandes sind nur zwei Seiten der selben Sache, mag auch der Übermensch hier, die niedere Masse dort unversöhnlich gegeneinander stehen. Die Masse zwitschert nur vom „lieben“ Gott, von seiner Güte; die heldische Vernunft läßt von Gott nur den Willen übrig; Gott und Gottes Wille sei heutzutage identisch, sagt wörtlich der Aristokrat Spengler. Aber etwas dem Massenbehagen wie der Einzelkraft Unfaßbares verkündet die Taube, nämlich, daß Gott die Wahrheit ist, daß er der sein wird, der er sein wird.

Dem es gibt nicht nur das irdisch-gesellschaftliche Gut und Böse, nicht nur das heroisch-dionysische Mächtig und Schwach, Hoch und Niedrig; sondern die Taube überfliegt die Stärke und Höhe und Macht, daß die zu hohen Berge der Übermenschen einfallen und zu Tälern werden, und die saubern Schachbretter des gesellschaftlichen Rechts und Unrechts überflutet werden, beide vor der Majestät des Oben, das gegen das Unten gesetzt ist. Die Massen scheiden gut und böse, der einzelne unterscheidet mächtig und ohnmächtig; aber Gott schied das Licht von der Finsternis und den Himmel oben gegen die Erde unten. Und wo die einzelnen wie die Masse des Oben und Unten,

vergessen, stürzt er ihre Throne, Kanzeln, Katheder, Rednerpulte und Bühnen um; ihm ist beides dann ein gleicher Greuel: Gut und Böse der Philister, und Stark und Schwach der Helden. Vor dem Oben der Wahrheit werden die „Gestalt“ und „die Wirklichkeit“ des Spenglerschen Werkes plötzlich und unerwartet auf die selbe Stufe erniedrigt, auf der die Stoffkrämer der Motive, der Kausalität, des Zufalls und des Glücks hocken. Sie gehören beide als auseinandergeborstene Hälften in die gottverlassene Welt von 1870—1917. In diesem Zeitalter hatte Gott sich allerdings aus der Welt zurückgezogen. Nietzsche hat das Geheimnis verraten: Gott war tot.

Bismarck mit seinen moralistisch gedachten 75 Mark Jahresrente für die guten, braven und gehorsamen Arbeiter und Nietzsche mit seinen Dithyramben auf die Freien und Starken, sie sind nicht nur untergegangen. Aktiv haben beide am Selbstmord Europas mitgewirkt. Die bürgerlich-moralische Austeilung der Orden und Strafen durch den fertigen und darum hoffnungslosen Abgott Staat und die Freiheit der schönheitsdurstigen und darum lieblosen Renaissancenaturen, Selbstvergötterer und Helden sind beide an sich ohne innere Wahrheit. Diese erfleht erst von oben, aus dem Licht der Offenbarung, aus dem täglich erst gut und böse, stark und schwach auf Erden neu bestimmt werden. Staatsvergötterer und Selbstvergötterer haben beide vergessen, daß Gott Welt und Mensch täglich neu schafft, und Staat und Selbst ihm lauschen müssen. Sie sind ihm aus seiner Vaterhand herausgebrochen. Sie haben seine Geduld erschöpft. Um deswillen verwesen heut beide, Göze Staat und Göze Individuum; und düngen mit ihren Reichnamen das Land, damit aus dem Selbstmord Europas die Welt neu geschaffen werden könne, geschieden in oben und unten, in Himmel und Erde.

Wir dürfen nicht den Selbstmord für ein Ende nehmen. Denn es steht nicht in unserer Macht, ein Ende zu machen. Der Tod dient dem Leben. Und deshalb gebührt dem, was Spengler den Untergang des Abendlandes betiteln mußte, ein anderer Name, ein Name von jenseits der Gräber:

Die Auferstehung der Wahrheit.

VI. Die Krise der Universität.

Wie alle Institute, die zum Aufbau unserer zentral-europäischen Kultur gehören: Staat, Nationalkirche, Heer, Parlament, Unternehmen, so wankt heute auch der Bau der deutschen Universitäten im Sturm der Zerstörung. Hatte die katholische Universität ihre Hochblüte etwa 1275, so erreichte die protestantische ihre Vollreife unter Kants Einfluß gleich nach 1800. Von dem damals über sie ausgegossenen Glanz zehrt sie noch heute. Gerade so nun wie die Träger der anderen Kulturinstitute sind auch die Träger der Universität in eine gedämpfte Bewegung geraten, weil die von ihnen zu Versorgenden, die Studenten, ihnen geistig die Gefolgschaft aufkündigen. Wie dem Beamten angst wird vor dem „Untertan“, dem Landesherren vor seinen „Bauern“, wie der Unternehmer den Arbeiter, der Abgeordnete seine Wähler nicht mehr hinter sich hat, um vom Verhältnis zwischen Offizier und Mann zu schweigen, so ahnt die Behrerschaft, daß ihr die Schüler nicht mehr glauben. Was tut sie also? Sie tut wie alle, die sich fürchten: sie schaut nicht auf die Wunde, sondern beschäftigt sich mit „Reformen“. Wie die Juristen in Weimar ahnungslos das Vaterland durch Proporz und Verfassungsreform retten, obschon weder Vaterland noch Parlament mehr lebendig sind, wie die evangelischen Pfarrer sich auf die Trennung von Staat und Kirche stützen, während nur noch alte Weiblein in dieser Kirche sitzen, wie die Großindustrie „sozialisiert“ wird, während

ihr auf Export gegründetes Dasein längst dem Untergang geweiht ist und die Jugend aus den Großstädten herausstrebt, so „reformiert“ sich die Universität heute krampfhaft, obschon sie keine Studenten mehr hat.

Sie hat keine Studenten mehr: d. h. die aus dem Krieg heimgekehrte Jugend ist unwiderruflich herausgebrochen aus dem Zauberbann, den die idealistische Hochschule seit 1800 auf sie ausgeübt hat. Sie besucht die Universität, um rücksichtslos auf dem schnellsten Wege zu Brot zu kommen. Das Gros jagt in wahrhaft erbarmenswerter Angst dem „Beruf“ nach. War das auch schon vor dem Kriege so, jetzt hat sich dieser Mißbrauch des herrlichen Wortes Beruf potenziert. Die wenigen aber, von denen die Seele jeder Einrichtung lebt, hoffen nicht — wie vor dem Kriege —, durch die Kathederweisheit während der Studentenzzeit einen andern Menschen anzuziehen, sondern heute ist es diesen wenigen Zufall, daß sie die Jahre ihrer geistigen Wiedergeburt zu Füßen des Katheders verbringen. Nicht aus dem Born der Universitätswissenschaft quillt der erquickende Tau auf diese durstigen Seelen. In offener Feindschaft vielmehr erwehren sich diese des wissenschaftlichen Materialismus, den die Fakultäten heute insgesamt produzieren. Die besten Studenten aber sind zu Fackelträgern geworden, die den erschrockenen — Furcht ist ihr Hauptkennzeichen — Professoren vom neuen Nachkriegsgeist ein unbegreifliches Licht aufsteden.

Die Universität selbst „beschäftigt sich“ also, wie gesagt, mit „Reformen“, da sie dumpf fühlt, daß etwas geschehen muß. Am meisten diskutiert wird dabei die Reform des Privatdozententums. Der Kern der Universitätslehrfreiheit ist ja bisher die Art, wie sich der Lehrkörper jedem jungen Gelehrten zu einer Lehrtätigkeit auf eigene Gefahr, zur Habilitation als „privatim docens“, öffnet. Jeder kann kommen, der gewillt ist, zu lehren

und zu forschen, jedem öffnen sich Katheder und Bibliothek. Dieses Institut ist heute krank, denn es ist auf Gebiete übertragen worden, auf die es nicht paßt: auf die Naturwissenschaften und auf die vielen Spezialfächer, für die es überhaupt keinen andern Lehrenden, keinen „berufenen“ Professor neben dem bloß „habilitierten“ Doktor gibt. Weder in den Naturwissenschaften noch in den Spezialfächern kann heute die Universität ihre Studenten ohne Hilfe und Mitarbeit der Privatdozenten versorgen. Hier gewährt sie also nicht bloß Spielraum für das Training des jungen Doktors, sondern sie spannt ihn bereits ins Joch vollausgenutzter Mitarbeit. Er wird aus einem Minister ohne Portefeuille zum mitproduzierenden Gesellen unterhalb des Meisters und — teilt oft, sehr oft das Los des Handwerkergejellen, zeitlebens Geselle bleiben zu müssen.

Diese Art von Privatdozenten verlangen mit Recht eine wirtschaftliche und verfassungsmäßige Sicherstellung ihres bisher hoffnungslosen Daseins. Denn hoffnungslos ist ein männliches Dasein, dem nicht von außen ein Siegel aufgeprägt wird der Rezeption, der Aufnahme in die Gilde oder Zunft. Der Mensch braucht diese Beruhigung seines bloß individuellen Strebens durch eine ihm zugewandte „Entsprechung“ des Kreises, dem er sich zugewandt hat. Diese ist aber immer erst mit der Einräumung wirtschaftlichen Anteils am Brotbeutel, an der Kasse dieses Kreises ausgesprochen. Kein Titel, kein Rang als „Professor“ kann diese moralische Seite der Gehaltszahlung ersetzen. Denn erst wer mit bei Tisch ist, zählt als volles Mitglied einer jeden Hausgemeinschaft. Der Kampf um das „Existenzminimum“ des Privatdozenten ist also für diese neue Art des Privatdozenten tief begründet. Die alte Art des Privatdozenten wird dafür durch ihn tödlich bedroht. Denn an jedem Tisch ist nur für eine begrenzte Zahl gedeckt. Entlohnung des Privatdozenten

in irgendwelcher Form (Stipendium, Vergütung, Existenzminimum: man hat nämlich tausend Namen gesucht, um sich über diese Konsequenz hinwegzutäuschen) bedeutet immer das Ende der unbegrenzten Habilitationsfreiheit, bedeutet den numerus clausus für die Privatdozenten und damit die Verbeamtung ihrer Bage. Jedem Privatdozenten das Recht auf Gehalt zusprechen wird heute ein wahres Kettenstehen hungriger Akademiker bewirken; es ihm verweigern, bedeutet eine schreiende Ungerechtigkeit gegen den naturwissenschaftlichen und den spezialistischen, überhaupt gegen jeden bereits jetzt zur Mitarbeit „ausgenutzten“ Privatdozenten.

Der preussische Referent für Universitätswesen, Professor Becker, hat daher in einem sehr diplomatischen Vortrag vorgeschlagen, man solle doch dem Staat Einfluß auf die Habilitation einräumen; denn dann könne dieser auch fiskalisch etwas für den jungen Mann jeweils tun. In der Dozentschaft selbst redet man aneinander vorbei, da die beiden Arten Privatdozent nicht nur selbst entgegengesetzte Interessen haben, sondern ihrerseits nur Symptome eines klaffenden Risses in der angeblichen Einheit der Universität sind. Hier liegt der Kern des Leidens, an dem alles geplissentlicht vorbeischiebt! Man will einen Körper einheitlich reformieren oder einheitlich konservieren, der keine Einheit mehr hat. Keiner der Reformfreunde oder -gegner umfaßt heute mit seiner Liebe die ganze Universität, weil keiner sie heute mehr als Ganzes umfassen kann. Die idealistische Universität von 1810 mit ihren Fakultäten und die heutige spezialistische leben nur noch äußerlich unter einem Dach. Es geht ein ähnlich endgültiger Riß durch sie hindurch, wie ihn neuerdings Staftan für die evangelische Landeskirche dargetan hat.

Ein überlegener Geist wie Harnack hat darauf in einem von Altersweisheit gefättigten Aufsatz hingewiesen,

der sich mit einem weiteren Reformproblem, dem Schicksal der theologischen Fakultäten, beschäftigt. Er kommt zu dem paradoxen Ergebnis, daß die theologische Fakultät vielleicht auch heute noch die fruchtbarste und lebenspendendste für das Gesamtleben der Universität sei. Er hat recht damit. Ohne die theologischen Einflüsse wäre das geistige Quodlibet einer modernen Universität längst als Hüllentonzert offenbar. Aber wohl mag die Erhaltung der Theologenfakultäten, wenn sie gelingt — und sie wird gelingen —, nochmals auf zwei oder drei Generationen über den Zerbruch der Universitas litterarum hinwegtäuschen.

Soweit dieser erwärmende und dem Rationalismus imponierende Abglanz des christlichen Glaubens, aus einer theologischen Fakultät — sie sei nun evangelisch oder katholisch — in einzelnen Trägern jeweils hervorbricht, legt er allerdings noch einen menschlichen Meiß um die übrigen Fakultäten. Mancherorts wurde während der Revolution ein Theologe gerade deshalb außer der Reihe Rektor, aber die innere Unverträglichkeit der Fakultäten ist eben doch am Tage. Der Schematismus der Geisteswissenschaften, ihr statistisch-klassifizierendes Gebaren, erregt mit Recht das immer wachsende Unbehagen der Naturwissenschaftler. Wissenschaft flieht aus dem Glauben ans Wissen, daran, daß wir wissen können und sollen. Diesen naiven, handfesten Stöhlerglauben wenigstens hat der Naturwissenschaftler, und das ist heute seine Überlegenheit gegen den Vertreter der Geisteswissenschaft. Denn dieser hat dem Stöhlerglauben nur ein müdes „Vielleicht“, nur tausend Einzelhypothesen entgegenzuhalten, kein gewaltiges Unifono vom Beweise des Geistes aus der Kraft. Denn unsere Geisteswissenschaften allesamt sind heute verstofflicht, mögen sie die Etikette irgend eines -ismus noch so schamhaft vor sich her tragen. Ein „-ismus“ soll der einzelnen

„Logie“ Richtung geben. Der =ismus ist der Zeitgeist, die Mode einer jeden „=Logie“. Weil es nur noch =Logieen gibt und nur noch =ismen, deshalb gibt es nur noch irdische, directionslos gewordene Einzelwissenschaft mit hilflos ausgesteckten Fühlfäden in das Meer des Stoffs. Die Philosophie ist userlos; die Geschichte wahllos. Am kränksten ist die Jurisprudenz. Denn sie ist haltlos. Ohne Kaiser und Staat und ohne Corpus juris ist sie haltlose, verkäufliche Technik geworden. Die Naturwissenschaft nimmt alle Erscheinungen als Funktionen und Phänomene der „Materie“. Das Gegengewicht könnte ihr darum nur eine Wissenschaft bieten, die alle Phänomene des Geisteslebens mindestens symbolisch und als Ausdrucksform nimmt. Statt dessen sieht sie, wie der Jurist, der Philologe, der Nationalökonom die Erscheinungen „zerkennt“, und so wird der Graben zwischen diesen beiden Hälften: dem abergläubigen, aber doch immerhin gläubigen Naturwissenschaftler, der in Bildern denkt, auch wenn er nicht weiß, daß er es tut, und dem ungläubigen Geisteswissenschaftler, der in Begriffe zerlegt, immer tiefer. Wir wissen den Fall, daß ein Anatom und ein Ethnologe im selben Semester „Anthropologie“ lasen, ohne auf den Gedanken zu kommen, miteinander zu reden; beide waren auf Befragen über diese Anregung betroffen und fest überzeugt, voneinander nicht das geringste lernen zu können! Denn der Inhalt ihrer Vorlesungen berührte sich ja gar nicht! So entwertet ist die Sprache durch die Zweiteilung bereits, daß derselbe Name Unversöhnliches, Unverbundenes ausdrückt. Und doch trieb den Anatom in Wahrheit ein eminent universales Problem: er behandelte in seinem Kolleg ausschließlich die Vererbungslehre! Der Fall gewährt eine unerschöpfliche Ausbeute für die Erhellung der heutigen Lage der Universitas litterarum. Sie ist buchstäblich zu einer bloßen diversitas herabgesunken.

Symptom dessen ist die Erkrankung der äußeren Lehrmethode: des sogenannten Kollegs, der Vorlesung. Ich sehe vom Diktat und dem Raffhunger des heftschmierenden Studenten ganz ab. Der gute Dozent gibt ein buchähnliches System im Gerippe, das er mündlich erläutert. Das war gut, solange man an das Buch glaubte und über ein Buch las (daher ja Vorlesung). Heute ist mit dem Zerfall des Buchglaubens das Einsperren des lebendigen Wortes in Paragraphenkästchen sinnlos geworden. Denn gerade das Beste ist damit dem Worte geraubt und den Begriffen überwiesen: die Funktion der Fortführung des Gedankens. Das heutige Pflichtkolleg verhüllt vor dem Schüler eifrig die innere Bewegung, die den Dozenten zum Weiterdenken treibt. Es ist — vierhundert Jahre nach Erfindung des Druckes — darum noch immer Übermittlung des Buches, mag es nun mehr oder minder glänzend mündlich glossiert werden. Daher nützt es auch nichts, daß der oder jener Dozent innerlich begeistert, gläubig, fromm, kirchlich sein mag. Auch er ist als Dozent durch die Uniform der Vorlesung zu einem ungläubigen, schriftgelehrten Dozieren gezwungen. Daher ja Katholik, Protestant oder Jude als Dozenten sich nicht unterscheiden. Der Etikette ihrer „Konfession“ entspricht keine geistgestaltende Eigenart mehr. Im Kern sind alle gleich stumpfsinnig gelehrt. Notwendig ist der Aufbau einer vierstündigen Vorlesung buchgeleimt statt geistgestaltet. Dagegen kann kein Seminar helfen. Helfen kann nur, wenn der Dozent aufhörte, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, wenn er die Uniform des Pflichtkollegs ablegte und den Studenten laut vorrächte, wie wir Menschen allein dürfen, nämlich sprechend, antwortend, sich verantwortend im Gespräch. Der Motor des Kollegs darf nicht zu Hause in Gestalt einer vorgefakten Buchform das Kolleg von Stunde zu Stunde antreiben. Der Motor des Kollegs muß im Hörsaal

selbst in den Herzen der Versammelten knistern. Dazu müssen diese Versammelten freilich eine gemeinsame Basis suchen oder finden. Dazu genügt kein Stundenplan. Dazu, o, gefährlich viel gehört dazu! . . .

Man braucht nur die heutige Dozentenschaft zu betrachten, um zu wissen, daß sie solche brutale Zerstörung ihrer Kolleghestunternehmung durch eine völlig unerhörte Betriebsform bis aufs äußerste hintanhaltend und zu bekämpfen wissen wird. Der Proletstudent wird desgleichen tun; denn er will technische Griffe erlernen. Beide zusammen also werden dafür sorgen, daß die Universität eine Fachschule — verbunden mit spezialistischem Maritänenkabinett — bleibt. Sie ist das jetzt schon. Gewisse Verbesserungen im Lehrbetrieb lassen sich noch anbringen. Aber das Geheimnis der Universität, die Einheit der Dozentenschaft in einem Geiste, ist dahin. Gerade die besten Dozenten sind heut krasse „Individualitäten“, die sich selbst, aber nicht eine überindividuelle geistige Person verkörpern. Die mittelmäßigen Dozenten haben die Kollegialität unter sich, die jede Fachschule entwickelt, eine äußerliche Konvention, die in dem Sake gipfelt: Eine Krähe haßt der andern die Augen nicht aus. Aber nicht zwei Dozenten haben den selben Geist, so daß jedem nur übrig bleibt, mit Kreide wie weiland Luther das eigene Botsungswort vor sich hinzuschreiben, um in dem geistigen Herensabbat standzuhalten.

Um so eifriger wird die Universität die Maske der Einheitlichkeit vor dem Gesicht behalten. Sie wird z. B. nicht den Mut haben, die Privatdozenten der verschiedenen Fakultäten verschieden zu behandeln, obwohl das sachlich der einzige Ausweg ist. Denn dieser Mut der „Libertas in dubiis“ flieht immer nur aus der „Unitas in necessariis“. Heute sind die Namen und der Stand ja fast die letzten Einheitsmomente; damit sind sie necessaria geworden,

an deren Einheit niemand rütteln möchte, weil dahinter das Nichts gähnt statt der tragenden Caritas in omnibus. Die innere Einheit und Gemeinschaft der Dozenten ist das, was fehlt; ist das, was wiederkommen muß. Dazu genügt aber nicht eine sogenannte einheitliche Weltanschauung, dazu bedarf es einer tiefen Erschütterung durch einerlei Glauben. Wenn nicht der Geist wie ein Blik die selbständigen Geister enteignet und sich unterwirft, so daß sie aus einem Geist zeugen, wie sollen da alle zusammenwirken wie ein Mann? — Wer es unternimmt, starken Glaubens an die Gotteskraft der Vernunft und ihre Aufgabe der Verherrlichung Gottes, die lebendige Wahrheit ohne allzu reiche Verzweigung wissenschaftlich einfach wieder zu verfassen, der muß mit gleicher Liebe allen Weisen und Wegen des Geistes vertrauen, der muß den Mut haben, die Spezialissima allesamt erst einmal untergehen zu lassen, diemeil sie heute sinulos geworden sind, und muß einen neuen Grundstein legen, nicht der Universitas litterarum — denn das Jahrtausend der Schriftlichkeit des Wissens ist unwiderruflich dahin, — sondern der einheitlichen Anschauung der Geisteswelt, des Makrokosmos, wie die Heiden sagen. Man wird aber nicht von der Universität verlangen dürfen, daß sie anderes tue, als eifersüchtig ihre Spezifikation zu konservieren. Es wäre unbillig, von ihr jene neue Frucht zu verlangen, die aus ganz anderen Grundkräften erwachsen soll. Die Griechen haben auch nur Athen und Alexandria erzeugt. Begnügen wir uns also mit dem Paris von 1250, dem Jena von 1800. Die Universitäten werden fossile Horte der Reaktion werden, soweit sie nicht schon jetzt die Vergeudung ihres Ansehens durch die rabies professorum während des Krieges zu büßen haben werden.

Das neue Wissen aber wird christliche Anschauung sein oder es wird nicht sein. Das natürliche Wissen ist

ein „Gesehenhaben“ mit natürlichen Augen; die Wissenschaft der Schule — mag sie christliche oder weltliche Inhalte haben — ist dem gegenüber ein „Gelesenhaben“. Die dritte Stufe der Wissenschaft kann weder aus den natürlichen Augenblicken einzelner Menschen noch aus den scholastischen Bemerkungen zu Büchern entstehen. Sie wird sich organisch entfalten aus der Schau, mit der der lebendige Christus alles anschaut. Welches Perfektum aber entspricht dieser Anschauung? Es ist das Perfektum des leidenden und schöpferischen Menschen, der da sprechen darf: „Es ist vollbracht!“ Über das Gesehenhaben des leiblichen Auges, über das Gelesenhaben der gelehrten Brille steigt herauf das Erlebthaben des inneren Gesichts. Nicht zum Mikrokosmos ist die Menschheit bestimmt. Mikrokosmisch ist ihr bisheriges Wissen. Sie ist zum „Großen Menschen“ zum Corpus Christi berufen. Als ein Leib, ein Mensch erwirbt sie ihr Wissen, weil sie als ein Wesen ihr Leben erlebt. Ihr Geist überreicht die Zeit.

An zwei äußeren Ereignissen wird das Neue sichtbar werden: einmal an der Verschmelzung der Universität mit der Technischen Hochschule. Die Technische Hochschule, die Gestaltungswissenschaft treibt (Heidebrock), ist ein heilsames Vorbild für die im gestaltlosen Wort verharrende Universität. Durch ihren Zutritt bekäme die Medizin einen mächtigen Verbündeten. Zu Zweit werden Ärzte und Ingenieure den heilenden, verwirklichenden, gestaltenden Charakter alles Wissens so eindrucksvoll verkörpern, daß die Reform der andern Zweige beschleunigt verlaufen wird. Vieles wird dann selbstverständlich werden.

Das zweite ist der Zerfall der juristischen Fakultät. Der größte Beitrag hierzu wird den akademisch gebildeten Richtern verdankt, die sich wie Automaten von einer revolutionären Regierung zu Hochverratsprozessen haben miß-

brauchen lassen. Die Abhängigkeit vom Kaiserlichen Gesetzbuch ließ dem gelehrten Juristen bisher noch einen Abglanz des mittelalterlichen Universalismus. Obgleich nicht aus der eigenen Brust, so schien er doch noch immer aus einer über die gewöhnliche Sterblichkeit erhöhten Rechtsquelle zu schöpfen. Heut aber heeifert sich der bayerische oder preussische Richter, aus der Gedankenwelt von Arbeitern und Bauern heraus zu richten. Damit wird er zu ihrem Schuhpuzer. Natürlich mußten die Münchener Spartaci verurteilt werden, aber entweder durch Soldaten oder durch Volksrichter; nimmermehr durften sich gelehrte Juristen so auspumpen lassen. Unbegreiflich, daß sich kein Warner im Juristenstand dagegen erhebt. Aber hat sich denn einer seit dem Verfassungsbruch von 1890 („ich werde mein eigener Kanzler sein“) erhoben? Hat ein einziger Staatsrechtslehrer während des Kriegs gewarnt? Hat ein einziger die Fürstendecadence gegeißelt, die unhaltbare Verblödung des hohen Adels durch seine Inzucht?

Dieser letzte Umstand redet vielleicht am lautesten von der Unfähigkeit des Juristen, aus seinen Papieren heraus zurückzufinden in die gestaltersehrende Welt. Denn die Entartung des Fürstenstandes war täglich zu spüren, nahm täglich zu: Gutachten über Modeste v. Unruh, d. h. technische Fabrikware, waren die Leistungen des Juristen dazu. Der Jurist muß den Ingenieur zu verachten trachten. Denn seit er den Gott im eigenen Busen getötet hat und nur zum Geist zweiten Ranges geworden ist, zum Techniker — behauptet er nur noch kraft dieser Verachtung seine Überlegenheit über den, der sich unbefangenen selbst Techniker nennt. Die Jurisprudenz hatte Schöpfermacht im Mittelalter. Heut ist sie ein leeres, unzusammenhängendes Gehäuse geworden. Sie spürt es selbst; sie kämpft um ihren Bestand, indem sie mindestens die Ein-

artigkeit des Rechts wieder herstellen möchte, sie spürt, daß ihr Verfall auf die Spaltung in öffentliches und privates Recht zurückgeht. Doch wird das noch nicht die Einfachheit hervorbringen, ohne die heut keine Erneuerung gelingen kann.

Eines Tages wird von außen her die Volkswissenschaft soweit sein, um die Reste der Jurisprudenz, um die Geschichte, Wirtschafts- Sprach- und Kunstlehre in sich aufzunehmen. Volkswissenschaft ist Heilkunde am Volk, wie die Medizin Heilkunde am Körper des einzelnen. Volkswissenschaft heilt und gestaltet den Geist, denn er ist das Organ des Volks. Im Heilen hat sie ihr Maß, im menschlichen Volk den lebendigen Leib für ihre Lehre, da wo jetzt die „Geisteswissenschaften“ weder Sinn noch Ziel dem zügellosen Denken setzen. Diese Volkswissenschaft wird zwischen der Seelenwissenschaft der Theologie und den leiblichen Gestaltungswissenschaften den Abgrund ausfüllen, in den heut Dogmatismus und Historismus der Geisteswissenschaften unaufhaltsam versinken.

VII. Ehrlos — Heimatlos.

1. Die geistige Volksordnung. 2. Die Vernichtung der Ehre. 3. Die Gewalt der Zeitrechnung. 4. Der Heimfall der Heimat.

(Geschrieben nach dem Friedensschluß von Versailles.)

Der Generalquartiermeister des deutschen Heeres, dessen Feder die ehernen Berichte des August 1914 abgefaßt hat, der spätere Kriegsminister v. Stein, hat seine Erinnerungen veröffentlicht. Er ist der menschlichsten Soldaten einer unter der hohen Generalität, und so beginnt er sein Buch mit dem reinen Klange eines menschlichen Hauptstücks: Heimatlos. Er schildert, wie er durch den Kriegsausbruch seines Hauses an der Grenze verlustig geht und wie er seitdem ein Heim nach dem andern aufschlagen und wieder räumen muß. Das Buch schließt aber mit einem zornigen Anruf an die politisch unfähigen Deutschen und mit dem Zitat, mit dem heut alle nationalen Zornesausbrüche enden: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Heimatlos — Ehrlos: So ist die trostlose Reihenfolge des Militärs. Am 28. Juni 1919 endet der Zusammenhang seines Daseins. Mag hier und da auch eine Verheißung der Rache, des Wiederaufstehens hintennach folgen, so kommt sie doch aus ungläubigem Herzen. Solche Verheißungen prägt heut nur der Verstand, der klug ist und sich ein Türchen offen lassen will. Das Herz ist gebrochen. Das Soldatenherz hat seine Heimat verloren, seinen Herrn und sein Heer; es hat hernach auch sein Vaterland verloren, als dies seine Ehre preisgab. Heimatlos — Ehrlos.

1. Die geistige Volksordnung.

Dem Zivilisten geht es politisch in allem umgekehrt wie dem Militär. Aus Gesindel werden von des Königs Werbem und Offizieren „Sold-aten“ zusammengeworben und mit eiserner Strenge zu Bataillonen formiert; erst hernach bildet sich in dieser Armee durch den Einfluß des Offizierskorps der „gute Geist“ der Truppe. Von oben, vom Haupt, dem Kapitän, rührt alle Ordnung. Erst kommt die Disziplin, hernach die Erziehung und die „vaterländische Aufklärung“. — Dem geistigen Führer im Volke ergeht es umgekehrt. Er muß Gesinnung und Glauben frei von unten her treiben und sprossen und Frucht tragen lassen. Und die letzte Frucht ist die ausdrückliche Anerkennung seiner Führerschaft durch das Volk; zuletzt fällt ihm das Befehlsrecht zu, mit dem der Offizier beginnt.

Der Soldat erduldet erst das Uhrwerk des immer gleichgestellten Dienstes und erfährt darnach tausend Ausnahmen „unter der Hand“. Erst ist das vom Kopf des Ganzen aufgestellte Dienstreglement und der Gehorsam, hinterher die außerdienstliche Gefälligkeit und Erlaubnis, der „Urlaub“. Wie das Haupt, so die Glieder. — Die geistige Ordnung setzt anfangs niemand über den andern. Alle sind frei in ihrer Willkür. Jeder trägt sein eigenes Uhrwerk in sich; in besonderem Takt schlägt es von jedem andern unterschieden. Der Geist ist frei; denn vom Herzen her wird er bestimmt. Erst hernach sehnt sich dies einzelne Herz über sich-selbst hinaus nach dem Rechten und der Regel; und erst auf dem Höhepunkt seiner Selbstüberwindung stellt es mit den andern Herzen in geistiger Vereinigung das Gesetz auf und nimmt über sich den Gehorsam zum Gesetzgeber, zum Führer. Wie die Glieder, so das Haupt.

Deshalb hat der Heerführer sein Gefolge, seine Beute zuerst auf dem Plage beisammen. Das Militär beginnt mit der Parade, der Heerschau, mit der Zusammenfassung von Kriegern an einem Ort, zu einer Stunde, unter einem Befehl, in gleichem Schritt und Tritt. Erst am Ende geht alles in die Quartiere auseinander, oder besser weil weniger verstreut, nur auf die Stuben der neben dem Exerzierplatz liegenden Kaserne.

Die Zusammenfassung, der Zusammenhalt, sichtbar, körperlich, leibhaftig, die Formgebung und Uniformierung ist das erste Ereignis, ist die Geburtsstunde des Militärs, zu deutsch ja der „Tausendschaft“. Früh morgens steht die Truppe versammelt.

Das zivile Volk lebt umgekehrt, ein jeder auf seinem Acker und Glöckchen. Auseinander stehen die Menschen der Arbeit, die waffenlosen, gebunden an ihre Heimat, an die Scholle, an die Werkstatt. Erst der Geist treibt sie zueinander, erst der Geist lehrt sie sich versammeln des Abends unter der Dorflinde. Der Aufruhr der Geister ist es, der zur Aussprache und zur Beratung führt. Der Aufruhr ist das bürgerliche Gegenstück der Parade, der Aufruhr, der heut meist gedankenlos mit dem Fremdwort „Strike“, „Streik“ bezeichnet wird. Noch heute tagt das englische Unterhaus abends und nachts bis zwei, drei Uhr. Die Künstlichkeit unseres Parlamentsbetriebs in einem militärischen Staate erhellt schon aus dem Sitzungsanfang früh um neun, also zu einer Zeit, wo Bismarck, unser einziger geistiger Führer, noch in tiefem Schlafe zu liegen pflegte.

Wo das Heer aufhört und der Krieg, des Abends in den Quartieren, da beginnt das friedliche Leben des Geistes und des Gedankenaustausches in den einzelnen Häusern des Volks.

Wo der Geist seinen Höhepunkt des Friedens und der Eintracht erreicht hat, da erzwingt er in der Versammlung des Volks die Überwindung der gestaltlosen Freiheit durch den Beschluß zur Abwehr gemeinsamer Not. Da, unter offenem Himmel, wo die Willkür der Freien zur Pflicht geädelt wird, schlägt die Geburtsstunde des Heers und seiner Zwangsverfassung. Krieg und Frieden, Heer und Haus, sind entgegengesetzten Wesens; denn dort wird begonnen und muß begonnen werden mit dem Zwang und dem Gehorsam, hier aber mit der Freiheit und der Willkür. Deshalb führt eines zum andern, bedarf des andern. Nur über die Reihenfolge kann Streit entstehen.

Die Reihenfolge war es ja auch gewesen, die uns eingangs bei der „Mentalität“ des Soldaten aufgefallen war. Der Militär, und das heißt heute bei uns zugleich der Nationale, endet mit dem Ehrlos, also mit dem Auseinanderlaufen des Heervolks. Kein Wunder; denn unser ganzes Staatsleben kannte nur den Takt vom Morgen hin zum Abend. Wie Kriegsminister von Stein mit dem Verlust des häuslichen Herdes sein Kriegsbuch beginnt und mit der Ehrlosigkeit endet, so hebt der preussische Staat an mit dem Befehl, der zur Wachtparade ruft, mit dem Gehorsam, und er bricht in dem Augenblick zusammen, wo der aufrührerische Ruf: Das Ganze Halt! ertönt. Dieser kriegerische Staat sog sein Volk hinein in sein Heer, sodas es zum Heervolk wurde. Wir hatten kein Volksheer, sondern ein Heervolk. Denn die Formen und Uniformen des Heeres standen als Matrizen ausgegossen bereit, bevor das Volk in sie hineingefüllt und hineingegossen wurde. So lebte dieser kriegerische Staat von morgens bis abends. Aus Morgen und Abend wurde sein Tag. Wie das Haupt, so sollten die Glieder sein. Ein kriegerischer Staat kann nicht anders leben.

Aber heut beginnt der Frieden. Der Geist des Friedens lebt seinen Tag vom Abend her. Aus Abend und Morgen

hat Gott den ersten Tag geschaffen. Aus dem Geist, der am Abend spricht: es werde, und des Morgens wird das Wort zur Tat. Unser Staat ist dahin. Unser Volk kann nur weiterleben als waffenloses Volk des Friedens. Es muß darum die Reihenfolge seiner Lebensäußerungen umkehren. Erst die Freiheit und die Willkür, dann der Gehorsam und das Recht; erst der Rat, dann der Befehl, erst die Zersplitterung, dann die Versammlung; der Aufruhr und der Streik stehen an der Wiege dieses Volks.

Das neue deutsche Kaiserreich war auf keinen Satz so stolz, als auf den seines geistigen Vaters Goethe: „im Anfang war die Tat“. Denn es war bei Königgrätz und bei Sedan gegründet worden. Es durfte sich morgendlicher Waffentaten rühmen.

Das neue deutsche Volk beginnt in der Dämmerung der hereinbrechenden Nacht seinen Weg. Es hat keine Taten vor sich. An dem waffenfrohen Tatenhunger, am Tatendurst ohne Geist — wie es der höchste Militär ausgedrückt hat: „an seinem unbewußten Streben nach der Weltherrschaft“ —, an seinem tumben, ahnungslosen Siegfriedtum also, ist sein Reich zu Grunde gegangen. Das einzige, was sein bloßes Tatsachenreich aus dem Reich des Werdens und Wachsens noch in sich hineingenommen hatte, war das Schlagwort vom „Ziel“. Zielbewußt, zielstrebig, zielsicher, zielklar, den Kriegszielen unverrückbar zusteuern, so lechzte der Soldat, die zivile Staatsleitung zu sehen.

Aber das Ziel ist ein Ergebnis des Reisens. Armeen lassen sich aus dem Boden stampfen, Ziele nicht. Der preußische Generalstab hat am 20. Oktober 1918 einen jungen „geistvollen“ Hauptmann beauftragt, eine „werbende Idee“ auszudenken, durch die das Volk Widerstand leisten könne durch den Winter! Eine Idee ausdenken! Nein, Ziele sind die reifen Früchte des Geisterkampfes am Abend und in der Nacht. Wie auf den katalanischen Feldern

die Geister der Erschlagenen nachts weiter kämpfen, als die Leiber dahin sind, so beginnt am Ende jedes Kriegs, jeder Schlacht, die Auflösung, das Auseinandertreten der Geister, die Zwietracht innerhalb der äußerlich errungenen Eintracht.

Ist der Feind besiegt, ist der Friede da, dann kann der Geist seine nächtliche Wechselrede beginnen, die auf der Freiheit und der Befreiung jedes einzelnen beruht. Am Ende dieser Wechselreden erwächst allmählich das Ziel.

Wie sollten wir also in einem militärischen Staate eine „zielbewußte“ politische Leitung haben? Das Ziel des Deutschlands von vor Sedan, die Reichsgründung, war mit Versailles 1871 erledigt. Innerhalb des preußisch-deutschen Reichs selbst fehlten die Quellenlagen, aus denen Ziele hervorgehen. Ziele lassen sich wie reife Früchte vom Baum pflücken unter einer Voraussetzung; unter der Voraussetzung, daß der Baum des Friedens und des Geistes im Garten des Volkes gepflanzt und gepflegt worden ist. Die Eiche tuts dazu nicht, deren Kranz den Sieger schmückt. Es muß schon die Linde sein, deren süßer Duft die Knaben und Mädchen des Abends an sich lockt.

Wo stand aber bisher die Friedenslinde deutschen Geistes? Wo wurde sie vom kriegerischen Wesen des Staates geduldet und ertragen? Die Linde stand in der Heimat des einzelnen, im Stammlande. In Schwaben, in Bayern, in Sachsen singt das Volk von der Linde. Frieden und Freiheit gab es in dem kleinen Einzelstaat; in der Heimat. Im deutschen Reich des preußischen Mars aber wuchs allein die Eiche, der Baum der Macht und des Stolzes. Da gab es deshalb keine Reichsziele, keinen Reichsfrieden, keine Reichseintracht und keinen — Reichsgeist! Es gab nur einen obersten Kriegsherrn und einen „Burg“frieden; aber es gab fünfundzwanzig Fürsten und Bürgermeister in den einzelnen Vaterländern. Nie tagten diese fünfundzwanzig miteinander in verantwortlichem

Nat. Sie vereinigten sie sich unter einer Linde des Reichs zur Versammlung. Ein jeder residierte in seinem Städtchen, pflegte seine Wälder und sein Theater. Statt eines Reichsfürstenrats, aus dem die so durchaus fehlenden Ziele hätten wachsen und reifen können, wurden studierte und examinierte Juristen mit Instruktionen zu einem Bundesrat delegiert, der hinter verschlossenen Türen referierte und votierte, und Konferenzen wurden abgehalten, um die Reservatrechte der Einzelstaaten zu urgieren.

Das Reich lebte nicht aus den Herzen seiner Bewohner, sondern es umschloß sie als ein Panzerschiff in schimmerner Wehr. Um seiner Siege willen jubelten wir ihm zu.

2. Die Vernichtung der Ehre.

Dort wo der Soldat die Dinge liegen gelassen hat, muß der Zivilist sie aufnehmen. Während der Soldat noch immer zu drohen und zu beschwören glaubt, wenn er ausruft: „nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“, da ist dem Zivilisten bereits das Ereignis widerfahren: Die deutsche Nation hat nicht ihr alles an ihre Ehre gesetzt. Wir sind nicht untergegangen wie die Goten unter Tejas am Besuv, die vom Berge herabstiegen, ihre Pferde laufen ließen, um mit der Waffe in der Hand zu sterben. So aber sterben Nationen für ihre Ehre ihrem König nach. Als Nation, gens, natürliches Volk sind wir nichtswürdig. Das ist die eine unerbittliche Tatsache. Der Soldat muß, solange er persönlich im Stil des Soldaten weiterleben will, diese Tatsache wegsinnen und weghassen. Er muß sich selbst trotzig aus dem entehrten Volk herausnehmen als unschuldige Ausnahme. Er verharret ein sterbender Nachhall der Zeit, da sein Stolz in den Stolz seines Volkes eingefügt war. Aber Leben widerfährt nur dem, der sich die Tatsachen des Tages widerfahren läßt. Für den

Lebendigen ist darum die zweite Tatsache, die ihn mundert, daß wir da sind, trotzdem da sind. Also ohne nationale Ehre sind noch die Menschen eines Volks am Leben. Was sind sie? Was bilden sie? Was können sie werden?

Es ist Mitternacht. Nichts ist übrig von dem „Tag der Ehre“, der über dem deutschen Reiche seit Sedan ge- leuchtet hat. Vom Reichsdasein ist schlechthin nichts mehr übrig, das würdig oder wert wäre. Menschen sind freilich übrig, Staatssekretäre, Generäle, Fürsten a. D. Aber eben alle a. D.! Gewesene sind es, die ihre Erinnerungen schreiben. Das ist noch nie dagewesen in der Welt, daß alle Männer der Öffentlichkeit binnen ein oder zwei Jahren nach dem Sturz ihre Erinnerungen von sich gegeben haben werden. So rasend schnell, so unerhört gründlich hat noch nie ein Geschlecht sich selbst erledigt, abreagiert, abgewidelt wie dies des wilhelminischen Geistes. In zwei Jahren wird es also nicht einmal mehr Kraft haben, Sensationen auf dem Büchermarkt hervorzurufen, geschweige denn im Geistesleben. So rasch wie diese Memoiren jetzt alle erscheinen — so rasch reitet nur der Tod.

Mitternacht. Das ist nicht nur deshalb die Stunde, weil nichts würdiges, kein Lichtstrahl vom letzten Tage mehr übrig ist. Ein anderes Wort stellt uns noch umfassender das Horoskop der Stunde: „Ein Mensch, der seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft.“ Ein solcher Mensch fällt der Laune jeder Sekunde anheim; er kann seine Eigenart nicht mehr festhalten; er wird nar- risch und entartet. Dem deutschen Volke ist das Rückgrat gebrochen. Mag der einzelne Deutsche sich dagegen auf- bäumen, er bleibt im Neze gefangen — alle haben mit der Vergangenheit der Nation gebrochen. Als Nation haben wir also keine Zukunft. Diese Erkenntnis erst wendet den Tatbestand der „Nichtswürdigkeit“ an,

und die Entehrung wird erst dadurch als Funktion, nach ihrer Wirkung, in die geistige Tatsachenwelt eingegliedert. Wir stehen also in einem Augenblick des absoluten Nullpunkts, ohne jede Pfeilrichtung. Der Tag der Ehre ist verleugnet, seine Wiederverkehr unmöglich.

Dennoch leben wir. Welch ein Tag kann uns also werden?

Mitternacht ist nicht ein Augenblick; Mitternacht ist von jeher eine ganze Geisterstunde. Mitternacht dauert, bis der Uhrzeiger den Mut zur ersten Einheit des neuen Tages findet. Bis ein Uhr währt die Geisterstunde, in der alle Geister losgelassen sind. Denn alles ist ungewiß. Wird der Tag wiederverkehren? oder war es der letzte Tag? Die Geisterstunde ist der Versuch des Teufels, den letzten Tag zum jüngsten Tag zu stempeln, die Wiedergeburt der Welt zum Nicht zu verhindern. In dieser Spultzeit leben wir seit dem 9. November. Ein Wirbel aller bösen Geister auf dem Totenacker: das nackte Gebein, der unverschämten Sinnlichkeit scheußliches Gerippe tanzte wie besessen in dieser Stunde seinen „Raviarmäuschen“ball über den Gräbern der Erschlagenen. Der Tod fiedelte die Tanzweise. Sein Knochenschädel grinste höhnisch dazu: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Der Militär, und noch mehr der bloß Nationale will und kann heut sein Volk über diese Geisterstunde nicht hinüber gelangen lassen. Er selbst ist ja der Tod. Er tanzt nicht etwa mit, aber er fiedelt jene verzweifelte Melodie, die den Gespenstern nichts übrig läßt, als sich dem Tanz besinnungsauslöschender Betäubung hinzugeben. Solang er so da capo in infinitum aufspielt, zwingt er sie, sich die Ohren vor seinen selbstmörderischen Klängen zu verstopfen und in den gierigen Genuß hineinzutaumeln. Diese eine, letzte Stunde ist dadurch noch sein. Noch be-

kennt er es nicht, daß sein Tag zu Ende ist. Als Tod überlebt der Nationalist seinen eigenen Tag, als Tod glaubt er weiter zu herrschen — diese eine Stunde lang. Der ganze Mob der Gebildeten heult hinter ihm daher und singt den Endreim mit: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Den Franzosen hat der Tod durch 43 Jahre so aufgespielt, bis sie ihr Land von hemmungslosem Hass getrieben den Deutschen, Amerikanern, Schwarzen und Gelben zur Zerstörung preisgaben. Uns mit in den Abgrund reißen, der sie verschlingt: das ist die Revanche der 1870 zerbrochenen Ehre. Uns aber steht der Tag nur um eine einzige Stunde über. Der Glockenschlag Eins erdröhnt, und alles Überlebte verschwindet. Dieser Glockenschlag hat denen, die noch leise Töne hören können, bereits geschlagen. Er ist die Unterzeichnung des Friedens am 28. Juni 1919.

In diesem Augenblick waren alle Geister des vorangegangenen Tages aus der öffentlichen Vertretung des Volkes nach außen verschwunden. Adlige und Patrizier, Militärs, Diplomaten, Professoren und Parteihäupter waren ausgemerzt aus der Vertretung in Versailles. Ausgemerzt waren auch innerhalb des Zentrums und der Sozialisten die letzten geistigen Führer: Landsberg, Giesberts, Scheidemann. Ja sogar der bloße Praktikus Erzberger hielt sich zurück. Bauern und Arbeiter, Zentrum und Sozialisten, waren allein übrig. Hinter ihnen duckten sich die bisher führenden Schichten einschließlich der trüben Mischmaschkompagnie der Demokraten. Bauern und Arbeiter, die alltägliche Masse des Volkes war übrig und war allein vertreten, als die erste Stunde des neuen Daseins schlug. Arbeiter und Bauern sind wie der weibliche Teil des Volkes. Sie „gehörchen, aber sie bleiben stehn.“ Die Regierenden „geben den Namen der rollenden

Zeit.“ Das Ende der alten Epoche war somit entschieden, da nur Arbeiter und Bauern noch übrig waren. Sie bedeuten das nackte, entgeistigte Da — sein eines Volks, jetzt und immerdar. Sie sind der geistlose Rohstoff, aus dem heraus jeder Tag der Geschichte geschaffen wird. Wo nichts als Rohstoff übrig ist, muß also wohl etwas ganz neues beginnen.

Den Geist, das Stichwort der neuen Epoche gibt das Ereignis, das diesem Rohstoff widerfährt. Denn an ihm entzündet und gereizt findet er sich selbst. Die deutschen Arbeiter und Bauern, die Weiber, die ihre Söhne und Männer aus der Gefangenschaft zurückzwingen wollten, gaben die Ehre ihrer alten Führer für das eigene nackte Leben.

So standen sie führerlos am 28. Juni. Ganz rein wäre der enthauptete Zustand des Volkes hervorgetreten, wenn neben Hermann Müller ein Weib seinen Namen unter das Vertragsblatt gesetzt hätte. Hermann Müller und Dorothea Schulze, das wäre die reine Verkörperung des armen Volkes an jenem Tage gewesen. Aber selbst zu dieser gereinigten Darstellung seiner selbst konnte das Volk noch nicht erwacht sein. Es war ja nur da, nichts als da. Selbstbewußtsein erweckte ihm erst der Schicksalstag selbst. Die Materie bedarf des Augenblicks Gottes, das Volk des Strahles seines erfüllenden Tages, um belebt zu werden. So fehlte am Friedentisch das katholische Weib neben dem protestantischen Manne. Und so ist der 28. Juni selbst das erste Wort, das in das gestaltlos gewordene Volk hineinfährt.

Am 28. Juni 1919 wird dies Volk geboren; ein Volk der Entwaffneten und Entehrten ist es. Und deshalb meinen die Waffenträger es hassen zu müssen, um die eigene Seele nicht zu beflecken und zu verlieren. Aber wer seine Seele behalten will, der wird sie verlieren. Diese Waffenträger verfehlen den Anschluß in den neuen

Tag des Volks. In das neue Leben findet nur der den Weg, der freiwillig mit hindurchschreitet durch die Mitternachtsstunde, freiwillig. Er muß sich selbst hineinwerfen in den Schmelztiegel des geistigen Todes, er muß sich von Arbeitern und Bauern mitvertreten gefühlt haben in dieser Stunde. Er muß sprechen: ich selbst habe den Frieden mitunterzeichnet. Nur der Geist, der für diesen einen Augenblick seine Entgeisterung erträgt, der sich nicht sträubt, Rohstoff, Volk, ungeistig geworden zu sein, nur der kann aus dem geistigen Tod aufzuerstehen hoffen. Weil er lieber dem Volke eingeboren bleiben wollte als sich zu bewahren, kann er wiedergeboren werden als Führer im Volk.

So ist dies die Krisenstunde der Geister. Das merken sogar die kleinen und ohnmächtigen Geister und gebärden sich gar wild, indem sie die andern — immer die andern — als „Literaten“ anschwärzen, als „Intellektuelle“ verdächtigen, als „Ästheteten“ brandmarken, um das mißtrauische Volk von der eigenen Fährte abzulenken. Diese Selbstentmannung ist nicht von ungefähr. Sie entspricht dem Streichen der Flagge, dem Wechsel der Reichsfarben. Die neuen Farben haben nichts zu bedeuten und bergen keine Lebenskraft. Aber die Beseitigung der alten Farben hat etwas zu bedeuten und birgt den Wunsch, neuer Lebenskraft zugänglich zu werden.

Steigen wir aber aus den Niederungen, wo es wild rumort, zu den verantwortlichen Stufen der geistigen Bezeugung des Volkstums. Auf ihnen erhebt sich die Frage in rücksichtsloserer Form:

Kann dann der geistige Mensch, der des Lebens der Nation bewußt geworden ist, darf er weiterleben? „So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ Mit diesem Wort ist uns ja die Erlösung von dem grellen Scheine des einzelnen Geschichtstages offenbart und vorher verkündigt. Nicht nur die Armen und Beladenen, Arbeiter und Bauern,

die Kinder und Weiber, die da einfältig leben, sind dem geistigen Tode entrückt und leben unterhalb jener Ebene, auf der die Geister ringen, wie die Pflanzen des Feldes und die Tiere des Waldes unerschöpflich fort. Auch der einzelne, geistreich gewordene Mensch hat in sich Armut und Kindlichkeit, Weibliches und Irdisches. In jedem Menschen mischen sich ja alle Kräfte des Menschentums, wenn anders er sie nicht mutwillig in sich zerstört. Der geistige Mensch, der nicht entartet ist, darf sich auf jene Kräfte zurückflüchten, die Gott für die Nacht des Lebens geschenkt hat. Das unbewußte, hoffende, geduldige und demütige Wesen der Kinder und Weiber, der Arbeiter und Bauern, nehmt es hinein in euer eigenes Herz.

Aber kann das genügen? Würden wir damit nicht dem Geist abschwören? Sollen wir ihn verachten? Ist denn Geist nicht Zusammenhang? Heißt Geist nicht Gesetz und Ordnung, Einheit und Erkenntnis der Einheit, Anschauen und Wirken des Notwendigen? Wie könnte nach solcher Entzweiung des Geistes, nach solchem Selbstbegräbnis, je wieder gehofft werden können auf Einheit der Gedanken?

Es ist wahr, eine ganze Sprache des Geistes ist mit der nationalen Geschichte mit vernichtet. Für den nationalen Geist gibt es keinen Wiederaufstieg zur Einheit und zum Gesetz. Denn es ist da einen Augenblick der Zusammenhang unterbrochen worden. Das ist unwiderruflich. Und ohne Zusammenhang kein Geistesleben, es sei denn ein wahnsinniges, wie Frankreich es uns vorlebt. Deshalb klingen alle die Volksgeiststimmen so hohl und hoffnungslos, die heut schnell und leichten Herzens den sozialen oder den demokratischen Neubau verkünden und verheißen. Der natürliche deutsche Geist, der sich so stillschweigend hinwegsetzt über den Bruch seines Rückgrates, ist zwar kein böser Geist, aber ein unerträgliches Geschwäg. Wie

kann er an Baupläne denken, wo alle seine Pläne bereits einmal zerstört sind? Woher nimmt er seine Glaubwürdigkeit? Alles läßt sich heut sagen und behaupten und widerlegen, da ja der deutsche Geist seinen natürlichen Volkskörper verloren hat, dessen Kraft seine Wahrheit bisher erwies. Da sind die Geister gewissenhafter, die von keiner Erneuerung reden mögen, sondern nur die Ver lumpung sehen und den Zerfall des Zusammenhangs, die fühlen, daß sie einem entgeisterten Volksleib angehören, wenn sie den schrillen Auischrei Grabbes wiederholen: „Wir sind Läuse.“

Aller Nationalgeist der Deutschen ist tot. Denn die deutsche Geschichte gibt als einzelne Geschichte keinen Zusammenhang mehr. Alle natürlichen Lebensgesetze des deutschen Volkes sind tot. Denn sie ergeben keine vernünftige Ordnung mehr. Alle Muttersprache der Deutschen, die dem ganzen Deutschland ent quellenden Nieder der Studenten und Soldaten, sind tot; denn sie haben ihren Sinn verloren.

Wenn die natürlichen geistigen Äußerungen in Unordnung geraten, wenn Sinn und Zusammenhang des angeborenen Wesens zerbrechen, so kann der Mensch herabsinken in geistige Umnachtung. Nicht in bescheidener Einfalt, sondern in gewaltsamem Sturz sinkt er dann auf die Ebene des Tieres und der Pflanze. Er weiß nichts mehr von sich selbst, wie wir uns etwa die Fellachen Ägyptens entgeistert vegetierend vorstellen.

Der geistige Mensch aber, der nicht schwach sinnig wird, stirbt an gebrochenem Herzen. Als Herzog Mohan die Treue gegen sich selbst der Treue gegen sein Vaterland vorzieht, da heißt es im „Jürg Jenatsch“ Conrad Ferdinand Meyers:

„So spricht kein Franzose, brauste der andere auf. Der Herzog machte eine Bewegung zu seinem Herzen. Er

mußte es längst, aber es wurde ihm heute zum ersten Male gesagt, daß er sein Vaterland verloren hatte". Und Mohan stirbt an diesem gebrochenen Herzen, obwohl er noch eine kleine Zeit äußerlich weiter auf Erden weilt. Ebenso als der Demokrat Naumann noch dem Scheingeist des Parteitags präsiidierte, da hatte der Mensch, da hatte der große geistige Deutsche, der Friedrich Naumann außerdem war, am 22. Juni, „dem Sonntag der entscheidenden Sitzung der Nationalversammlung, vor dem Hotel Fürstenschhof in Weimar gesessen, den Kopf vornübergefunken, die Augen auf eine Pfüke gerichtet, in der sich die weiße, blasse Sonne spiegelte und sein einziges Wort war: Ich kann nicht mehr.“ Und zwei Monate später war er tot.

So überleben die älteren Geister diesen geistigen Tod nicht. Sie sind zu hoch und stattlich herausgewachsen, zu überlegen, um wieder in das bloße Volk hineinzuliegen.

Aber ein ganzes Volk geistig bewußt gewordener kann nicht an gebrochenem Herzen sterben. Deutschland zählt ja achtzigtausend Studenten.

3. Die Gewalt der Zeitrechnung.

Gott hat den Menschen gefeit gegen den Tod seines Leibes sowohl als gegen den Wahnsinn seines Geistes, damals als er die Vernichtung unseres Lebens, das Grab, geöffnet hat.

Einem Volke stand der leibliche Zusammenbruch bevor. Da nahm Einer den geistigen Zusammenbruch auf sich. Und es gelang ihm durch diesen freiwilligen Tod, dem Geiste dieses Volkstumes zum Siege zu verhelfen über die ganze Welt. Einer hat den Wahnsinn entgiftet, indem er ihn angesprochen hat als den Vollbringer. Um des Geistes seines Volkes willen ward er „von Sinnen“, so daß er als Bügentönig am Kreuze endete. Aber als die irdische Geschichte Zions im Jahre 70 endete, da hatte dieser „von Sinnen gekommene“ Menschensohn dem Geiste

Zions den Zusammenhang einer größeren Geschichte eröffnet, innerhalb derer die Geschichte seiner Nation wie ein bloßer Teil und Ausschnitt eingebettet werden konnte. Trotz der Vernichtung des Volksleibes öffnete sich so dem Geiste dieses Volks die Welt, um von ihm erfüllt zu werden.

Einem Volke geschieht heute das Gegenteil dessen, was Jesus geschehen ist. Er hat die Auslösung des jüdischen Volkskörpers, die Zerstörung des Tempels von Jerusalem geistig überwinden dürfen. Das deutsche Volk überlebt heute seine geistige Selbstzerstörung leiblich, als bloßer Körper. Am 28. Juni 1919 hat das deutsche Volk sich selbst schuldig bekannt. Es hat das getan, wovon die Klugen mit Recht sagten, es sei unmöglich. Es hat sich moralisch eine Kugel vor den Kopf geschossen.

Aber es ist, als hätte das Datum selbst schon ein erstes Heilkräutlein enthalten sollen gegen diese Selbstaufgabe. Denn an dem selben 28. Juni ist fünf Jahre zuvor der österreichische Thronfolger ermordet worden. Dieser Mord ist ebenso fest dem 28. Juni eingepfist wie unser Schuldbekenntnis. Der Mord in Serajewo redet aber ebenso unwidersprechlich von unserer Unschuld wie die Unterschrift in Versailles von unserer Schuld. Hier ist Schwarz und Weiß auf einen Tag vereinigt. Jene einzige Kriegursache, die uns bestimmt nicht zur Last gelegt werden kann, fällt zusammen mit unserer Übernahme der Gesamtschuld und wird in allen Schulbüchern und Kalendern der Welt mit ihr zusammenfallen.

Damit werden die menschlichen Bekenntnisse und Richtersprüche auf das zurückgeführt, das sie sind: Menschenwort von sehr beschränkter Wahrheit und Gültigkeit. Das Menschenwort wird selbst eine einfache irdische Tatsache unter vielen anderen Tatsachen. Die Vorstellungsweise und die Urteile des nationalen Geistes erscheinen als ärmliche Bruchstücke der Wahrheit.

Aber noch mehr ist auf dieses Datum geschehen. Deutschland tritt damit ganz und gar unter den Namen der Welt- oder genauer der Erdgeschichte: Alle seine eigenen Zeiten und Geschichtsepochen, sein Zählen nach Dynastien der Salier und Habsburger, Staufer und Zollern, nach Kriegen und Kulturen im eigenen Volke sind belanglos geworden. Am 28. Juni 1919 spricht es mit der ganzen Welt und zu der ganzen Welt, die von der deutschen Geschichte bis auf diesen Tag nichts wissen will und nichts zu wissen braucht. Und es gibt sich an diesem Tage der ganzen Welt preis. So bekommt dies Datum seinen Sinn nicht aus seinem Abstand von 1870, von 1806 oder 1813 oder von 1648 und 1517. Alle die nationalen Daten seit der Schlacht im Teutoburger Walde verbleichen vor diesem ersten universalen, weltgeschichtlichen Datum. Erst mit ihm tritt das deutsche Volk ganz und gar unter die Gewalt der christlichen Zeitrechnung.

1919 Jahre hat es gedauert, bis die Nachkommen Armins und der Cherusker ihre nationale Ehre, ihre Freiheit in den Wäldern Germaniens eingebüßt haben. Bis heut haben die Germanen eine natürliche Geschichte gegen die christliche Offenbarung siegreich behauptet. Bis heut haben sie gegen die christliche Kirche eine angestammte Volksordnung zähe erhalten, in der dem blauen Blut des eingeborenen Adels sein Rang gewahrt blieb. Bis heut haben sie gegen den Geist des Christentums den Volksgeist gehegt und gepflegt in Hoffnung und Glauben an seine Art. Solange der Stammbaum seiner Fürsten die Gliederung von Land und Leuten bestimmte, war das Volk als Volk vorchristlich. Als Volk lebte es wie Adler, Bär und Wolf dahin. So haben bisher die Nationen stolz auf ihre natürlichen Wappentiere heidnisch gelebt, nur christianisiert, aber nicht christlich. Wer christlich werden wollte, der verließ das Volkstum und die Welt und ging in die

Kirche. Die Christlichkeit des germanischen Staates bestand nur darin, daß er dies Christentum an seine einzelnen Volksaenossen herankommen ließ. Er gestattete ihnen, ihr Volkstum zu verlassen um Christi willen, er ließ sich von ihnen sprengen, indem er die Kirche unausgesetzt auf sich wirken ließ. Einzig darin bestand seine Christlichkeit, während er seinen Stolz auf seine vorchristliche — wie er rechtfertigend sich auszudrücken liebte: romfreie — Klasse eifrig behütete. Deshalb gab es eine griechisch-römische, eine germanische, eine romanische, eine deutsche Geschichte möglichst selbständig nebeneinander.

Dieser Staat ist hinweggeschwemmt. Nach dem Verlust des Krieges in ihm weiter zu leben hätte uns wahn-sinnig machen müssen. Der große Aufruhr ist das Heilmittel gegen die Gefahr geworden. Nicht daß er selbst irgend etwas wirken könnte. Aber indem er alle natürliche Ordnung bis ins letzte geringste Glied von Knecht und Magd zerstörte, hat er das Volk freigemacht, als Ganzes unter die Offenbarung zu treten. Unter die Offenbarung, die der Kreuzträger der Heidenwelt überbracht hat, tritt ja nur der, der herausbricht durch Schuld oder Leid aus der natürlichen Ordnung, der des hergebrachten Laufs der Dinge darbt. Ihm, dem „Sünder“, werden seine Sünden mit Sinn begabt, sie werden ihm vergeben in einer neuen geistigen Ordnung, die in der Abenddämmerung des gestaltzerstörenden Todes beginnt. Aus der natürlichen Ordnung seines eigenen Geistes, des kriegerrischen, der am Morgen beginnt, fällt heute ein ganzes Volk. Es kann nur weiter bestehen, wenn es den Tod seines Selbstbewußtseins überwindet, wenn in seinen entgeisterten Leib ein neuer Geist einzieht.

Die Zeitrechnung, die uns als jüngsten Jahrgang vor sich herstößt, zählt die Jahre seit Christi Geburt, um den Gang der Erfüllung des Heils in der Welt abzu-

steden. Es ist ja immer das selbe, das seit 1919 Jahren geschieht, der Zerbruch des Heidentums in Seele um Seele, Bereich um Bereich. Nur daß die Welt Schritt vor Schritt von ihm, von der Wiedergeburt aus dem Geiste, ergriffen werden muß. Heut ereignet sich der Tod des Selbstbewußtseins an einem ganzen Volk. Bisher wurden die Völker getauft, damit sie die Kirche ertrügen; aber nur die Einzelnen konnten Jesus nachsprechen: es ist vollbracht. Aber im Jahre des Heils 1919 spricht ein ganzes Volk sich selbst schuldig. Dies Volk spricht vor einem andern Forum als der einzelne aus seiner Nation sich lösende Mensch, der als solcher Christ hieß. Die einzelne Nation spricht nur innen, in die „Dialekte“ der Muttersprache zerteilt. Nach außen herrscht Feindschaft und Sprachenverwirrung. Und der Bau der Kirche ist erforderlich, damit der einzelne sich irgendwo hinein sagen kann aus seinem leibmütterlichen Dialekt heraus. Heut aber spricht das Volk als Ganzes vor Gott und der Welt und sagt sich aus dem Geist der Staatenwelt los. Als ganzes Volk kann es nicht in die für Einzel-seelen geschaffene Kirche hinübertreten. Es verliert seine Natur und bleibt doch unterm freiem Himmel. Ist es auch ein Stammeln, das in Versailles geschah, so ist das doch der Unterschied gegen den leiblichen Untergang der Goten am Besuv. An Stelle der Wagenburg der Leichen vollstreckt ein Name unter dem Friedensdokument das Todesurteil.

Ein Volk erleidet hoffnungslos, unwiderruflich durch sein eigenes Wort seinen nationalen, seinen geistigen Tod — und so können ihm Hoffnung und Auferstehung nur noch aus seinem Glauben an den — Tod quellen. Auch sein Untergang muß ihm zum ewigen Gesetz, das heißt zur Offenbarung Gottes in die Welt werden. Gott spricht, wenn das menschliche Geschwäg verstummt. Wenn wir leiden, ist er uns nahe. Denn erst dann lassen wir ihn uns nahelommen.

Darum ist es heut keine Überhebung, wenn der 28. Juni 1919 als die Geburtsstunde eines neuen Volks bezeichnet wird. Dies Volk war ja verstummt in seiner Qual; es opferte all sein Geschwäg, alle seine Behauptungen, nachdem es bis zum äußersten sich behauptet hatte. Nun trachtete es nicht länger es selbst zu bleiben. Die Revolution wird als freiwillige Demütigung zum Heilmittel seiner todkranken Seele. Denn nun rührte es Gott selbst mit dem Geist seines Tages. Nicht sich selbst, sondern dem ihm von außen geschehenden Datum und Ereignis schuldet das Volk den Glockenschlag Eins. So hat sich Gott offenbart, da wir nichts mehr waren und nicht in Versuchung geführt werden konnten, Taten von uns für seine Offenbarung zu halten. Nur wer selbst nichts ist, kann die Bestimmung der Stunde, die Erfüllung der Zeit erfahren. Er hat uns in den Rahmen seines Gesetzes gebannt. Dazu mußten wir unser Eigentum und unsere Eigenart verlieren. Er kann diese toten Gebeine, die Leiche unseres Volks lebendig machen mit seinem Geiste.

Wehe denen, die heut „in jeder Minute“ an den deutschen Geist denken wollen. Sie haben nicht Lebendiges, woran sie denken könnten. Denn der Tod heut ist diesem deutschen Geist ebenso wirklich widerfahren, wie einst sein Lutherisches oder Fichtisches Leben. Was das deutsche Volk jetzt zu eigen erhalten und erwerben wird auf Erden, an jeglichem Geist und Ordnung und Gestalt, das verdankt es nicht mehr der „Natur“, sondern Gott, nicht mehr der Geburt, sondern der Berufung, nicht mehr dem Geblüt, sondern dem Geist. Denn es erwirbt es nicht, weil es lebt, sondern trotzdem es gestorben ist.

4. Der Heimfall der Heimat.

Ehrlos, das war die erste Tatsache, von der wir ausgingen, um zum Frieden zu kommen, zum geistigen Frieden in uns selbst. Nur weil wir die ganze Tiefe

unsrer Ehrlosigkeit ermessen haben, fanden wir den Frieden, daß Gottes Gesetz an uns offenbart und die Rechnung seiner Zeit statt der unsren erfüllt werde. Und nun wird zur letzten Tatsache, daß wir heimatlos sind! Die Feinde haben uns wohnen gelassen in unserem Lande. Sie haben uns nicht in die Wüste jagen können, sondern sie haben unser Land inmitten der bewohnten Welt zur Wüste erklärt. Ein Stück Erde wollten sie mit uns selbst verfehlen. Aber dies Stück Erde wird gerade durch die Verfehlung neu gesegnet.

Es regnen heut die Vergleiche zwischen Judas und Deutschlands Schicksal. Gerade weil sie regnen, regt sich in den Reihen derer, die das alte Volkstum der Nation noch nicht einsargen wollen, der Deutschnationalen, um so heftiger der Judenthum. Denn sie wollen und müssen ja einen Niegel vorschieben, damit diese Vergleiche nicht Gewalt über das deutsche Wesen bekommen, damit es nicht widerstandslos verjude. Unbewußt leisten diese Judenthümer damit auch der Wahrheit einen Dienst. Denn sie erzwingen es, daß der Vergleich Judas mit Deutschland gesiebt und geklärt werde. Es ist ein Zusammenhang zwischen der Zerstörung des jüdischen Nationalheiligtums am 9. Ab 70 und der Zerstörung der deutschen Volksehre heute. Aber nur ein Zusammenhang, nicht eine Gleichung. Den Deutschen geschieht nicht, was den Juden geschehen ist, sondern das Gegenteil. Den Juden öffnet sich damals die Welt. Überall hin dringen sie. Aber nirgends ist es der Erdboden selbst, in den sie eindringen. Nirgends wird die Scholle zum Volkseigenen Judas. Die Juden sind entleibt als Volk. Die Heimat-erde Zions bleibt ohne Ertrag. Schattenhaft wird ihr Dasein, weil es sich nicht in irdischem Häuserbau verkörpert. Ohne Werkstatt und ohne Ackerwerk am Ausbau des Erdreichs wandern sie über die Erde. Nur ein Jude blieb stehen auf seinem Eigentum im gelobten Lande;

der ausgestoßne, den das Volk nicht ertragen konnte, ohne sich selbst zu verlieren, der Galiläer, blieb daheim auf Zion. Sein Kreuz schlug Wurzel auf Golgatha, der unfruchtbaren Schädelstätte. Nach diesem Kreuz des Todes orientierten sich die Länder Erde. An allen Orten lehrten sich die Häuser der Gemeinde diesem Kreuze zu. Jesus behielt Jerusalem, als es die Juden verloren, als es zur Wüste wurde, und wurde dort zum König gesalbt: als *Χριστός*, Christus, den Gesalbten empfing ihn deshalb die Heidenwelt, denen er das geistige Erbe Israels zubrachte. Solange Israel als Nation unter den Nationen dalag, solange war jede Gewinnung der Welt durch die national-jüdische Offenbarung ausgeschlossen. Es mußte ganz unzweideutig und unbezweifelbar der Messias der Heidenwelt kein Jude oder doch kein Jude mehr zu sein scheinen, um die Welt zu überwinden. Und so hat Jesus dies äußerste getan, den ganzen alten Bund in sich hinein zu nehmen und durch seine dem Judentum erstorbene, aus ihm ausgerottete Person hindurch hinauszutragen in die Welt. Zwischen den Nationen lag abgebröckelter Volkstoff, es gab verlorene Schafe in Israel wie in allen Nationen. Er ist selbst eines der verlorenen Schafe geworden. Er ist der Messias — so müssen auch die Juden sprechen, — denn ihr Heil, ihre Offenbarung hat er angefangen, auszubreiten unter den Heiden, ihrer Psalmen und ihrer Propheten Erfüller wollte er sein und ist er geworden. Die ungeheure Vermessenheit seines Opfertodes allein hat den Stolz der Heiden, gerade der besten Heiden, die Juden nie geworden wären, übermocht. Die Liebe zu ihm hat die Ketten des Heidentums geschmolzen. Zwischen das alte Zion und das neue Jerusalem trat seine Kirche, das geistige, das nur geistige, aber eben doch schon geistige Zion und Jerusalem. Er war der erste Bürger dieses nur geistigen, die Völker missionierenden Zion, in das er

die Heiden Schritt vor Schritt einbürgerte. Alle konnte er einbürgern, nur die Juden selbst nicht, die als Schatten und Spiegel des christlichen Zion auf die geistige Durchfäuerung der Ökumene harrten und die Leiblosigkeit der christlichen Kirche durch ihr Dasein täglich störend den Christen ins Gedächtnis riefen.

Heut wird aus dieser christlichen zum Abschluß des Erdrunds gelangten Völkermwelt Deutschland ausgestoßen. Dem Deutschen schließt sich heute die Welt. Seine Auslandsdeutschen werden ihm heimgeschiedt. Aber was mehr sagen will: seine Missionen werden aufgelöst: Seine Teilhaberschaft am gemeinsamen Geisteserbe wird ihm damit aufgekündigt. Die Verteilung und das Verbot der deutschen Mission besiegelt die Verbannung alles Deutschen, wie den Missionar nicht mehr sein Christentum vor den Folgen seines Deutschtums schützt. Aber verbannt wird alles Deutsche in sein eigenes Land. In der Mitte, umgeben von Feinden bleibt dies stehen. Wir behalten unsern Boden unter unsern Füßen. Aber er wird belastet mit einem Pfandrecht der ganzen Welt.

Die geistige Welt ist vereinheitlicht, dem Weltkongreß für freies Christentum entspricht ein Zusammenfließen aller geistigen Ströme. Nun wird die leibliche Ordnung der ganzen Welt die Aufgabe. Diese leibliche Ordnung ergreift uns zuerst, als den Ausschlag aller, und nagelt uns auf unserm Boden an als Sündenbock der übrigen Welt.

So ist dieser Boden nicht mehr die alte Heimat. Die Wälder Germaniens, in denen das deutsche Märchen verzaubert schläft, in die kein Lauscher eindringen darf, dies von keinem Römer je eroberte Land ist nicht mehr bloße Natur für seine Bewohner. Sie sind enteignet. Die Wälder drohen der wirtschaftlichen Not zum ersten Male zu erliegen. Eine Entwaldung des Landes droht, die es wüst und öde machen müßte.

Auf diesem gefährdeten Boden wohnen die Deutschen nur noch zur Leibe. Sie sind also heimatlos geworden. Nicht als schützender Urwald umgibt sie Deutschland, nicht als sicher angestammter Besitz. Sondern hier ist die Stelle, auf der die Feinde sie stehn lassen mußten. Deutschlands Fall geschah ja, da seine Heere ringsum die feindlichen Hauptstädte noch besetzt hielten. Sein Land ist nicht erobert worden. Als der mächtige Panzer der Front zusammenbrach, da blieb es wie ein unbeschütztes, hilfloses Eiland inmitten der waffenstarrenden zerstampften Feindeserde unzerstört liegen. Wie ein Wunder schien es uns, daß das Volk noch da war nach dem Verlust seiner Ehre. Aber ein ebensolches Wunder ist es, daß das Land noch da liegt nach dem Verlust seiner Grenzwacht. Gott hat uns in eine Zeit hinüber gelangen lassen, die uns nicht mehr gehört. Er läßt uns auf einem Lande weiterleben, das unsere Kraft nicht mehr festzuhalten vermöchte. Er schenkt es unserer Ohnmacht neu, unverfehrt wie es ist.

Die Heimat, bis dahin etwas unmittelbar selbstverständliches, wie das eigne Fleisch und Blut, wird jetzt zum Ausschchnitt und Anteil an der Erde. Keine Kolonien geben den Deutschen jenes Gefühl anderer Völker, bei der Verteilung der Erdkugel einen Platz an der Sonne erlangt zu haben. Dies Hochgefühl der Pflanzler in Neuland entbehren sie. Sondern das eigene ererbte Vaterland muß den Deutschen zugleich zur Kolonie, das heißt zum neu geschenkten Anteil an der Erdkugel werden. Das deutsche Land tritt erst jetzt für das geläuterte Gefühl der Deutschen zurück in den Schoß der Mutter Erde; es wird zum Bestandteil des voll ausgemessenen, runden, vom Geist der Menschen geordneten Erdballs. Die Heimat hört so auf, der archimedische Punkt zu sein, von dem aus das einfältige angeborene Denken die Länder der Erde als Fremde vor sich ausgebreitet sah. Um-

gelehrt: den Fremden, den fernsten Feinden, den Überseeern und den Antipoden und ihrer Gnade verdankt er heut das Nächste: die Heimat. Sie geht ein in die Ordnung des Erdkreises, und als Ausschnitt des Erdkreises empfängt sie der Deutsche aus der Hand des Schöpfers.

So geht das Volk ein in die Weltgeschichte der Zeitrechnung. Als Äußerung der göttlichen Offenbarung wird es aus der Erfüllung der Zeit mit Geist und Geschichte neu beliehen. Weltordnung und Weltgeschichte überfallen heut beide Deutschland. Die Weltgeschichte ergreift die ehrlose Nation, die Weltordnung das wehrlose Land.

Weshalb müssen gerade die Wälder Germaniens dem Schöpfer der Erde heimfallen? Weshalb müssen gerade die Deutschen als erstes Volk aus dem Dornröschenschlaf ihrer Nationalität erweckt werden? Täuschen wir uns denn nicht? Haben nicht die andern Völker gleiche Schicksale?

Blicket hin auf die Karte des deutschen Landes, wie es ohne sichere Grenzen in der Mitte des Erdteils ruht. Es ist nicht ein Land, nicht eine Heimat, und ist noch nie ein Land gewesen. Überall sind diese Wälder von vielen Grenzen zerschnitten, überall ist alles ungewiß; nirgends ist Einheit und sicherer Zusammenhang da. Nur gegen Feinde nahmen diese Länder einheitliche Gesandten und Vertreter, einheitliche Grenzen und Festungen, einheitliche Bahnen und Straßen über sich.

Blicket hin auf die Geschichte des deutschen Volkes. Es ist nicht ein Volk, ein Staat, und ist noch nie ein Staat gewesen. Immer waren die Stämme der Deutschen vielfältig. Immer behaupteten sie ihre Zerrissenheit. Immer fehlte die sichere Einheit und Ordnung. Nur zum Kampf, um der Heerfahrt, um des Römerzuges, um der Kreuzfahrt, um der Türkengefahr oder der Wacht am Rhein willen nahmen die Männer einen Heerkönig, einen Kaiser, einen obersten Kriegsherrn über sich.

Überall wirkten zudem Volksteile und Splitter weit über die Landesgrenzen hinaus. Ja, eine zweite Großmacht wurde auf das vom Hauptland amputierte Gebiet Deutsch-Österreich ausgerichtet. Oder es wirkten fremde Völker, Dänen, Polen, Lothringer und Litauer in die Grenzen hinein. So nennen die Dichter Deutschland mit Recht das Herz der Völker. Denn Zusammenhang mit den Nachbarn draußen war den Stämmen allezeit ebenso wichtig als der innere Zusammenhang mit dem Bruderstamm. Und die Geschichtsschreiber nennen es mit Fug die Wiege der Völker. Denn aus den gegen die Römer frei gehaltenen Wäldern zwischen Rhin und Oder sind alle Völker hervorgegangen, die bis heut die europäische Kultur getragen und verbreitet haben von Kapstadt bis Island, von Siebenbürgen bis Alaska.

Heut kann Deutschland den hergebrachten Sammelruf zur Abwehr im Kriege nicht ergehen lassen; heut stehen seine Grenzen den Feinden offen. Das alte Heerkönigtum, das die Stämme zum Heervolk zusammenschweißte, sächsischen, fränkischen, schwäbischen und zuletzt preussischen Stammes, ist dahin. Heut ist Deutschland genötigt, im Zusammenhang selbst mit einer Welt von Feinden weiterzuleben, die unbewehrte Brust selbst kriegerisch gesinnigen Nachbarn entgegenzutragen. So leidet es unter der ganzen Welt, die damit Deutschlands herzartiger Stellung unbewußt huldigt. Wir erwerben heut ein Gefühl für die ganze Welt; denn jede Speerspitze, die sie auf uns schleudert, trifft heut unser Herz. Ein Organ, das alles von allen Gliedern leidet, muß da sein, damit die vielen Glieder eine Einheit werden. Bis es ihr widerfuhr, dies Herzstück zu werden, das unter allen leidet, bis dahin hat die Wiege der Nationen, Germanien, sich erfolgreich allen Versuchungen und Versuchen entzogen, die sie wie andere Nationen zum Einheitsstaat verführen wollten.

Sie gab sich der Versuchung zur bloßen Völkeraddition, die im Geist der letzten drei Jahrhunderte lag, erst überwunden, als sie zugleich diese Versuchung für alle mit überwand.

Die Sicherung des Weltzusammenhanges durch die Macht des Kaisers hat nicht genügt; durch das Leiden an der Welt mußte der Weltzusammenhang sichergestellt sein, ehe die deutschen Vaterländer und Heimaten zur einheitlichen Heimat, wie Clémenceau uns widerwillig nennen muß: zum „Reich allemand“ (statt bisher: Empire allemand) werden. Heut ist Deutschland sicher, in der Mitte der Länder zu bleiben und in eine Weltländerordnung einzutreten, auch wenn seine Stämme in ein einheitliches Volkstum einheitlichen Geistes verschmelzen. Es hat die Welt geeinigt. Nun darf es sich selbst einigen.

Erst diese Heimat und dieses Volk umfassen die heimgekehrten Feldgrauen alle. Erst sie haben den Geist des Friedens in sich. Denn erst sie beginnen ihr Leben wie ein Volk und ein Band des Friedens beginnen müssen: am Abend; damit aus Abend und Morgen ein Tag werden kann.

Das vorchristliche Volk freut sich seiner natürlichen Beschaffenheit, seiner Masse. Es rechnet sein Dasein vom Erwachen seiner Kraft her, vom leuchtenden Morgenrot seiner Taten. Das Christentum hat ihm Schritt für Schritt eine Seele um die andere entwunden, bis keine mehr ganz in ihrer bloßen Masse ihr Genüge fand, sondern dem Volksgeist als einzelne Seele befreit gegenübertrat, bis zur Mündigkeitserklärung von Weib und Mädchen und Gesinde, bis in einem und demselben Volkskörper sechzig Millionen lebender Seelen auf der einen Seite der Verwesung des Gesamtgeistes auf der andern Seite gegenüberstehen. Heute überwältigt die geistige Menschheit, deren erster Bürger, Führer und Soldat Jesus ist, ein ganzes leibliches Volk; denn den eigenen

angeborenen heidnischen Geist hat es aufgegeben. Es findet in sich selbst keine Ordnung und keinen Zusammenhang mehr. Es muß sich der Schöpfung durch Gott anheimgeben, durch ihm sein Gesetz sich offenbaren lassen. An die Stelle des morgendlichen, männlichen Kraftbewußtseins der Nation tritt die abendliche weibliche Hingabe des zum gesetzmäßigen Gliede der Schöpfung erlösten Volks. Aus der Offenbarung Gottes, die seit Christi Geburt von Volk zu Volk über die Erde schreitet, wird heut die ewige Schöpfung des Menschengeschlechts, wie es aus Gottes Hand hervorgehn soll, rückwärts wieder hergestellt.

Wir sind in der Nacht, nur in der Nacht. Und da ein Uhr vorüber ist, so wird es erst jetzt ganz hoffnungslos still und schweigend. Die grenzenlose Vangigkeit wird noch viele Deutsche in den kommenden Jahrzehnten zu Revancheplänen, Restaurationsversuchen und gewaltsamen Empörungen treiben. Wir werden den Versuch eines Bügelnkaisertums durchzumachen haben, weil diese Kräfte nicht rasten werden, ehe sie nicht widerlegt sind. So wird dieser Kirchen-, Parteien- und Stammesperch Deutschland durch sie in eine Hölle verwandelt werden. Wir aber, die in der babylonischen Sprachenverwirrung des Kriegs ehrlos und heimatlos Gewordenen, die wir den doppelten Fluch seitens der deutschen Heiden und seitens der Völkerbundsheiden freiwillig auf uns nehmen, empfangen in dieser immer stiller werdenden Stunde das Gesetz des ewigen Lebens, das von Abend gen Morgen weist, und die Verheißung des Reichs. Der doppelte Fluch hindert uns, fortan etwas Lebendiges zu hassen, nur dem Faulen und Toten kann unser Haß noch gelten. Lebendiger Geist kann von uns Liebe fordern in jeglicher Gestalt.

Denn alles Nationale ist selbst ein geistiger Dornröschenschlaf, ist eine Verzauberung, in die sich die Völker

auf ihrem dunkeln Gange für Jahrtausende hineinverirrt haben. Kein Volk sah tiefer im Märchen und in der Sage, als die Deutschen. Keines hatte leidenschaftlicher die Siegfriedsage und den Wotanglauben dem „römisch-orientalischen“ Kreuzesglauben zuwider entwickelt, bis ums Jahr 1900 sogar die Gebildeten nicht mehr wußten, daß Heldensage und Eddaglaube erst als trotziger Widerspruch gegen die Offenbarung zur Entfaltung gebracht worden sind. Damit war ein letzter Höhepunkt des Heidentums erreicht; als schon kein Großmütterlein im niedern Volk mehr an Zwerge oder Riesen glaubte, da glaubten die Gebildeten um so krampfhafter, daß ihre Altvordern einer reifen „eigenen Religion“ angehangen hätten. Die geistigen Träger Neudeutschlands vermuteten in ihren Ahnen statt der trüben Barbaren, die in ihrem verzweifelden Dunkel das Licht des Geistes von Osten froh begrüßt haben, Lichtgestalten und Weisheitskinder.

Dieser Uberglaube der führenden Schicht war das Vorzeichen ihres Zusammenbruches. Es war ein letztes Aufbäumen des Stolzes, der sich schon bedroht fühlte. Befreit von dieser absterbenden Schicht der Gewalttätigkeiten finden heute die Deutschen als erste heim zu ihrem Vater, „der uns auch das Pfand, den Geist, gegeben hat.“

Nur wer hinter das Nationale zurückgreift, kann in dieser Stunde des Untergangs seiner Nation seinen Geist behaupten und im Zusammenhang erhalten nach vorwärts in das ausgesäte, aber noch unsichtbare Reich des Geistes, aus dem uns die dem unsichtbaren Gotte heimgefallene Heimat neu geschenkt wird.

In dieser Stunde erfüllt sich die Zeit an uns. Die Ehre des Kriegs war eine für das ganze Reich, der Heimaten des Friedens waren viele. Jetzt wird das Reich der Verbannung eine einzige Heimat, der Ehren des Kampfes aber werden viele. Denn alles Lebendige

an Geistesart auf diesem Boden wird seinen Kampf der Selbstüberwindung und Läuterung jetzt aufzunehmen haben, um seinen Platz im erneuerten Reich mit Ehren zu behaupten. Gelingt diese Verschmelzung in Liebe durch unermüdblichen Kriegsdienst jedes einzelnen Geistes, so ist die neue einheitliche Heimat eine Heimat des Friedens.

Um vorwärts zu leben jenseits der vergangenen, nationalen Geschichte, müssen wir zurück hinter ihren Anfang, hinter ihren selbstbewußten morgendlichen Anfang. Der größere Zusammenhang überwindet den kleineren, unheilbar gewordenen. Um eine der Entehrung gewachsene Zukunft zu haben, bedürfen wir einer vor aller Ehre gewachsenen Vergangenheit. Um die Vernichtung des Vaterlandes zu überstehen, muß uns ein Sohnesland bereits mütterlich umgeben. Unsere Ehre und unsere Heimat, die uns umkleidet haben, werden als Seine Ehre und Seine Heimat neu geboren. In dieser Stunde erfüllt sich die Zeit an uns, wenn wir uns zu dem entehrten Volksleib freiwillig bekennen. Der Nationalist meint, auf dem Heimatboden noch weiter wie in seinem Eigentum sich ausrufen zu dürfen; er glaubt sich noch im Vaterland, obwohl er weiß, daß er seine Ehre verloren hat. Er meint, die Unmöglichkeit leerer Geistesfreiheit zwingt ihn, selbst in einem toten Nationalgeist befangen zu bleiben. Sein Beweggrund ist richtig. Sein Schluß ist falsch. Der Demokrat stellt sich ungeniert unter die Demokraten der Welt. Er spürt nicht, daß er seine Ehre verloren hat, obwohl er weiß, daß sein Land unter Zwangsverwaltung steht. Er meint, die Unhaltbarkeit des Nationalgeistes erlaube ihm die beliebige „Geistesfreiheit“. Sein Beweggrund ist richtig. Sein Schluß ist falsch.

Der Nationalist haßt den Demokraten, den der Ehrverlust nicht genug brennt. Der Demokrat haßt den

Nationalisten, den die Not des Landes nicht genug rührt. Uns die wir das Deutschland der Arbeiter und Bauern bejahen, obwohl es entehrt und wir geistig vernichtet sind, die wir das angestammte Vaterland und die Heimat bejahen, obwohl sie heimgefallen und wir enteignet sind, uns müssen beide ausstoßen. Denn den Nationalisten sind wir ein Ungeruis, den Demokraten aber eine Torheit. Der Nationalist hat keine Zukunft. Er weiß nicht, daß ihm dadurch auch die Vergangenheit zum Gespenst wird. Der Demokrat hat keine Vergangenheit. Er begreift nicht, daß ihm dadurch die Zukunft ein blutleerer Schatten wird. Wir aber wollen nichts sein als das kurze Stabestück, welches den Riß zwischen Gestern und Morgen gläubig überwindet. Ohne diesen Durchgang durch das enge Tor der Zeit stirbt der Geist.

Das Bekenntnis aber zu dem von den Heiden drinnen wie von den Heiden draußen verworfenen Deutschland wartet fortan auf jeden, der auf seinem Boden lebt. Jedem wird es angeboten als frohe Botschaft, die den Bruch seiner Gestalt heilen will. Deutscher ist, der dies Bekenntnis ablegt. Dem Nichtbekenntenden bleibt es unbekannt.

Die Botschaft verlangt nicht, daß wir Geheimnisse glauben; sondern was offen vor uns liegt, was auf uns wartet, das sollen wir annehmen.

*

*

Damit der Geist Israels ausgehen könne über die Welt, mußte er entleibt werden, mußte sein Gefäß zerbrechen. Aber das Christentum, das in die Welt den Geist trug, hat zugleich in sie diesen Bruch hineingetragen, den Bruch zwischen Leib und Geist. Es ist „sinnenfeindlich“; denn um den Geist der Heiden zu heilen, hat es den heidnischen Leib entheiligen müssen. Es mußte diesem

nehmen, was ihm die Heiden zu viel taten an Ehre, und dem Geiste hinzutun.

Die Zerstückelung in Geist und Leib des Menschengeschlechts neigt sich dem Ende zu. Während sie dauerte, war den Heiden das Dogma notwendig, das auf diese Trennung aufgebaut ist. Heute stürzt es zusammen. Das christliche Dogma vom mannlosen Geiste, wie es sich in der Lehre von der Jungfrauengeburt ausspricht, ist eine aufgezwungene Waffe im Kampf gegen die Heiden. Denn wie wäre diesen anders deutlich zu machen gewesen, daß jede Seele ihren Geist unmittelbar von Gott, und nicht durch das väterliche Blut hindurch empfängt? Daß der Mensch von Mutterleib und Gottes Geist herkommt, und der Vater beidem nur dient, das leugneten ja die blutstolzen Nationen der Heiden. In Nicæa wurde griechisch, also in einer heidnischen Sprache gesprochen. Heut ist aller Geblütsstolz zu Ende.

In dem Pferch Deutsches Reich kann nicht immer weiter so nebeneinander her vom irdischen Vaterland der Deutschen, von dem Zion der Juden und vom geistigen Zion der Christen gesungen werden, als sei eines ohne das andere zu denken. Sie sind ja nicht nur auseinander, Juden, Christen und Heiden, sondern sie sind außerdem zu verschiedenen Zeiten aus ein und dem selben Geschöpf abgezweigt. Heide, Jude, Christ folgen aufeinander am Stammbaum des Menschengeschlechts. Sie stehen aufeinander, auch wenn sie selbständig nebeneinander stehen; und so müssen sie sich zwar abstoßen und begrenzen, aber auch gegenseitig tragen und halten.

Der irdischen Liebe zur Scholle, zur Heimat, zum Werk, zur Gestalt, ist die Heidenwelt verfallen gewesen. Als Erwecker der Sehnsucht, als Bringer der himmlischen Liebe, als Einsenker in die verdorrnden, weil vom Baum des gemeinsamen Lebens immer wieder in die Tiefe der

Erde absinkenden Völker, schreitet Christus über die Erde. Er erweckt ein geistiges Volk, ein nur geistiges Volk. Damit aber auch dieses sich nicht vollkommen glaube, steht das Volk, das leibliche Volk, dem er selbst entstammt, neben seinem geistigen Volk. Das Volk, das Jesus hervorbringen mußte, damit er zum Christus werden könne, die Juden, sind die Bringer der Unruhe unter die Christen, wie die Christen das Schwert des Geistes unter die Heidenwelt tragen.

Die Juden sind wie der Herztrieb am Baum, weil sie Geist und Leib der Menschheit in eins gewachsen offenbaren. Aber sie wurzeln nicht. Der Herztrieb muß getragen werden von den Wurzeln, die tief in die Erde greifen und aus ihr sich erneuern. Denn nur aus der Erde und an der Erde verzüchtet sich das Menschengeschlecht. Nur aus ihr kommen „neue“, ahnenlose Menschen hervor. Die Christenheit aber sind die weitausgreifenden Zweige und die Krone des Baumes. Nach allen Richtungen greifen sie aus. Sie geben dem Baum seine erdabgewandte Richtung in die Höhe. Sie zwingen ihn, seine Erden schwere immer wieder zu überwinden, indem sie auch das Gerिंगste an sich ziehen.

Die Leidenschaft der Heiden: Leibesschönheit, brückt sich aus im blauen Blut, im Stammbaum der Könige und Helden der Völker, in ihrer göttlichen Herkunft von Zeus oder Odin. Die christliche Geistes schönheit findet sich in dem Dogma der Jungfrauengeburt offenbart. Nicht ein männlicher Gott, sondern der heilige Geist Gottes zeugt Mariens Sohn. So klaffen Leib und Geist auseinander in hoffnungslosem Ringen. Aber zwischen den Leib, unsere Tiefe, und unsern Geist, der die Höhe unseres Wesens ist, ist uns eine Mitte gesetzt, die Seele, der Herztrieb, der Leib und Geist auseinandertreibt und wieder zusammenführt.

Es gilt heut gegen all die Fronten zu fechten, die uns um eine der drei Gewalten Leib, Geist oder Seele, betrügen wollen. Nicht darum darf der heidnische Geist zerstört worden sein, damit die heidnische Lebenskraft vernachlässigt werde. Nicht darum darf der christliche Leib, darf der Kirchenstaat und die Staatskirche zerstört worden sein, damit uns der christliche Geist verloren gehe. Nicht darum darf der Jude den christlichen Geist und seine Gedankenwelt auf sich genommen haben, sodas er nun nicht nur der eigenen Erde, sondern auch des eigenen Geistes darbt, damit die jüdische Seele zertreten werde. Ein jeder stehe also in seinem Lager. Aber ein jeder ahne jenseits auch die Dreipersönlichkeit der Lebendigen Gestalt. Ein jeder wisse, das sein eigenes Drittel ein Jenseits hat, in dem es erst versöhnt wird.

Ein Volk ist einst entkörperert worden, damit die ganze Welt mit seinem Geist bekleidet werden könne; es blieb ihm nur seine Seele. Die Juden sind darum das einzige Volk, bei dem der viel mißbrauchte Ausdruck der Volksseele ohne Spott gebraucht werden darf. Denn die Volksseele ist sein ganzer Besitz.

Gingegen haben nur die Heiden es zu einem wirklichen Körper gebracht, zum Volk und seinem Staate. Nur sie haben sich leibliche Gestalt zu geben vermocht. Die Juden sind keine Nation wie die Heiden. Preußen aber ist ein wirklicher Staatsleib.

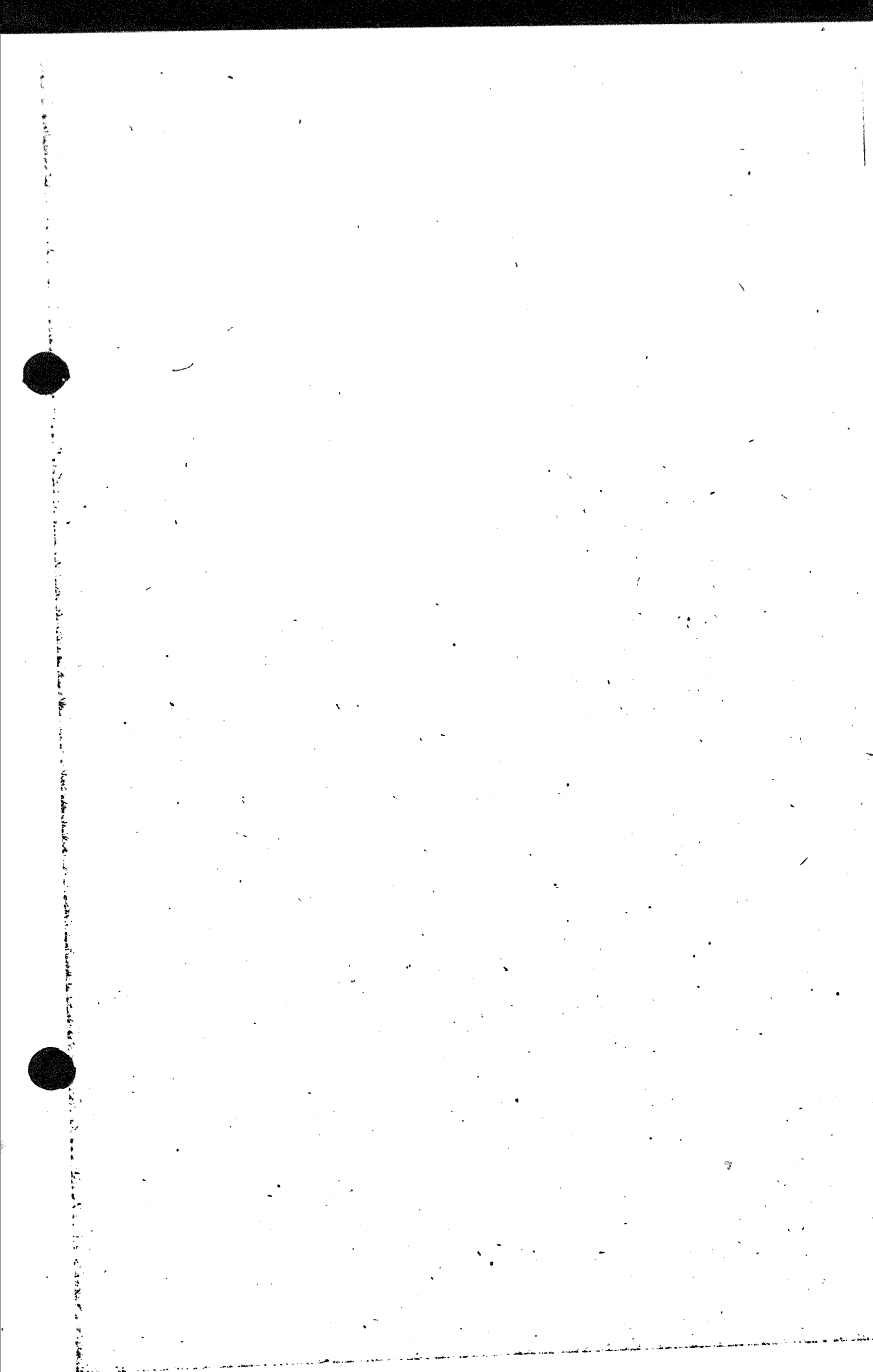
Die berühmte Lehre vom Volksgeist schließlich ist ein ähnlicher Irrtum, wie die von der Volksseele. Denn aller Geist ist dem Christentum verhasst und verschuldet und von ihm abhängig. Die Lehre vom Volksgeist der Romantiker ist ein letztes Aufbäumen der Heidenwelt gegen die Wahrheit, das nur die Christenheit es zu einem Geiste, zu einer zusammenhängenden Durchsäuerung der Welt mit Geist gebracht hat und bringen kann. Die

Christen selbst nennen deshalb, weil erst dieser Geist die Welt zusammenhängen macht, ihn den heilenden, den heiligen Geist.

Jesus, die Vollendung der jüdischen Volksseele, war von Leib ein Heide; denn er war eine Frucht außer dem Gesetz. Und von Geist war er der erste Christ. Und deshalb ist er Anfang, Mitte und Ende des Menschengeschlechts; und ist nicht mehr Jude oder Heide oder Christ, sondern alles ist in ihm beschlossen.

Heut wird ein Volksleib entehrt und entgeistert, damit dieser entgeisterte Leib geheilt werden könne durch den damals, im Christus, freigesetzten Geist. Aber wenn dies Volk heut seiner Herrlichkeit entkleidet wird, so geschieht das umgekehrt auch, damit der Geist die befreite Erde finde, in die er einfahren darf und sich verkörpern. Die Erde wird frei von falschem Geist. Nun wird der Geist der Wahrheit heimkehren, damit kein Verbanntes mehr sei. Sintemalen wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben.

Im Frieden.



Arbeitsgemeinschaft.

„Die sind wie Feuer und Wasser miteinander.“ Mit Feuer und Wasser vergleichen wir zwei Wesen, wenn wir ihr feindseligstes Verhalten gegeneinander ausdrücken wollen. Keinen größeren Haß scheint es im weiten Umkreis der Natur zu geben, als den zwischen diesen beiden Grundwesen. Deshalb heißen sie ja Grundwesen, Urwesen („Elemente“). Das Wasser löscht das Feuer. Das Feuer zerstört das Wasser.

Und doch hat die Übernatur, der menschliche Geist, dies feindliche Brüderpaar zusammengeschweißt zu gemeinsamem Wirken. Alle Fülle und Bereicherung des menschlichen Daseins nimmt ihren Ausgang vom Schmieden und vom Kochen. In diesen beiden Vorgängen wird das Aufeinanderwirken von Wasser und Feuer ausgenutzt zu menschlichen Leistungen.

Das, was von Natur auseinanderstrebt und auseinanderklafft, durch einen kühnen Entschluß zu gemeinsamem Wirken zu bringen, das ist die Aufgabe des Menschen. Wirkensgemeinschaften unter den Kräften der Erde begründet er neu. Wo nach Naturgesetz die Stoffe sich trennen und auflösen, da legt sein Geist sein Gesetz um die getrennten und schafft dadurch eine neue Erde. Das Feuer brennt nun um so heftiger; das Wasser entfaltet jetzt erst alle seine Spannkraft, seitdem sie ebenbürtig nebeneinander stehen. Der Mensch gestattet ihnen zwar, weiter miteinander zu ringen. Aber sie können sich nicht mehr gegenseitig zerstören oder ausrotten. Seine Kunst überwindet das Gesetz ihrer Natur durch seine

höhere Anordnung der Kräfte, ohne daß sie deshalb gelähmt oder unterbunden würden.

Dem Menschen ist dafür an sich selbst ein Beispiel gesetzt. Nichts klappt so himmelweit auseinander unter aller Menschenart, wie Weib und Mann, wie die beiden Geschlechter. Ein rastloser Kampf tobt zwischen ihnen, ein Kampf der Unterjochung, der List und des Verrats. In ihm fließen die heißesten Schmerzens- und Reuetränen der Menschheit. Die Brandung begehrllicher Leidenschaft spottet der festesten Sicherungen, die Sitte und Recht der menschlichen Gesellschaft aufgerichtet haben. Und damit diese Gesellschaft sich über ihre Ohnmacht nicht täusche, zeigt ihr der unablässige Anblick zerstörter Schönheit, daß ihre Gesellschaftsordnung täglich neu zerstört und vergiftet wird durch Liebeskrankheit und Geschlechtsleidenschaft.

In diesem rücksichtslosen Kampfe werden alle Mittel von der leichten Verstellung bis zum Morde angewendet. Dennoch ist es dem menschlichen Geist gelungen, diesen Abgrund, das Toben aller Leidenschaften, zu bezwingen. Eine bestimmte Form der Geschlechtsgemeinschaft macht der Selbstzerstörung des Menschengeschlechts ein Ende. Die bloße Natur, die sich hilflos zerreibt, wird unter das Gesetz des Geistes gezwungen jedesmal, wenn aus dem regellosen und schonungslosen Wogen des Geschlechterkampfes ein Paar heraustritt ans ruhige Gestade der Ehe. Hier in der Ehe ist die rechte Form gefunden — wie in der Schmiede für Wasser und Feuer. Das Widerstreitendste, Mann und Weib, sind beide in einträchtiger Wirkensgemeinschaft verbunden. Das Verschiedene bleibt verschieden. Der Mann wird noch männlicher, das Weib weiblicher in der Ehe. Trotzdem umschlingt beide ein Ring. Durch diesen Ring werden die beiden Teile einander ebenbürtig und ihres Daseins gegenseitig versichert. Inner-

halb dieses Reises der Einheit bleiben die Schmerzen und Leiden, die Mann und Weib einander nach Naturgesetz zufügen. Zur Liebe gehören notwendig Leiden. Aber sie bekommen nun Sinn; sie dienen dem inneren Aufbau des Bündnisses.

Das Verschiedene bleibt zusammen und wird gerade dadurch immer verschiedenere, aber es kann sich nicht mehr vernichten.

Weshalb aber war die Ehe notwendig? Das Zusammenleben der Geschlechter ist in der Tierwelt triebhaft. Es bedarf nicht des Nachsinnens oder besonderen Bewußtseins. Es ist für den, der ihm unterliegt, etwas Selbstverständliches. Auch der Mensch ist soweit Tier, daß ihn die Triebe fortreißen. Dennoch wird das Geschlechtsleben für ihn fragwürdig. Es ist nichts bloß natürliches; und so gibt es ihm nur Befriedigung, nicht Frieden. Die Scham schiebt sich zwischen Trieb und Erfüllung. Was sich nicht mehr von selbst versteht, bedarf nunmehr der Verständigung und Regel. Nur dadurch kann der eingeschaltete Widerstand der Scham überwunden werden. Das Naturgesetz versagt. An seine Stelle muß das ausdrückliche und ausgesprochene geistige, das ist: das übernatürliche Gesetz der Ehe treten. Der durch die Verblendung der Leidenschaften entstandene Miß in der Natur wird durch die Großtat der Ehe, ihre Erfindung und Einsetzung geheilt. Das Wort „Ehe“ ist leider uns Heutigen nicht gleich durchschaubar. Aber es lohnt, sich seine Herkunft anzusehen. Es gehört mit „ewig“ zusammen und heißt einfach: „Gesetz“, „Sagung“. So ist die Ehe das eingesetzte Friedensband, um die natürliche Wirkensgemeinschaft der Geschlechter wieder herzustellen. Jede einzelne Ehe aber ist ein Anwendungsfall dieses neuen von uns der Natur auferlegten Gesetzes.

Auf verschiedener Stufe haben wir das selbe Schauspiel: Die menschliche Kunst, die sogenannte Technik, war es gewesen, die das Zusammenwirken der nach schrankenloser Selbständigkeit strebenden Naturgewalten erzwang. Das menschliche Gesetz, die sogenannte Ehe ist das Zusammenwirken der nach schrankenloser Selbständigkeit strebenden Geschlechter. Aber es wäre gefehlt, in der Einrichtung der Ehe den einzigen Bund des Friedens unter geschiedener Menschenart zu erblicken. Denn die Trennung unter den Menschen ist tausendfältig. Nicht nur Mann und Weib, auch Eltern und Kinder, Führer und Geführte, Geistliche und Laien, Offiziere und Soldaten, Arbeitgeber und Arbeiter leben sich auseinander; und das Volksleben droht sich so immer, ganz wie die blinde Natur, in seine Bestandteile aufzulösen. Da kann die Ehe nur eine Bedeutung haben:

Sie ist das Vorbild für alle Lösungsversuche, die nötig werden, um den Streit, den Krieg, den Haß zwischen Menschen zu überwinden. Wie die erste technische Erfindung vorbildlich bleibt für all die viel größeren nach ihr, so bleibt die Ehe das erste Beispiel eines geglückten geistigen Gesetzes. Auf sie wird jeder blicken müssen, der den Schlüssel zum Friedensstore seines eigenen Streitfalles sucht. Denn er findet nur bei ihr die rechte Mischung der Grundstoffe. Das Verschiedene muß verschieden bleiben; es darf sich nicht selbst preisgeben in feiger Entartung. Ein unmännliches, untriegerisches Männchen wird ewig etwas Greuliches bleiben. „Weibisch“ wird immer ein Scheltwort für einen Mann sein. Aber das Verschiedenbleibende muß trotzdem zusammengehalten, in einander verwirrt werden.

Weil die Zersekung unter den Menschen täglich aufs neue hervorzubrechen droht, ist täglich eine neue Anstrengung des Geistes vonnöten, das neue, das passende

Gesetz für die hilflose Natur zu entdecken. Dies Entdecken des neuen Gesetzes ist die Aufgabe, die neben der Erfüllung des alten Gesetzes notwendig ist. Wir dürfen also drei verschiedene Arten geistiger Kräfteanwendung unterscheiden: Die Kunst (Technik), mit der die äußere Natur gemeistert wird. Das Gesetz (Ehe), mit der die eigene Natur geregelt wird. Schließlich die Kraft, durch die jeder neuen Selbstzerstörung der eigenen Natur Einhalt getan wird durch Aufstellen einer neuen Lebensform. Diese sozusagen freie, unvorhergesehene Kräfteanwendungsart des Geistes läßt sich technisch am genauesten durch das Wort „Liebe“ bezeichnen.

* * *

Heut ist die Herstellung der Wirkensgemeinschaft zwischen den Volksgenossen die Aufgabe, vor die wir uns gestellt sehen. Denn die Wirkensgemeinschaft des deutschen Volkes ist zerbrochen. Sie hat aufgehört, etwas Natürliches zu sein. Sie versteht sich nicht mehr von selbst. Der Zusammenhang hört auf zu wirken.

Mit Redensarten von Frieden und Freundschaft und liebevoller Gesinnung läßt sich da nichts ausrichten. Aber das abgelaufene Jahr hat ein neues Ding wachsen und sich ausbreiten sehen, das den ersten verschämten Versuch der Ehe Stiftung darstellt. Der Ehe Stiftung; das hieße also des ausdrücklichen, durch den Geist wiederhergestellten Gesetzes.

Dies neue Ding birgt sich unter dem Ausdruck der „Arbeitsgemeinschaft“.

Er taucht allenthalben heute auf. Die neueste Zeitschrift z. B., die das preußische Schulministerium herausgibt, heißt schlechtweg: die Arbeitsgemeinschaft.

Bei allen Tarifverhandlungen der Industrie spielt er eine Rolle. Aber weder sein Sinn noch seine Her-

Kunst sind ohne weiteres klar, sondern sie verdienen eine genauere Betrachtung.

Das Wort „Arbeitsgemeinschaft“ stammt aus dem Zusammenbruch des Novembers 1918. Am 15. November 1918 traten die großen Verbände der Industriellen und der Arbeiterschaft zusammen und beschloßen, alle Fragen im Wege der Arbeitsgemeinschaft zu besprechen. Das sollte heißen: eine Körperschaft tritt regelmäßig zusammen, die aus Vertretern der Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gleichen Teilen besteht. Die Gegenparteien vereinigen sich in einem Zimmer; sie setzen sich einer dauernden, gegenseitigen Berührung, Reibung und Beeinflussung aus, so unbequem das auch sein mag.

Die obersten zentralen Vertretungen beider Teile, die Generalkommission der Gewerkschaften und die Zentralverbände der Industrie, fanden sich zuerst. Hier war zuerst die Not stärker als das Vorurteil; hier zuerst zerbrachen die sozialistischen und die bürgerlichen Dogmen. Noch kurz zuvor hatten die Industriellen die Parität schroff abgelehnt. Und heute ist umgekehrt bei der Arbeiterschaft schon wieder vergessen, was durch die Gleichberechtigung in der Arbeitsgemeinschaft erreicht worden ist. Das Notwendige wird eben zuerst nur den unmittelbar Genötigten sichtbar. Genötigt waren aber nur die verantwortlichen Spitzenverbände zu klarem Entschluß.

Erst von der Reichsarbeitsgemeinschaft her gliederte sich die ganze Welt der Arbeit in zahllose landschaftliche und berufliche Einzelabteilungen. Ein ganzer Turmbau von Arbeitsgemeinschaften für alle Industriezweige und alle Länder und Provinzen erhebt sich heute über ganz Deutschland.

Schon im November 1918 bemächtigte sich auch der Gesetzgeber, das war damals der Rat der Volksbeauftragten, des neuen Gebildes. Die Regierung Ebert-Gaase

gab den Maßnahmen der Arbeitsgemeinschaften zuerst durch den Abdruck im Reichsanzeiger am 18. November den Charakter der Vorbildlichkeit. An „Gesetze“ war damals nicht zu denken. Sondern die neuen Männer griffen beglückt nach dieser einzigen besonnenen Tat im allgemeinen Strudel.

Unabhängige und Mehrheitssozialisten waren damals einig! Bald ging der Gesetzgeber weiter und baute seine eigenen Gesetze auf dieser ihm freiwillig entgegen gewachsenen Grundlage der Arbeitsgemeinschaft auf. So kommt es, daß sie heute bereits zwingendes Recht auch für solche Kreise und Verhältnisse mitschaffen darf, die ihr nicht unmittelbar angehören.

Eine solche Neuerung bedarf des allmählichen, wenn auch verdeckten Wachstums. Was hier unter dem Namen der Arbeitsgemeinschaft sichtbar wurde, das hatte sich schon seit dem Hilfsdienstgesetz vorbereitet. Die Schlichtungsausschüsse dieses Gesetzes hatten vorher gehen müssen und die vielfältigen Verhandlungen des großen Generalstabs mit der Generalkommission. Hier war Aussprache und persönliches Zusammensein üblich geworden.

Aber erst als der äußere Zwang, der dieses Gesetz aufrecht hielt, wegbrach, erst mit dem Ende des Belagerungszustandes, konnte sich zeigen, ob aus eigener Kraft das damals angebahnte weiter wirken würde. Deshalb empfängt die Arbeitsgemeinschaft ihren besonderen Namen und ihre Aufnahme in den Sprachschatz des Volks mit Recht erst in dem Augenblick, wo sie nach Wegfall des staatlichen Zwangs aus freiem Entschluß der Beteiligten stehen gelassen und neu aufgebaut wird. Aber wie bescheiden tritt sie auch dann noch in die Erscheinung; mit dreimonatlicher Kündigung ist der Vertrag vom 15. November geschlossen! Heute ist sie längst der Kern einer ganz neuen Rechtsepoche geworden.

Denn wie die Arbeitsgemeinschaft ihre Wurzeln in die Vergangenheit unserer Volksordnung erstreckt, obgleich sie ein Gewächs des Umsturzes, der Revolution ist, so treibt sie sogleich Sprossen und Ableger nach allen Seiten unseres Rechtslebens. Die beiden großen bergbaulichen Gesetze des letzten Sommers: über die Reichswirtschaft für die Kohle und für das Kali, verwerten den Gedanken der Arbeitsgemeinschaft für die Bildung ihrer großen Reichsräte. Im Reichskohlenrat und im Reichskalirat sitzen Arbeitgeber und Arbeitnehmer paritätisch, d. h. zu gleichen Teilen. Der Reichskohlenrat soll die gesamte Kohlenwirtschaft, Absatz, Ein- und Ausfuhr, Verwertung und Erzeugung regeln. Der Arbeiter wird hier mittels der Arbeitsgemeinschaft zum Wirtschaftsschöffen, er wird als Jury der Gesellschaft tätig. Im Reichskohlenrat geht es nicht mehr um Arbeiterinteressen im engeren Sinne. Hier geht es um das gesellschaftliche Dasein. An die Stelle eines Teils der Staatsautorität tritt hier die Autorität einer von unten herauf gebauten Gesellschaftsordnung. Ein anderes Beispiel: Seit Januar 1919 werden Reichsbevollmächtigte für die einzelnen Bergbaugebiete ernannt. Auch sie amtieren nach Grundsätzen der Arbeitsgemeinschaft, nämlich jeweils ein Beamter, ein Werksleiter und ein Gewerkschaftsbeamter gehören selbst zusammen. Also das Widerstrebende wird hier zu einheitlicher Wirksamkeit bestimmt.

Wir haben eingangs die „Arbeitsgemeinschaft“ ein verschämtes Ding genannt. Das müssen wir jetzt noch näher begründen. Da es sich um Verhältnisse der Maschinen- und Handarbeit, um die Industrie handelt, so sieht es so aus, als handle es sich bei dem neuen Wort um eine Gemeinschaft der Arbeit gerade wie die Arbeitsgemeinschaft am äußeren Werk, an Eisen oder Flachs, Automobile oder Farben. Aber das Wort bezeichnet ein

viel künstlicheres Verhältnis. Denn die Werksgemeinschaft innerhalb der einzelnen Fabrik, die wird durch die Arbeitsgemeinschaft zu einem Teil lahmgelegt. Der alte Standpunkt des Unternehmers war ja gerade gewesen, nur mit denen zu verhandeln, die mit ihrer Hände Arbeit das Werk seiner Werkstatt förderten. Er verkehrte nur innerhalb seiner Werksgemeinschaft, mit den Angehörigen seines Unternehmens. Jetzt aber wird umgekehrt nur durch die Verbände verhandelt. Der Wille des nicht verbandsvertretenen „nichtorganisierten“ Einzelnen, der nur seine stumme Arbeit gemein hat mit seinen Genossen, bleibt in der neuen „Arbeitsgemeinschaft“ zunächst unvertreten.

Erst die Betriebsräte, die in die Einheit des einzelnen Werks und in seine produktive Hand-Maschinen-„Arbeitsgemeinschaft“ eingebaut werden sollen, werden auch den unorganisierten, einzelnen Werkteilnehmer einbeziehen in die Arbeitsordnung des ganzen Volks und der Tatsache Rechnung tragen, daß er doch auch zur Werksgemeinschaft gehört.

Aber die Betriebsräte gehören erst der Zukunft an. Und ihre Formen sind ebenso unerprobt wie ihre Wirkungen. Geringer ist die Arbeitsgemeinschaft der Verbände, die über alle einzelnen Werke zwingend hinübergreift, schon Tatsache und tägliches Ereignis. Also hat das Wort „Arbeit“ hier einen andern Sinn als den der sichtbaren und gütererzeugenden Markt- und Lohnarbeit. Es zielt nicht auf das Regieren der Hände, sondern auf das Ringen, Denken und Vorgehen des Geistes. Die Arbeit, die vollbracht wird, ist Gedankenarbeit. Das Wort Arbeit wird im übertragenen Sinne gebraucht und bedeutet Politik, Planen und Entschlußfassen. Diese „Arbeit“ soll jetzt gemeinsam vollführt werden, in Form gemeinsamer Auseinandersetzung und Aussprache.

Bisher war das getrennte Planen und Beraten die Regel. Die gemeinsame Konferenz war die Ausnahme, die von einsichtigen Männern freiwillig gemachte Ausnahme. Jetzt soll sich das Verhältnis von Ausnahme und Regel umkehren. Gemeinsame Beratung und Besprechung soll zur verpflichtenden Regel werden. Aus der Einsamkeit des Jahrhunderts der Freiheit und Auflösung, des Neunzehnten, war der Unternehmer entsprungen. Die Vereinzelnung, die zur schöpferischen Tat allerdings gehört, hatte man auf alle Lebensverhältnisse ausgedehnt. Das Miteinandersprechen der Arbeitsgenossen war in der Arbeitsteilung mehr und mehr verloren gegangen. Stumm und blind wirkte jeder Arbeitsteilnehmer nur noch sein Teil. Jetzt muß das Sprechen wiederhergestellt werden. Denn nur „wenn Menschen miteinander sprechen“, können sie sich verständigen, wie es in dem ersten Aufsatz der Werkzeitung heißt, die zuerst auf dem neuen Boden praktisch zu bauen versucht.

Also zum bloßen stummen Werken und Arbeiten der Hände, dessen natürlicher Zusammenhang versagt, muß und soll heute das Sprechen der Geister hinzutreten. Sein Hinzutritt kann allein die wahre Wirkensgemeinschaft wieder herstellen. Die äußere Werksgemeinschaft wird durch innere Sprach- und Denkgemeinschaft ergänzt. Der natürliche Zusammenhalt der Arbeit ist zerbrochen. Nun soll die Natur durch den Geist und das Wort der Menschen wiederhergestellt werden und ihr neues Gesetz empfangen. Es muß etwas „über die Natur“ kommen und sie meistern; das einzige übernatürliche aber ist der Geist. Weil die neue, geistige, Gemeinschaft auf die Heilung der Arbeit zielt, nennt sie sich überbescheiden selbst Arbeitsgemeinschaft. Aber sie ist eine Gemeinschaft des Geistes; und der Geist weht wo er will; deshalb fängt sie nicht da an, wo der gesunde Menschenverstand

sie suchen würde, in der einzelnen Werkstatt. Sondern oben bei den obersten Führern. Die Grundlagen der Volkspyramide sollen geheilt werden. Aber die Notwendigkeit geistiger Verbindung tritt zuerst oben bei den Häuptern des Ganzen hervor. Der Geist tritt also sozusagen einen Umweg an über die Spitzen der Arbeitspyramide und wirkt erst von hier ganz langsam rückwärts, auf die einzelne Fabrik. Später, wenn die Welt der Arbeit einmal gesundet ist, dann wird jede Werkseinheit, jede Fabrik auch eine geistige Einheit wieder sein; nicht nur die Hände werden da ein Werk vollführen, sondern auch ein Geist wird die Köpfe beherrschen und eine gemeinschaftliche Sprache. Dann wird die einzelne Fabrik selbst eine Arbeitsgemeinschaft heißen; und niemand wird begreifen, weshalb es heute anders hat sein müssen, weshalb heute gerade die von der Fabrikarbeit des Alltags am weitesten entfernten Führer mit der Gemeinschaftsarbeit des Geistes den Anfang haben machen müssen. Aber ein kranker Körper empfängt seine Arznei nicht an der kranken Stelle sondern durch den Mund, obwohl doch am Ende die Arznei an die kranke Stelle hinkommen soll. Ist der Leib wieder gesund, dann erhalten sich die genesenen Teile wieder selbst. So war in der Welt der Arbeit am ersten Tage nach der Katastrophe nichts, gar nichts anderes da als die Arbeitsgemeinschaft der Führer. Erst allmählich ist sie nach unten gewachsen, immer näher auf das einzelne Werk zu. Wird jedes einzelne Werk genesen sein zu Vertrauen und Gemeinschaft, dann ist die große Reichsarbeitgemeinschaft, die heute den Anfang gemacht hat, nur noch wie der schmückende Schlußstein und die Krönung eines reichgegliederten Hauses.

*

*

*

Die Reichsarbeitsgemeinschaft ist die erste Tatsache in diesem Heilungsprozeß. Sie ist vielleicht eine sehr bescheidene Tatsache angesichts der großen Aufgabe der Einbettung der Industrie in eine neue Volksordnung. Aber eine Tatsache ist sie. Darum kann kein Parteigeist sie wegreden. Sie wirkt ja schon längst.

Indessen bleibt die Wiederherstellung der einzelnen Fabrik als echter Arbeits-, als bewußt gewordener Wirkensgemeinschaft das Ziel. Damit dies Ziel näher komme, muß ein Druck auf die Volksteile ausgeübt werden, die den Sinn des Vorgangs nicht begreifen und deshalb als ungläubiges Schwergewicht, als bloßer stumpfsinniger Widerstand wirken. Diesen Druck übt der Teil der Arbeiterschaft aus, der von dem bisher Erreichten „unabhängig“ zu bleiben erklärt. Die Unabhängigen verleugnen leidenschaftlich die schon geschaffenen Tatsachen und denken nur an die künftigen Maßregeln für den Einzelbetrieb. Aber diese Arbeitsteilung unter den politischen Parteien ist nur eine — Arbeitsteilung! Der Vorgang als solcher ist einheitlich: Die Wiederherstellung der verloren gegangenen geistigen Verbindung zwischen den handarbeitenden und den händeordnenden Schichten, zwischen Führern und Geführten im Volk durch Zutritt des bewußten Gesetzes.

Und er ist umfassender, als die politischen Richtungen der Sozialisten ahnen. Das geistige Gesetz muß ausdrücklich ergehen nicht für die Industrie, sondern für die ganze Gesellschaft.

Im neunzehnten Jahrhundert sind Massen aus dem Boden gestampft worden, Städte emporgeschossen, Fabriken entstanden; wuchernd und üppig quellend; aber auch zügellos wie die blinde Natur. Diese neue Welt der Arbeit ist bloß aus dem „freien Spiel der Kräfte“ hervorgegangen. Sie ist nicht aus einer bewußten Volks-

ordnung als legitimes Kind entsprossen. Sondern als wilder Sprößling brach sie hervor, die alten Staaten und ihre Geseze unterwühlend und aushöhlend.

Hilflos standen die Staatsmänner vor diesem entfesselten Treiben einer neuen Menschenart. Sie suchten es zu dämpfen. Aber sie hatten noch nicht begriffen, daß die Natur nicht nur erforscht werden will, ehe sie sich meistern läßt. Die Natur will erst einmal anerkannt werden in ihrer dämonischen Gewalt, ehe sie das Joch des Gesezes auf sich nimmt. Denn erst dann kann sie das Gesez als Ausdruck des eigenen Wesens erkennen. Die menschliche Natur heischt wie alle Natur Sicherheit dafür, daß ihr Leiter sie nicht haßt noch ausrotten will; sie begnügt sich aber auch nicht damit, daß er sie bloß zügeln und schonen möchte; sondern er soll alle ihre Möglichkeiten entfalten und sie ihrer Bestimmung zuführen, weil er sie liebt wie sich selbst.

Die wie eine neue Schöpfung hervorbrechende Welt der Technik war ein Fremdkörper im alten Staat und blieb es trotz aller seiner „Fürsorge“. Sie war nicht Fleisch von seinem Fleisch noch Blut von seinem Blut. Sie galt eben noch nicht als gleich ursprüngliche Natur wie die älteren Teile der Menschenwelt.

Aber die mächtigen Kräfte des Dampfes, der Elektrizität, der Luft und Gase, der Wellen und Strahlen, die von der Technik betreut werden und die sie hereingezogen hat ins Leben der von Menschen bewohnten Erde, sind auch Natur, auch geschaffene Kräfte, wie der Wald und der Acker und der Garten und der Steinbruch. Es ist keine künstliche Welt, die Welt der Industrie. Denn sie reißt Schöpfungskräfte in unser Leben hinein.

Freilich stürmen diese Kräfte über die ganze Erde hinweg und umspannen sie mit Leichtigkeit. Darum einigen sie die ganze Erde; darum zwingen sie das ganze

Menschengeschlecht zum Zusammenwirken. Darum spotten sie der alten Staatsmänner.

Denn diese lebten in einer kraftlosen Welt, aus der die Mächte der Natur ängstlich ausgeschlossen waren, in der Welt des sich an die einzelne Scholle abergläubisch anklammernden einzelnen Menschen und einzelnen Volkes. Die — katholisch-mittelalterliche — Kirche kennt den Schutz des Menschen vor der Natur. Denn die Natur ist verzaubert und der Seele des Menschen gefährlich. Sie ist sein Feind, den der Priester beschwört, wie er die Ernte durch seinen Segen schützt. Das ist die Religion und die Autorität der Kirche.

Der neue — protestantisch-neuzeitliche — Staat kennt den Schutz und die Pflege der Natur. Sie ist sein Gästling, den er zurechtfügt und dämpft und korrigiert, wie er das Vöglein in seinem Salonkäfig füttert. Das ist das Privileg und die Hoheit des Staats.

Die neue Welt der Technik aber fordert den Schutz des Menschen durch die Natur. Ihr Weg geht quer durch die Leidenschaften der Natur, durch die Entfesselung der Elemente. Die Männer der Technik begreifen den kirchlichen Aberglauben gegen die Natur ebensowenig wie die Staatsprivilegien über die Natur. Denn ihre Kräfte, ihre Funken, ihre Drähte, ihre Flugzeuge, ihre Schiffe, ihre Meßapparate überstürmen die ganze Erde. Darum kennen sie nur die Gesellschaft, die an der Durchkräftigung der ganzen Erde tätige Gesellschaft. Die Gliederung in einzelne Länder und Erdteile ist für die neue Welt der Arbeit nur ein Unterfall der Einheit der menschlichen Gesellschaft. Die Zerstreuung der einzelnen Menschen in ihrem Kampf ums Dasein ist für sie nur ein Unterfall des Kampfes der ganzen Menschheit um die Entzauberung, Befreiung und Vollendung der Natur.

Dieser Entdeckungsweg quer durch die Natur hindurch bedrohte die alten Staaten und Nationen in ihrem eigentümlichen Stolz und vor allem in ihrer Sonderexistenz. Sie fühlten ihre Grundfesten wanken. Waren sie doch auf einen zerklüfteten, abgegrenzten und eingeschränkten Erdboden gegründet worden. Deshalb konnten sie die neue Schöpfung der Erde durch die Technik unmöglich lieben wie sich selbst. Durch nationale Patente, nationale Erfindungen, nationale Industrien suchten sie einen letzten Vorbehalt für den eigenen Staat und das eigene Volk zu gewinnen.

Der Krieg sah den Höhepunkt dieser Eitelkeiten und Vorbehalte. Zugleich hat er aber all dergleichen technische Vorbehalte des Einzelstaats zerschlagen. Die großen Naturkräfte sind so wenig patentierbar wie es der Ackerbau oder die Forstkultur ist. Die Ebenbürtigkeit der neuen Welt der Arbeiter der Industrie ist durch das Fortschwimmen des alten Staates gesichert.

Ja umgekehrt; heut ist eher die Ebenbürtigkeit der alten Welt der Bildung und des gebildeten Geistes in Frage gestellt. Gegen diese Gefahr strengt sie darum ihren Geist an. Ein Gesetz zwischen beiden Welten zu finden, ist die Aufgabe des Geistes. Denn die neue Schöpfung hat das Geheimnis der Fortpflanzung erst noch von der alten gebildeten und vergeistigten Welt zu lernen. Noch ist sie in Gefahr unfruchtbarer Gewalttätigkeit. Der Nachwuchs in der Industrie ist ein noch ungelöstes Problem. Der Mittel für die Verbindung zwischen der erbfähigen alten und der lebensfähigen neuen Welt sind mehrere, je nach dem erreichten Zeitpunkt verschiedene. So wenig der Betriebsrat das letzte Mittel ist oder das Ende des Wegs, so sicher ist die Tatsache, daß die gesetzliche, die bewußte Festsetzung der neuen Gesellschaftsordnung mit der „Arbeitsgemeinschaft“ anfängt.

Ihr werdet sagen: weiter nichts? Nein, weiter nichts.

Es scheint ja eine ganz unbedeutende, geistlose und begeisterungslose Sache, solche „Arbeitsgemeinschaft“. Dennoch ist sie das einzige, was uns von den übrigen Ländern, vor allem von Rußland und Amerika, unterscheidet. Wäre sie nicht, so könnte einer glauben, wir steuerten in ein Fahrwasser, wo wir nur bei einer bolschewistischen Filiale oder einer amerikanischen Kolonie landen müßten. Denn die papierene Herrlichkeit unserer „Verfassung“ haben wir mit der freien Negerrepublik Liberia gemein, deren „Konstitution“ den Vergleich mit der unseren wohl wagen darf. Geistig aber sind wir dem Einstrom des Amerikanismus und Bolschewismus etwa gleichmäßig und etwa gleich widerstandslos ausgesetzt.

Aber hinter allem, was „auf dem Papier steht“, hinter dieser bloßen Kulisse steht als Wirklichkeit die Arbeitsgemeinschaft. Sie ist nichts Staatliches; sie ist die freiwillige Tat der Selbstüberwindung zweier Hauptträger der Gesellschaft. So ist sie in dem Augenblick, wo unser Staatsleben seine Eigentümlichkeit verliert, Bürgin dafür, daß wir eine eigenartige Gesellschaftsordnung auch künftig behalten werden.

Das Volksganze fiel geistig, richtiger entgeistert, auseinander, in einen alten staatsverkörperten und den neuen staatsfremden Teil. Die einzelnen aufgelösten Bestandteile starben dadurch geistig mehr und mehr ab. Das ist die Krankheit, die an dem in millionenfacher Arbeitsteilung gegliederten Volke gezehrt hat.

Die Arbeitsgemeinschaft packt das Übel an der Wurzel. Sie läßt das Verschiedene verschieden, läßt es seine Verschiedenheit recht kräftig aussprechen und bringt es als verschiedenes, dennoch zusammen unter dem Schutze unzerstörbarer Einheit, durch den Ehreiß ebenbürtiger und notwendiger und ausdrücklicher Gemeinschaft.

Sie ist nur ein Anfang. Aber das ganze Geheimnis eines jeden Dings steckt schon im Anfang. Sie ist das Wort für den ersten Schritt, aber auch der richtige Name für den ganzen weiten Weg, zu dem ein ins Unglück geratenes, ein trotz aller „Verfassungen“ unverfaßtes und formlos gewordenes Volk der Arbeit sich heute anschickt. Nackt und bloß, ohne Staat, ohne Grenzen, ohne Recht, als bloße Gefellenschaft im Kampf gegen die gemeinsame Not des Daseins findet sich dies Volk vor. Vorbehaltlos wie es leben muß, darf es dafür nun auch vorurteilslos, d. h. für alle Menschennatur gültig, denken. Zu bloßer Natur geworden, darf es beginnen, diese seine bloße Natur zu überwinden. Das Naturgesetz des Geschlechtslebens, daß ein jeder fortgerissen wird von der Leidenschaft, hat seine Erlösung in der Ehe, in einem geistigen „Gesetz“ gefunden. Das Naturgesetz der Menschen, daß ein jeder von ihnen im Schweiß seines Angesichts arbeiten muß, findet seine Lösung in dem neuen, dem ausdrücklichen, dem menschlichen Gesetz von der Gemeinschaft aller Arbeit an der Vollendung der Erde.

Die Tochter.

Wir sagen es uns nicht, denn wir können das Wesentliche nicht mehr laut sagen. Alles Laute ist unerträglich geworden. Fast ist uns die gegliederte Sprache schon zu abgegriffen. Wir suchen eine Sprache, die nicht mehr gesprochen zu werden braucht, um uns in sie einzuwickeln.

Es ist nicht ein leeres Schweigen, das wir suchen. Möchten wir doch zueinander; müssen zueinander.

Es müßte ein erfülltes Schweigen sein, das uns umfaßt, das uns zu einem gemeinsamen Reigen verschlingt, damit wir nicht tot dastehen wie Statuen, sondern leben, damit wir nicht sprechen noch hören müssen und dennoch klingen.

Wir sagen es uns nicht. Denn wir zittern daran zu denken: Wir möchten vergessen, daß unser Herz krank ist und zu Tode getroffen. Wir können nicht mehr. Den Männern ist das Herz gebrochen. Woran auch ihr Herz hing, so ist keiner unter den heimgekehrten Feldgrauen, der nicht krank wäre und zerstoßen.

Tretet leise auf; flüstert; Deutschland ist ein großes Krankenzimmer. Seine Männer treten nicht mehr mit leuchtendem Auge begeistert ins Freie. Jeder laute Ton zeugt von Entartung heute. Es ist schlechtes Volk, das heut kraftvoll sein Geschäft betreibt und losbricht zur Arbeit mit schäumender Kraft: Schieber sind es, ob nun in Wissenschaft, Politik oder Künsten oder Handel. Gewaltig zerstoßen sie die zarte Erübung, die uns umschleiert. Sie allein schützt uns. Wir bergen uns unter

ihr, die wir nicht Kriegsgewinnler, sondern Kriegsverlierer zu sein empfinden.

Aber dieser Schleier vor unserem Blicke ist doch auch ein Zeichen unseres gebrochenen Auges. Wir müssen es uns sagen: Wir Männer sind krank. Wir alle sind krank, ob wir Pastoren sind oder Priester, Unteroffiziere oder Generäle, Arbeiter oder Ingenieure, Künstler oder Gelehrte. Mögen wir daran denken oder mögen wir uns betäuben und verleugnen: ein Wurm nagt an unserer Wurzel.

Wie könnten aber Kranke sich selber heilen? Wo ist denn noch frisches Blut, das zum Herzen strömen könnte, als seien wir neugeboren? Männer können die Ärzte nicht sein. Wenn sie uns nahen wollten, wir müßten sie zurückweisen; denn sie litten also nicht wie wir. Wir verlangen aber von jedem Manne dieses Jahres fünft's Narben und Blutverlust. Wir können niemanden ertragen, der mit ungebrochener Tonstärke einhertrumpet, wo wir auf Behen gehen und flüstern.

So wäre Deutschland nur ein großes Spital, von feindlichen Gäschern bewacht, in dem wir langsam dahinsiechen?

In längst entschwundener ferner Vergangenheit vor 1919 Jahren ist ein Quell entsprungen. Von dem heißt es, er heile die zerstoßnen Herzen. Wer von ihm trinke, könne jeden irdischen Verlust verschmerzen. Denn er habe das ewige Leben geschmeckt. Der Strom ist immer neben der Zeit seitdem einher geflossen. Wenn je, so wäre heute seine Stunde gekommen. Wenn er nur ein wenig Kraft hat; — wir sind gewiß ohnmächtig und zerschlagen genug, daß er uns leicht ergreifen kann.

Unbeschützt liegen unsere verwundeten Herzen. Das Mark des Wesens ist bloßgelegt. Den Zugang verwehren nur Scheu und Scham.

Nur sie brauchte die heilende Flut zu überwältigen, und wir wären geborgen. Und wir wissen doch, jene Flut soll gerade unbefangen machen können. Wen sie berührt, der sieht, wo er steht und wo Gott steht. Und wenn seine Augen aufgetan sind, so fängt er an zu zittern. Und er würde stürzen, aber siehe, das auswendige Wasser ist nun ein Feuer geworden, das ihn durchglüht. Und so verwandelt hat er Kraft, daß er stehen kann, wo er steht, obwohl er jetzt weiß, wo er steht und wo Gott steht.

Was ist das Wesen dieser Flut, die aus dem Unsichtbaren in die Welt hineinbricht? Woraus wird sie gebildet? Die Flut sind lebendige Menschen. Sie sind die Tropfen ohne Zahl, die zusammen den Strom bilden, der durch die Jahrhunderte rauscht. Jeder Tropfen ist ein Mensch, dem es zuvor schon erging wie uns allen heute, die wir heut ohnmächtig verschnachten. Auch jeder dieser Tropfen vor uns ward zunichte; Wasser rührte ihn an und Feuer sprang in ihm auf; das Wasser ist der Tau des Worts und das Feuer ist die Flamme des Geistes. Jeder der Verwandelten ist imstande, fortan solches Wasser weiter zu reichen. Und obwohl ihn Feuer verzehrt, bleibt er doch leben. Sein Herz wird ein Glied in dem Aufbau des vorwärtsdringenden Elements.

Von alle diesem wissen wir. Aber was hilft uns die Wissenschaft? Kommt es doch darauf an, daß dies Wasser des Lebens gerade uns ergreift, uns die wir uns nicht rühren können, uns, von denen keiner mehr Kraft hat, aufzustehn und selbst das Wasser zu holen. Nichts nützen uns all die Tropfen des Elements, die verrauscht sind und heut die Erde schon wieder hinter sich gelassen haben. Irdisch muß sein, was uns Erdenföhnen soll begegnen können. Auf Erden also mußte wenigstens ein Tröpflein des Wunderstoffs noch lebendig fließen. Der Strom des unsichtbaren Lebens muß da, wo er uns neu

greifen soll, leibhaftig an uns herantreten, in Menschen leibhaftig geworden.

Wer aber trägt heut in seiner irdischen Gestalt das Wasser des Geistes, um uns zu verwandeln? Des Mannes Gut und Vorbehalt ist der Geist. Bei ihm also suchen wir nach dem Leben des Geistes. Denn das Weib schweige in der Gemeinde; und der irdischen Liebe zum Weibe hat der Geist die himmlische entgegengesetzt zur seligen Jungfrau, zum Seelenbräutigam, um den peinlichen Erdenrest dadurch abzuschütteln.

Verkörpert hat sich der Geist nur in den Fadelträgern des Geistes, in den Jünglingen und Männern, die dem Fleisch abgestorben waren, und in den Weibern nur, soweit sie den Männern in dieser Abtötung des angeborenen Wesens nachgefolgt sind. Das war der Durchgang für den Zutritt zum heilenden Geiste, daß der Leib verweste und die Natur wie eine Hülle abgestreift wurde.

Wehe aber dann uns und unserm Geschlecht. Denn wenn allein männliche Heilskraft durch Entfaltung der höher weisenden, das Menschenantlig wiederherstellenden Seele die Mißrathenen zu erlösen vermag, so raucht uns nirgends mehr Kraft, lebende zu irdischer Gestalt gewordene Kraft aus dem Unsichtbaren. Kraftlos ist der männliche Geist, kraftlos auch der reinsten christliche Geist in abgetötetem Leibe, kraftlos wie wir selbst. Abgeschnitten wäre also die Gnadenkette, durch die das Element der Neuschaffung bis heut fortging?

Es scheint in der That so. Denn es ist kein Mann in der Welt des Weltkriegs, dessen Herz Kraft behalten hätte hinüber über den Krieg, einsam in sich Geist zu bergen und Wasser zu reichen aus dem Hellsstrom. Der Krieg hat die seit hundert Jahren in die Zeiten des alten Testaments zurücksinkende Menschheit erst noch ganz hineingetaucht. Keine, launere Herzen, ja, deren gibt es noch.

Aber die heilenden, überströmenden, überfließenden Herzen sind in dem Grauen von fünf apokalyptischen Jahren ausgerottet worden. Die Männer alle sind heut im besten Falle Hüter und Verschließer des Geistes; in keinem Falle sind sie Leiter und Weiterleiter. Geist ist wohl noch in ihnen. Aber er fließt nicht. Reinheit ist noch in asketischen Weibern; aber nicht Kraft zur Verwandlung.

Es sei Mönch oder Nonne, Priester oder Paie, der mit Inbrunst dem geheimen Reibe der Offenbarung anhängt, so vermag er ihn doch nicht zu offenbaren. Der Strom des Jenseits bricht sich an ihm. Und so ist noch Wahrheit in der Welt. Aber die Wahrheit hat keine Quantität. Die Wahrheit steht wie ein nackter, lebloser Pfahl, wie eine künstliche Steinsäule ohne Wirkung. Qualitas und Quantitas sind auseinander gerissen. Ehe nicht der letzte deiner Brüder gerettet ist, eher ist deine Wahrheit noch nicht die lebende Wahrheit aus dem heilenden Strome. Heut aber erquickt deine Wahrheit nicht mehr den nächsten deiner Brüder; denn du zwingst ihn nicht mehr, dir zu glauben. Die Wahrheitspächter haben nur noch Recht. Das aber genügt nicht zum Leben der Wahrheit. Recht haben ist etwas armseliges und totes. Die Wahrheit lebt nur auf der höheren Ebene der Freiheit.

Wir alle leiten nicht mehr. So heilen wir nicht. Aber wehe uns, so ist auch niemand, der uns heilte. Der Non des männlichen Geistes endet. Der männliche Geist ist ausgelaugt. Er salzt nicht mehr.

Und so liegen unsere Herzen hilflos, obwohl wir doch wissen, daß ein Strom für uns rinnt. Heut ist's, wie vor der ersten Erlösung. Draußen, jenseits, war damals das Element der Verwandlung, das die Propheten mit Kraft der Weissagung erfüllt hatte. Aber sein Durchbruch ins irdische Dasein war noch nicht erfolgt. So

hatten sie noch nicht, woran sie sich diesseits hätten halten, woran sie sich hätten anreihen und angliedern können. Gott war noch nicht Mensch geworden, Fleisch und Blut.

Dann aber war es geschehen, Gott war niedergestiegen in die niedrige Gestalt. Und seitdem hat er fast zweitausend Jahre lang die Erde durch die Kraft seiner Person verwandelt und alle Keime des Lebens an sich gezogen, daß sie seinem leibhaftigen Leibe anschossen und anhängen.

Heut aber stockt der Zug seines Sammelns. Die Durchbruchsstelle aus dem Dort ins Hier scheint verschüttet. Wie eine Hyperbel, die aus dem Unendlichen hineingreift in den Raum, ihn eine Strecke weit erfüllt und dann wieder hinaustritt in die Unendlichkeit, so steht heut vor unserer entsetzten Ahnung der Weg des heilenden Gottes.

Wie ist dieser Verlust des Heils zu ertragen? Wie ist er zu verstehen? Die Menschen vor uns haben Gott sterben, haben Gott verschwinden lassen aus der Welt, nachdem er doch in die Welt gekommen war?

Als Gott am Anfang der Welt aus seiner Schöpfung freiwillig zurücktrat, da geschah das um der Freiheit seines Geschöpfes willen. Dort wo dieses sein Ebenbild war, da hätte ja Gott durch dies sein sollen und sein können. An dieser Freiheit aber verkam die Schöpfung. Und Gott kehrte sein Angesicht der von Menschen mißhandelten Schöpfung wieder zu und erneuerte sie, indem er ihr seinen Sohn gab.

Heute hat die Welt, die bloße Welt, den Sohn schier überwältigt. Hatten Menschen Gottes erste Schöpfung schon zerstört, so zerstören Menschen heut auch seine zweite Schöpfung, sie zerstören seine Offenbarung!

Die Macht dazu hat ihnen Gott gelassen. Denn auch die irdische Gestalt seiner Offenbarung hat er geschaffen. Auch sie ist sein Geschöpf wie alle Geschöpfe; und so kann auch sie von seinem Ebenbilde, dem Menschen, mißbraucht werden.

Die Offenbarung ist ja auf die Erde gekommen; so vermag der Mensch, der des Erdreiches Herr werden soll, auf seinem Wege zur Herrschaft sie zu unterdrücken. Kirche und Staat haben die Menschen vergessen gemacht, daß Gott sich offenbart; denn sie halten Kirche und Staat für ihr unentziehbares, unentziehbares Privateigentum. Darin sind sich Kirchen- und Staatsmänner gleich, daß sie beide auf ihr Eigentum pochen, als seien die Häuser, in denen sie wohnen, ewig. Sie haben sich dadurch Gottes bemächtigt und ihn unter sich gebeugt. Denn erst bei dem Unmöglichen fängt Gottes Allmacht an. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Es gibt kein verbrieftes oder gestiftetes Eigentum vor ihm.

Wie die Kriegsknechte über Jesu Kleider gewürfelt und sie verspielt haben, so hat die Christenheit selber das irdische Kleid ihrer Offenbarung verwürfelt und verspielt. Denn die Christenheit ist im Glanz der göttlichen Offenbarung einherstolzirt als wäre es ihre eigene, ihnen hörige und gehörige Offenbarung. Aus der Kraft des Geistes haben sie die Ohnmacht des Namens gemacht. Wohl ist der Name das Gefäß, aber er darf nicht zum Begriff erstarren, wie in Kirche und Theologie. Aus dem freien Gott ist ein durch Zeit und Raum Gebundener geworden bei beiden Teilen der Christenheit, bei Kirche und Evangelischen. Denn aus der Gemeinschaft des heilenden und geheilten Geistes haben sie die Absonderung des heiligen Geistes gemacht. Und dieser heilige Geist lebt eingemauert wie ein gefangener, auf einen von der Kirche deklarierten Umkreis eingeschränkter Geist. Die Allmacht Gottes über alle irdischen Bauwerke und Ordnungen hinaus ist verleugnet.

Die Kirche die über die ganze Erde hin, καθολικῆς τῆς γῆς, katholisch zu walten beansprucht, muß eben deshalb diese hieratische Absperrung des Geistes begehen, damit sie in der Lage ist, mit ihm Schritt zu halten.

Das andere Mittel, Gott unter die Welt zu beugen, war, zwischen seine Offenbarung und das eigene Leben 1919 Jahre „historischer Entwicklung“ zu legen. Davon haben die Evangelischen Gebrauch gemacht. Zwischen Gottes „zweiter Schöpfung“, Christus, und ihnen selbst, den heutigen Geschöpfen Gottes, ist ein Trennungsbalken geschichtlicher „Distanz“ eingeteilt. Die Ewigkeit, die alle Geschöpfe aller Zeiten gleich nah umschließt, ist durch den Kunstgriff dieser zeitlichen Entfernung verleugnet. Wie die Kirche durch ihre Verleugnung des heilenden Geistes ihren Bestand zu sichern glaubt, so glauben die Evangelischen durch die Verleugnung der Schöpfungseinheit Abstand gewonnen zu haben für ihre Gegenwart. Gerade sie, die sich Bergegenwärtiger der frohen Botschaft, die sich Evangelische nennen, haben sich von der Vergangenheit gewaltsam abgetrennt.

Die Kirche und die Evangelischen sind durch die magische Einkreisung Gottes, dies Bemühen, ihn in Raum oder Zeit einzuschließen, zeugungsunfähig geworden am Geiste und bildungsunfähig an der Erde. Das geistige Wirken der Menschheit vollzieht sich heut abseits der vollständig erstarrten Kirche; die technische Gestaltung der Erde vollzieht sich heut abseits des vollständig verblasenen Christentums. Menschheit und Erde werden durchwirkt und gestaltet von Kräften, die den Gott der Christenheit verleugnen. Aber das liegt nur daran, daß die Christenheit weder wirkt noch gestaltet. Sie ist zum Pfahl ins blühende Fleisch der Welt bestimmt. Aber solch Pfahl müßte rings an junge offene Wundflächen und Ränder rühren, wenn er Reaktionen herbeiführen soll. Heut hat

sich die Welt mit dieser Christenheit, dieser Kirche, diesem Evangelium längst abgefunden. Der Pfahl trifft nirgends mehr auf das Fleisch. Die Wunde, die er einst stieß, ist vernarbt. Es wimmelt heut von sogenannten Heilandsnaturen. So sehr ist der Heiland heut Natur geworden.

Aber Gott kann das zur Natur Gewordene der Offenbarung aufheben. Wenn er auch ihr irdisches Kleid der Verstocktheit seiner „Bekenner“ preisgibt, so kann er doch den Sinn seiner Offenbarung wiederbringen, wann er will. Und wenn die „Gläubigen“ sie abgestanden und am gefangensten glauben, so daß ihnen „nichts mehr passieren kann“, gerade dann lehrt die Offenbarung wieder. Aber in neue Gefäße.

Der Mann hat sich seiner Gottessohnschaft entzogen. Der dem zuerst der Geist verliehen war, hat ihn sich selbstherrlich angeeignet.

Da ergreift Gott das Vorbehaltene, das im Schöpfungsplan als Geduld, als irdisch-ruhend aufbehaltene Geschöpf.

Wie war es denn gewesen bis heut? Vom Weibe, von der Eva, von der Sinnenlust und dem Hängen an der Natur, an Erde und Band hatte Gott die aus der Menschheit herausgebrochene Heidenwelt durch Jesus losgerissen. Nun hatte der Sohn den Lockungen des Fleisches Widerstand zu leisten gewußt. Geflohen war er die Reize der irdischen Gestalt. Natur und Nation, das heißt seine bloßen Angeborenhelten, hatte er zu überwinden gelernt. Verfeindet hatte er sich den Schönheiten der Schöpfung. Als Christ lernte er seine Sinnlichkeit, alles was ihm seine fünf Sinne zutrugen, aufzuopfern.

Er erwählt den ehlosen Stand. Wenigstens wird dieser für den Christen der glaubwürdigste. Durch das Bölibat ihrer Priester kann sich die Kirche im übrigen

den Sinnenprunk ihres Gottesdienstes erlauben; durch die Enthaltung von der Ehe wird die Abkehr von der Natur hinreichend sichergestellt und ausgedrückt. Die Ehelegende Kaiser Heinrichs des heiligen und seiner Gattin, der Heiligen Kunigunde, veranschaulicht diese Flucht vor der Zeugungskraft. Die Protestanten, die der Ehelosigkeit die Würde nahmen, mußten sofort ein anderes antinaturliches, schöpferfeindliches Symbol hervorbringen; das geschah in ihrem Puritanismus und Bildersturm. Denn an die Stelle der Ehelosigkeit trat so die Geschmacklosigkeit, an die Stelle der Leidenschaftslosigkeit die Gestaltlosigkeit. Die Zeugungskraft wurde von der Kirche gebunden, dafür hat sie die Bilder gerettet. Der Bildungstrieb wurde von den Evangelischen zerstört, dafür haben sie die Zeugung gerettet. Der Katholik liebt von innen her seinen Leib nicht; der Protestant schmeckt nicht die leibliche Schönheit von außen her.

Aber beiden geht in ihrem Kampf gegen die Sinnlichkeit auch die Entscheidung verloren, die Gott den Seinen anvertraut hat: der Sinn für das Faul und Frisch, Tot und Lebendig, Verwesend oder Blühend. Diese Abstumpfung des Lebensinstinkts war es, die sie verführte, sich über Gott zu erheben. Sie war es, die sie immer untauglicher machte, den Strom des heilenden Geistes Gottes auf die Schöpfung weiterzuleiten. Denn wo Gott hingehet zu jeder Zeit, das sollen wir wittern. Die Witterung führt uns zu jeder Stunde dorthin, wo Gott lebendig hervortritt.

Deshalb wendet Gott sich von dem kirchlichen Christentume, es sei wie es sei. Es habe nun von Gott Verheißung und Stiftung, so wird es sie behalten; aber anders als die Kirche gemeint hat. Gottes Wege sind nicht die Wege der Christenheit. Denn seine Liebe will

ja heilen, was die Christenheit gefehlt hat. So lehrt er das Verhältnis der geistlichen und der natürlichen Liebe um. Seine, die göttliche Liebe vermag auch aus der natürlichen die himmlische Liebe zu machen, dann, wenn aus der geistlichen eine bloß irdische geworden ist!

Wir sollen heut nicht durch die Zerteilung unserer Seele in Leib und Geist geheilt werden. Denn die Mittel haben die Kirchenchristen verbraucht. Die Aufopferung des Leibes für den Geist wirkt nicht mehr, da der das Opfer empfangende Geist trotzdem leerer, wirkungsloser Geist bleibt.

So findet umgekehrt nur die Einheit von Leib und Seele Gnade vor Gottes Augen. Und er beruft zur Erneuerung seiner Offenbarung die Tochter des Menschen, die natürliche Tochter und Schwester, wie der Dichter sie in seiner „Eugenie“, prophetisch sich selber übertreffend, geahnt hat; die Tochter des Menschen empfängt in ihr Herz die Berufung, zu heilen die zerstoßenen Herzen.

Solange noch Kraft war in der Gnadenkette der Geister, solange mußte der Mann den Leib aufopfern und züchtigen. Der Mann selber sah ja nur die hange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, zwischen Triebtier und Geisteswesen. Daher „übersah“ sein Auge am liebsten das irdische Getriebe: Aus dem roten Blute seiner Leidenschaften, aus dem Wein des Lebens ward in dieser geistigen Übersichtigkeit Wasser und Verdünnung der Askese oder der Moral. Die Leidenschaft der Liebe, die uns überwältigt als ein Größerer denn wir, die blieb weltlich, heidnisch, eine unheimliche Naturkraft; sie gehörte zu den Kräften der Natur, denen die Menschen lieber ausweichen, weil sie doch nicht sie zu meistern verstehen, wie der Blix oder der Wildbach oder die Sturmflut des Meeres. Aber aus dieser Angst um sich selbst tat der Mann dem Wesen unrecht, von dem ihm die

Leidenschaft kommt, dem Weibe. Des Mannes Sinnensflucht zerstückte das Weib. Er riß es auseinander in Dirne und Frau, je nachdem ob er ihr sich beugte, um sie ihrer Bestimmung zuzuführen, oder ob er sie beugte, damit sie seiner Leidenschaft diene.

Wenn es aber dieselbe Angst ist, die den Menschen von der Natur und vom Weibe fern hält, so wird auch die Folge beide Mal dieselbe sein. Beide Male gilt das Gesetz: Solange wir fliehen, können wir nicht entinnen. Solange dem Menschen die Natur verzaubert erschien, solange war er ihr Sklave. Solange er nicht nach dem eigenen Wesen der natürlichen Kräfte und Stoffe forscht und dies Wesen ehrt, solange kann er die Erde nicht beherrschen, sondern bleibt ihr untertan. Denn ehe er nicht das Seufzen der Kreatur, das ist der Geschöpfe, vernimmt und sie ihrer Bestimmung zuführt, solange hängen sie sich an ihn und quälen ihn. Wie der Natur gegenüber, so hat sich der Geist dem Weibe gegenüber verhalten: Er hat es geslohen. Als das mittelalterliche Christentum sich der Ausöhnung mit der Natur widersetzte an der Wende zur Neuzeit, da verdamnte es auch — im Hexenhammer Innozenz VIII. — das Weib als das geistesfernere (*quia in femina fidei minus est!*), als das naturnähere. Die Geistesferne und Naturnähe erschien ihm als — Hexerei! Und so verkörpert sich der gesammelte Widerstand gegen die Naturwissenschaft in der — Hexenverbrennung.

Weib und Natur — beides ist dem Christen ein und derselbe zu fliehende Gefahrenquell auch in der Neuzeit. Als darum die neuzeitlichen Christen die Natur zu gängeln, zu beschneiden, zurecht zu stuzen, gefangen zu halten unternahmen, da schlossen sie das Mädchen und die Frau in ihren Buzenscheibenerker ein. Wie die Natur

zur verschnittenen Tagushecke, so wurde das Weib zum Rädchen, Märchen, Gretchen verkleinert.

Die Geschlechtslüge und die Geschmackslüge waren so übergroß geworden. Aber der Mensch zieht seine geheimnisvollsten Kräfte aus Sinnen und Geschlecht. Aus dem Geschlecht hat der Mann seine Zeugungskraft, seine sogenannte Genialität, das ist sein schöpferisches Vermögen. Aus den Sinnen hat er seine Bildnerkraft, seine sogenannte Kunst, seine sinnliche Vollendbarkeit. Genialität und Kunst sind also die beiden Gefangenen, denen das Jahrhundert, das auf das mittelalterliche und das neuzeitliche Christentum, das auf Katholizismus und Protestantismus folgt, denen das Jahrhundert des Unglaubens seit der französischen Revolution Befreiung verheißt.

Das echt Geniale des neunzehnten Jahrhunderts ist antikatholisch gedacht und gewollt; das echt Künstlerische antipuritanisch und antiprottestantisch. Aus Schöpferdrang und Bildnertrieb, aus Leidenschaft und Können wird der Gegenglaube des neunzehnten Jahrhunderts gestaltet, der dem Christentum entgegentritt. An der Spitze dieser neuen antichristlichen Menschheit steht darum Prometheus; denn er ist der Übermensch (Genius) und der Erfinder (Künstler) zugleich. Erfinder und Übermensch, das werden die Heroen dieser entgötterten Welt, an deren Ende folgerichtig der Antichrist steht!

Aber auch dieser „Genius der Menschheit“ war männlichen Geistes. Auch der Mensch mit seinem Palmenzweige und der Antichrist wurden als Männer, nicht als Menschen vergöttert. Ja der Geist der „Natur und Kunst“ hat die Überhebung des männlichen Geistes über das Weib, deren schon die Christenheit sich schuldig gemacht hatte, erst vollendet. Die Kirche will die reine, von irdischer Liebe unberührte Jungfrau und Mutter, der Evangelische will die Frau, das Eheweib und die Genossin im Hause. Der

Promethide aber kennt nur das Weib schlecht hin und kann es nicht erkennen. Denn erkennen können wir nur Bestandteile unseres eigenen Wesens. Das Weib ist aber weder Genius noch Künstler. Es schafft nicht vulkanisch und es bildet nicht mechanisch.

Der gelehrte Kenner, der das Weib nicht erkennen noch erklären kann, erklärt es für „schwachsinnig“. Und wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht, rät der Übermensch. Und doch bedarf dieser selbe Übermensch des durch bloße Natur ihm angefetteten Wesens, der Einsiedler von Sils Maria braucht das liebende, wenn auch unbedeutende „Herdentier“, um in das Leben der Wirklichkeit einzudringen. Friedrich Nietzsche wäre ohne seine Schwester Elisabeth nie die Macht geworden, die er ist. Auch der Antichrist braucht — das ist seine Fronie — das Ewigweibliche. Denn es hat das, was Prometheus nicht hat noch achtet, und das er deshalb an den laukaischen Fels der allmächtigen Zeit geschmiedet gezwungen erlernt: Geduld und Leiden.

Aber noch will der Geist des Geniejahrhunderts sich seine Halbheit nicht eingestehen. Darum wird schließlich auch die Ehe von ihm zerstört. Sie, die als Gleichnis von Christus und der Gemeinde angehoben hat und die damit zum Urbild aller leibhaftigen Gemeinschaften erhoben worden war, wird entwürdigt und gemein gemacht.

Der vom Arbeitsfieber gejagte Philister prägt das zynische Wort: Die Ehe ist eine Arbeitsgemeinschaft.

Die Ehe ist damit zerstört, die Ehe, zu der aufblickend sie sagen sollten: Jede Arbeitsgemeinschaft sei eine Ehe!

Soll nun Heilung kommen, so muß sie daher fließen, woher die Krankheit kam. Die Liebesgemeinschaft der Ehe ist heute degradiert. So muß der Liebestampf der Leidenschaft geheiligt werden. Die „genialen“ Leiden-

schaften haben den Gnadenquell verschüttet, weil umgekehrt die ungenialen Güter des Gnadenquells, die Christen, die Natur und das Weib geflohen oder verzärtelt hatten. Nun wird heut die Kreatur, die noch übrig ist im Bereich des Menschen, die geschaffene Natur, die noch nicht eingegangen ist in die gestanzten Formen männlicher Kirchen- und männlicher Staatenbauten, sie wird berufen, damit von ihr aus die alte zerfallende verwesende Geisteswelt neuen Anreiz und neues Leben empfangt.

Die Heilung hat schon in dem Augenblick sich vorbereitet, wo das Verderben hereinbrach. Als Prometheus die große Revolution vollführte, da ließ der Dichter ahnungsvoll die natürliche Tochter aufbewahren in der Stille und Verborgenheit zur Rettung des Volkes, da prägte er den überheidnischen, aber auch überchristlichen Satz: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Die irdische Liebe soll entführt werden. Darum zerbrachen damals die Schranken des offenbarten Gesetzes: Die schöne Jüdin war es, die Judas vorbehaltenes Volk hineinzog in die Gemeinschaft der Völker, in die christliche Gesellschaft. Eine bis dahin selbstverständliche Schranke — der Christenheit — zerbrach. Das Judentum, das Volk Gottes, der Güter des Gesetzes, sah die Miegel zerbrechen, die Abrahams Samen verwahrt hatten bis dahin. Und es zerbrachen nicht nur die Schranken des Bluts und des Volkstums. Es zerbrach auch die Form des ehelichen Bandes. Denn damals wird der heidnische Ehrenpunkt zerbrochen, der Todfeindschaft setzt zwischen zwei, die das selbe Weib lieben. Ein Stück Welt wird hier überwunden, das unausrottbar schien wie die Natur. Die Enge aller irdischen Formen wird offenbar vor der Allmacht der göttlichen Kraft. Die Liebe wird die Kraft, die den Mann über die Schranken seines Bekenntnisses, seines Glaubens, über die Ehre seines Volkes und seiner Ehe hinauszwingt,

die ihn sogar im Nebenbuhler den Bruder finden lehrt. Sie ist stärker als Blut und Sakrament. Denn sie „passiert“. Sie ist die Überraschung, die das scheinbar schon geregelte Leben umstürzt und auf neue Grundlagen stellt.

Und was seit 1800 bei Goethe und Marianne v. Willemer, Bismarck und Marie v. Blanckenburg, Wagner und Mathilde Wesendonck revolutionär, ohne Verbindung mit dem verbrieften Glauben, beginnt, das gerade mündet heut in den Glauben und geschieht fortan aus Glauben und unter dem Glauben. Die theologischen Redensarten hatten sogar die Liebe zu einem Begriff, zu einem geistigen Abstraktum, gemacht. Jetzt wächst gerade die Kraft, um die der Christ gekommen ist, dem Weibe zu, dem Weibe, das er mied, der irdisch Liebenden, der irdisch Lieblichen. Sie wächst ihr aber zu, damit sie ihn liebe, den kraftlos gewordenen, den Mann, damit erschütternde Kraft auf die geistesverlassene Erde hinunterreiche, und ihn zu ergreifen vermöge, um ihn und ihre Schwester zu verwandeln.

Eben dies war ja die entsetzliche Gefahr, daß keine solche Kraft mehr zu finden sei, die uns ergreifen könnte, daß uns ein bloßes Wissen um den unsichtbaren Strom des ewigen Lebens höllisch zermartern müsse.

Das Heil kommt immer daher, woher es niemand erwartet, aus dem Verworfenen, aus dem Unmöglichen. Nur dadurch kann es ja zum Heil werden, daß kein Mensch es zu erküßeln vermag, daß es nicht innerhalb der Schöpfung sich entwickelt, sondern daß es als das Göttliche frei hineintritt in die Schöpfung.

Der Mann hatte das Weib geflohen (Mittelalter) oder er hatte es gefesselt (Neuzeit) oder er hatte es — als Gott tot war — verhöhnt. Das Weib unser irdischer Teil: das war die bequeme Lösung des Mannes. Sie zieht nieder ins irdische Treiben, sie verwickelt den Mann in das Treiben des Markts: deshalb meidet sie, wer nach

Heiligung und Reinheit strebt; deshalb nimmt sie als „Hauskreuz“ mit viel Seufzen auf sich, wer den Kampf gegen die Welt bestehen will; deshalb verspottet sie der Uebermensch, der seine eigene „Gottesnatur“ durch sie in Gefahr sieht.

Nun soll der Mann durch des Weibes Glauben hindurch Gottes Gnade empfangen. Denen die nur das Geschehene sehen, muß ja Geschehendes, müssen Wunder neue Glaubenskraft geben. Gott heilt den Mißbrauch, den die Christenheit mit dem Heilstum seines Sohnes getrieben hat, indem er den späteren Teil seiner Schöpfung, den mittelbaren, das Weib, unmittelbar mit dem Strom seines Lebens ergreift, indem er das Verhältnis umkehrt und den Stolz des Mannes beschämt.

Nicht der Geist des Gesetzes heilt uns heute, der mit Wasserfluten uns heimsucht, Wasser ist kraftlos.

Nur Blut ersetzt Blut. Nur der Saft des Lebens schafft Leben.

Aufbewahrt hat Gott das geheimste Gefäß des Lebens, das verschwiegenste, des Weibes, und adelt es heut und zerbricht die Teilung in irdische und in himmlische Liebe und beruft das Weib als Weib an sein göttliches Liebeswerk auf Erden. Darum „so sehet euch vor vor eurem Geist, und verachte keiner das Weib seiner Jugend“.

Die Stunde der Tochter und der Geliebten ist gekommen. Sie, die bisher keine Stunde im Glockenschlag der Heilsgeschichte berief, sie, die immer zu Füßen dieser männlichen Geistesgeschichte bereit war und sich gleich blieb, sie hört heute die Stimme des Vaters im Himmel.

Denn seine Söhne haben ihn, wissend daß sie seine Söhne seien, dennoch verraten; sie haben in geistigem Kirchen- und Staats- und Geniusstolz geleugnet, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Der Geist ist ihnen zu Gift geworden. Nun ruft sie die Braut. Nicht eher kann

ja die Schöpfung Ruhe finden, bis nicht der Mann die himmlische und die irdische Liebe beide versöhnt vor sich sieht. Der Geist und die Braut sprechen: Komm. Die Tochter des Menschen, aus des Mannes Rippe erschaffen, tritt heut aus seiner Vormundschaft heraus und unmittelbar unter den Vater im Himmel als seine Tochter, damit sie Braut sein dürfe dem Manne, die bräutlich liebende.

„O daß du mir gleich einem Bruder wärest, der meiner Mutter Brüste gesogen! Fände ich dich draußen, so wollte ich dich küssen, und niemand dürfte mich höhnen! Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie einen Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Blut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken.“ Und indem die Liebe dem Manne geschieht, dankt er Gott, daß er ihm Kraft zum Leben gibt. Denn daran, daß er noch lieben kann und darf, erkennt er mit Freudentränen, daß sein Herz noch nicht tot ist, daß Gott ihn trotz seines Todes wieder leben läßt. Stark wie der Tod ist die Liebe. Durch sie hindurch findet der verlorene Sohn heim in die Schöpfung, die er zerstört hat.

Wir sagen es uns nicht. Denn wir können das Wesentliche nicht mehr laut sagen. Wir suchen ein erfülltes Schweigen, das uns einhülle, damit wir nicht verdorren. Der leere Stolz unseres Geistes, der leere Stolz unseres Blutes, Kirchen- und Staatsglaube sinken dahin vor der Einheit von Geist und Blut in der Liebe. Vor der Nähe des Menschen brechen alle unsere Gedankengötzen Staat und Nation und Beruf und Werk und Kirche zusammen. Kein Stück Welt, keine Mauer, kein Bekenntnis, keine Menschenwerke zwingen sich als Mittler zwischen Gott und meine Nächsten. Sondern wie einst im Liebesmahl geht über das Herz und durch das Herz hindurch

der wunderbare Weg innerster, leidender Verbindung weiter in die brüderlich verbundenen Herzen.

Da wo es unmöglich scheint uns Ungläubigen, über die Grenzen unseres Bluts, über die Schranken unseres Geistes, da reicht das Herz eines liebenden Weibes hin, um unsere Seele zu tragen. Und nun hält sie uns fest, uns, die Berstohenen, uns die Berstohenen; der Heilsstrom bringt an uns und uns erfüllt seine verheißene Kraft: Wir vermögen zu stehen, wo wir stehen, obwohl wir gesehen haben, wo wir stehen und wo Gott steht. Wir Männer vermögen es nun, zu „Wir“ geworden durch die Liebe zu der einen Frau. Sie schmiedet uns zusammen und scheidet uns neu, sodaß wir nun einander lieben und doch aneinander leiden müssen. Wir können einander nicht Priester sein, aber wir können die Hände so verschlingen, sie werden uns so verschlungen, daß wir nicht mehr ohne einander leben können, daß wir sprechen müssen: ich lasse Dich nicht, Du segnest ih n denn! Auch hier gibt es keine Ruhe, kein anderes Ertragen als immer mehr lieben. Denn es ist eben wirkliches Leben.

Menschheit und Menschengeschlecht.

Zwei Schwerter ließ Gott im Erdreich, das Leben unter den Menschen zu erhalten. Das göttliche und das kaiserliche nannte sie der Heiland, der sie auf Erden offenbarte. Das christliche und das heidnische hießen sie durch das erste Jahrtausend, bis die Germanen sich bekehrt hatten. Dann nannte sie die Christenheit das geistliche und das weltliche. Unter dem Namen von Kirche und Staat gliedern sie das Europa der Neuzeit. Als Seele und Geist enthüllen sie sich uns.

Alle diese Zwillingsgestirne am Himmel der Gattung waren und sind notwendig, weil dem Menschen die Doppelsechlechtlichkeit seines Wesens zur Last wird und er sie abzuschütteln trachtet. Der Mann will zu oft nur männlicher, das Weib nur weiblicher werden. Aus diesem Gange droht der Tod der Gattung. Denn Mensch sein heißt nicht geschlechtslos sein, sondern zwieschlächtig Mannes und Weibes Art in sich verschmelzen. Der Gang zur Mannshastigkeit und Weibshastigkeit muß also immer wieder überwunden werden. So bedeuten die Namen für die zwei Schwerter Verbindungen höherer Ordnung gegen die Entartung und zur Erneuerung unserer Art. Unser Wachstum und Aufstieg als Träger des Lebens auf der Erde hängt ab von dem Gleichgewicht dieser beiden Grundkräfte des Menschentums.

Das letzte Jahrhundert ist ein absterbendes, weil es von de Maistre bis zu Treitschke, von Hegel bis Bergson, von Napoleon bis Bismarck, von Rousseau bis Tolstoj

nur jeweils eines der Schwerter geführt hat. Auseinander riß durch ihre Verblendung das Geflecht des Lebens. Sie zertrennten den Teppich, den die vorangegangenen Geschlechter kunstvoll gewirkt hatten. 1914 war er fadenscheinig, alles Farbenglanzes bar; Europa war entseelt und entgeistert.

Krieg und Bolschewismus sind dann der große Schlund, in dem das Wüten von Restauration und Revolution, wie es seit 1789 geherrscht hat, sein Ende findet. Die letzten Fäden sind zertrennt. Die Zeit ist zerschellt.

Erfüllt war die Zeit am Beginn unserer Zeitrechnung. Damals bringt das Opfer Christi den hoffnungslos auseinandergeborstenen Stamm des Menschengeschlechts zurück zur Einheit. Der Baumstumpf wird angeschlagen und treibt das neue Reis hervor, das aller Menschenföhne Herr wird. Denn es ist keines Mannes leiblicher Sohn, sondern hat unmittelbar die Feuertaufe der Sohnschaft empfangen. Damit beginnt die Weltgeschichte, die Rückkehr der Welt unter Gottes Herrschaft. Christus schreitet durch die Zeit und erfüllt sie, indem er das natürliche Chaos durch die Gewalt des Kreuzes zur Form zwingt.

Heut endet diese Erfüllung. Die irdische Zeit ist vernichtet. Denn die Entfaltung unseres Selbstbewußtseins und Zeit sind ein und das selbe. Stirbt also die Lebenssicherheit der Art aus, so wird auch die Zeit zerstört. Zeit entsteht ja nur da, wo der Geist den Stoff erschließt, wo Natur wartet entwickelt zu werden. Heut aber scheint alle Menschennatur entwurzelt. Unsere Wurzeln sind krank. Alle Ordnung und Gliederung des Menschengeschlechts wird verkehrt: Dem Manne entsinkt das Schwert, das Weib aber lernt kämpfen, denn es tritt ein in die Politik. Aller Geschlechter- und aller elterlichen Zucht hat sich die Gegenwart auf der ganzen Erde entwunden.

Die Menschennatur wird eingestampft zu bloßer Rohmasse.

Aber bevor die Zeit endet, soll ja der Antichrist erscheinen. Und an ihm erkennen wir, was geschieht. Er muß aber vor kurzem erschienen sein. Denn er kann weder früher erschienen sein, noch künftig je erscheinen. Früher hätte und hat jeder, dem die Frommen als Antichristen fluchten, sich dieses Fluches zu erwehren gesucht. Der Fluch traf ihn innerlich und machte ihn beben oder rasen, ob nun der Staufer Friedrich II. oder der römische „Babst“ oder Napoleon so hieß. Also waren sie nicht der Antichrist. Denn sie wollten es nicht sein. Künftig aber wird niemand mehr über diesen Fluch erschrecken; er wird ihn außen abgleiten lassen und lächeln. Denn die Russen der Revolution haben kaltblütig als neue Religion die des Teufels verkündet; und damit ist auch der Name des Bösen ein Name wie jeder andere geworden. Darum kann kein Künftiger mehr den Antichrist leben.

Denn in ihm müssen Innen und Außen einander entsprechen. Er muß wissen, was er tut. Die Welt muß von ihm erschüttert werden. Er aber muß sich des Schauders freuen. So gibt es für den Antichristen eine feste chronologische Ortsbestimmung zwischen Einst und Künftig.

Der allein ist der wahre Antichrist, der an der Wende der Zeiten sich selbst den Antichristen nennt. „Ich komme als Bekter zum Schlusse der Weltgeschichte, weil ich der vollendete Erlöser bin.“ Und „dieser Mensch war von untadelhaften Sitten und von einer ungewöhnlichen Genialität“ (Solowjoff, Gespräch vom Antichrist). Er taucht sich selbst mit Feuer aus eigener Kraft. In dieser Feuertaufe offenbart sich der Antichrist.

Seit Johannes des Apostels Zeiten hat dieser Antichrist zu leben angehoben. Johannes, den Jesus liebte,

der erste Bruder nach Christus, kennt ihn am besten. Nur in seinen Schriften ist daher innerhalb des Neuen Testaments vom Antichrist die Rede. Denn er ist wie sein Schatten, sein Doppelgänger. Ein Johannes, der den Namen des Erstgeborenen nicht bekennen würde, der wäre der Antichrist. Denn er wäre vollkommen ohne den Vater im Himmel. Was ist der Antichrist als der wiedergeborene Mensch, der nicht der Nachgeborene sein will? Wer den Antichrist, wer sein Abendmahl, wer sein ecce homo hineinsaugt in die tote Welt, der ist der Antichrist. In demselben Augenblick, wo Solowjeff und Benson ihn verkünden, ist er schon ins Fleisch gekommen. Sie verkünden ihn nur deshalb, weil sie die Lust von ihm erfüllt wittern.

Das also ist das Wesen des Antichrists: Die menschliche Eigenmacht pocht auf ihre anima naturaliter messiana; sie hat ihre dionysisch-messianische Geistnatur zweitausend Jahre lang zusammengeballt, bis sie Gestalt gewonnen hat in Friedrich Nietzsche.

Unser Geist durchläuft die geistigen Stufen unserer Ahnen, ehe er zu sich selbst kommt. Ein Führer reißt die Menschenart als Ganzes auf eine höhere Stufe. Auf dieser Stufe bleibt sie, bis der letzte Mensch hinaufgelangt ist.

Der Antichrist verkündet diesen Augenblick des letzten Menschen. Denn er kommt nicht, wenn die Zeit erfüllt, sondern wenn sie vernichtet ist. Er kommt in der Stunde des Todes. „Was ist Liebe, was ist Glück, was ist Stern? blinzelt der letzte Mensch“. Das will sagen, daß die menschliche Natur ihre Instinkte verloren hat. Das letzte Triebhafte am Menschen wird irre und unsicher. Die Kraft der Geburt reicht nicht mehr aus zum Leben. Der Geist hat den Menschen zerbrochen und entwurzelt.

Jetzt ist die Zeit, da Christus gesiegt hat. Denn mit ihm setzt nun die Menschheit den Tod über das Leben; die Menschheit als solche opfert ihren Lebenswillen. Und durchschreitet damit als Ganzes die Pforte, durch die der einsame Erlöser voranging.

Jesus war der erste, der den Tod als die Offenbarung des Geheimnisses unserer Natur überlebt. Deshalb nennt er die natürliche, geborene Welt das Diesseits; die geistige aber, aus dem Tode erkannte, das Jenseits. Nietzsche betrachtet die Vekten, die folgen. Ihn umwittert der Verwesungsgeruch der „christlichen Welt“. Für nichts und wider nichts d. h. für das Nichts stürzt sich 1914 ein ganzes „christliches“ Volk singend in den Abgrund der Zeit. Man sagt, es wollte sterben. Nietzsche stempelt angefichts dieser totbereiten Welt die Natur zum Jenseits. Die leibhaftige Wirklichkeit mit „Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Wetter“ ist ihm zum Himmelreich geworden, zum Drüben, weil sie von dieser christianisierten Erde entrückt ist.

Gottes Sohn war am Anfang der Heilsgeschichte aus der Ewigkeit ins Leiden, das heißt: in die Zeitlichkeit hineingegangen. Allmählich ist darum die Ewigkeit, der leidlose Zustand, verschwunden. Die ganze Menschheit ist ihrem Herrn nachgefolgt und geschichtlich geworden. Alles ward Zeitlichkeit. Denn alles in der Christenheit, vom Papst bis zum letzten Knecht und Muschik hat einmal seine Revolution gemacht, hat zur Vernunft kommen und mündig werden wollen. Christus hat alle zur Freiheit gerufen; Freiheit ist Leiden. So wollen heut alle leiden. Sobald aber alle leiden wollen, ist der Sinn des Lebens, seine Ewigkeit, in Gefahr.

Darum muß der Antichrist in die bloß noch geschehende Welt es hineinschreien, daß alle Lust Ewigkeit will, tiefe,

tiefe Ewigkeit. Dieser Satz mußte einmal ausgesprochen werden, als die Ewigkeit tot war, um sie wiederzugewinnen.

Denn die Menschen kannten als des Lebens Inhalt nur noch das Leid und des Leides Betäubungsmittel, die Rüste. Rausch war ihnen die Lust geworden, Schale und Oberfläche. Krampf und letztes Ausweichen war sie vor dem sie ganz umringenden Leiden des tagwachen Selbstbewußtseins, vor dem nagenden Wurm des ans Ende gestoßenen Wissens, vor dem ausdörrenden Lichte der verzweifelnden Erkenntnis. Sie glaubten beides zu kennen, Lust und Leid. Die Gestirne eines Jenseits, der Einbruch mächtigen Überraschens, nichts dergleichen überragte ihr Dasein. Wichtiger aber als bestimmte Inhalte des Jenseits ist, daß Überraschung und Ereignungskraft dem Leben nicht fehlen. Um den Fiebernden, Sterbenden, Toten diese Kraft wieder zu offenbaren, sprach Nietzsche das ungeheure Wort, daß Gott nicht im Leiden uns besucht, sondern in der Lust: Weh spricht: vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe tiefe Ewigkeit.

Dieser eine Satz erzwingt die Umwertung aller Werte. Die Lust steht jetzt da, wo das Leiden und der Tod stand: am Himmel. Damit wird die letzte Zuflucht der innerchristlichen Heiden: die Vorstellung von einer irdisch-räumlichen Himmelsburg, in die uns der leibliche Tod hinaussenden könne, endgültig abgetan; sie wird komisch. Ist der eine Name vertauscht, so müssen alle Namen vertauscht werden. Alles wird Gegenteil. Der Gegenpol des Guten, das Böse wird vom Antichristen zu Gott emporgehoben: Da, auch ich bin in der Ewigkeit, auch ich bleibe in der Ewigkeit! Das letzte Natürliche, noch nicht Wiedergeborene, das Böse, findet in Nietzsche seinen Titanen, der mit Gewalt in das Himmelreich eindringt.

Nun haben die alten Namen, die alten Werte ihre Salzkraft auf dem Alter des Lebens verloren. „Das Christenthum meiner Vorfahren zieht in mir seinen Schluß — eine durch das Christenthum selber großgezogene souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christenthum: in mir richtet sich, in mir überwindet sich das Christenthum.“

Wie Nietzsche selbst sagt, so ist es: Die Strenge seines Gewissens ist durch das Christenthum selber großgezogen und souverän geworden. Sein Unglaube ist eine Frucht am Baume des Christenthums. Das Bekenntnis zu ihm ist unmöglich, es sei denn als Verstärkung des Glaubens an Christus. Deshalb glaubt ihm weder der ihn ausschöpfende Philosoph, noch der seine Legende schreibende Heide. Denn sie sehen nicht sein eigenmächtiges Leben und Sterben. An ihn als an den Antichristen glauben, heißt, an den Sieg Christi über den Widersacher glauben. Aber der Antichrist bezeichnet eine Epoche. Er bezeichnet den Augenblick, wo das Christenthum selbst aus einer Spezies zur Gattung, zur immer wiedergeborenen Natur wird. Deshalb gibt es für alles Menschenvolk ein Vor- und ein Nach-Nietzsche. Wir dürfen das heut aussprechen. Denn Nietzsches Antichristenthum ist von Gott als Wahrheit erwiesen worden. Worin hatte es denn bestanden? Doch darin, daß er seine Zeit als tot angesprochen hatte und sich als den einzigen über ihren Einsturz hinweg Lebendigen. Die Zeit aber hatte seine Herausforderung beantwortet, indem sie ihn aus den Reihen der Lebendigen zu streichen versuchte. „Ich lebe auf meinen eignen Credit hin, es ist vielleicht bloß ein Vorurteil, daß ich lebe? . . . Ich brauche nur irgend einen ‚Gebildeten‘ zu sprechen, der im Sommer ins Ober-Engadin kommt, um mich zu überzeugen, daß ich nicht lebe.“ Sie leugneten nicht etwa nur sein Werk, — das wäre gleichgültig — sondern sein

Leben, wie er das ihre leugnete. Heut ist der Tod seiner Zeit offenbar und besiegelt; und sie wird schon bestattet.

Was der Antichrist selbst zu leisten vermeint hat, das geht uns nichts an, nach seinem eigenen Willen; denn er will ja, daß wir ihm nicht glauben. Aber wir müssen darauf horchen, was dem Christentum von Gott geschehen ist, dadurch daß er den Antichrist über es kommen ließ. Niejsche zerstört nicht, wie er wähnt, das numen Christi, nicht seine Kraft, sitzend zur Rechten Gottes die Welt zu regieren. Aber Niejsche zerstört das nomen Christi, die Namen und Worte, auf die sich eine ungläubige Menschheit, als auf die letzte Planke gerettet hatte, um sich der vollen, strudelnden Freiheit zu erwehren, die im Christus über uns hereinbricht. Solange die Christenheit erst missionierend die Welt erschloß, durfte ihr verhüllt bleiben, daß jeder Mensch auch ein Sünder ist, durften die Christen ihren Namen naiv als Zauberetikett gebrauchen. Aber der Antichrist versiegelt diese Stufe der Namenschristenheit, richtiger: der Wortchristenheit.

In diesem Augenblick brechen darum all die außerchristlichen Religionen des Buddhismus, der Naturvölker, usw. herein über die christliche Welt. Denn erst jetzt ist die Christenheit fähig, bei der Bekanntschaft mit den Schätzen dieses Heidentums über sich selbst zu stützen. Erschüttert erkennt sie in all ihrem eigenen Bemühen um Mystik, Askese, Kreuzzüge, Wallfahrten, Ablässe, Gebet die Formen des natürlichen Glaubens und Hoffens. All das sind natürliche Mittel und Ausdrücke aller Völker, überall am Werke. Die Christen haben in sich den Fidschinsulaner, den Buddhisten, den Ägypter, den Parsen und die ganze Fülle des „Aber“glaubens, auch wenn ihn der Mantel der christlichen Liebe verdeckt.

Der christliche Wundertäter ist Wundertäter, der christliche Weltverbesserer ist Weltverbesserer, der christliche

Philosoph ist Philosoph, der christliche Künstler ist Künstler, alles wie in der Heidenwelt.

Heilige, Wunder, Asketen dort wie hier. Damit wird alle Scheinheiligkeit am Christentum der europäischen Völkermwelt entlarvt. Ihr bleibt nur die Gnade Gottes, daß gerade ihrer Natur Gott sich bedient hat, um die Natur aller Völker zu verwandeln. Die Liebe, sitzend zur Rechten Gottes, hat sich aller Kräfte bemächtigt.

Denn der Christus ist allmächtig in uns geworden. Fortan gehört zur Nachfolge Christi auch die letzte Überwindung, daß wir seinen Namen nicht mehr als ein Vollkommenheitszeichen unserer irdischen Hantierung vor uns her tragen. Er ist ja in uns. Sein Geist ist uns bis in unsere Natur gedrungen.

Natur ist aber das Selbstverständliche, Bekannte. Zu ihr braucht sich ihr Träger nicht erst zu bekennen. Bekenntnis bedeutet immer eine Differenz, ein Geschieden-sein von dem was ich bekenne. Nicht umsonst ist Christus zweitausend Jahre bekannt worden. Nun ist der Geist, sein Sterbe- und Auferstehungswille, das Gesetz des Kreuzes natürlich geworden. Das Neue Testament wird künftig unser aller Voraussehung; es wird unser Altes Testament. Das aber, was bisher Natur hieß, Blut, Volk, Trieb, Gesetz, ist dafür zur Aufgabe geworden, die riesengroß vor uns steht. Die Natur muß als Schöpfung aus unserem Geiste neu erschaffen werden. Um des erschienenen Antichrists willen tritt die zur Christenheit gewordene Menschheit heut wieder heraus aus dem Dogma der Offenbarung unter den freien Himmel der Schöpfung.

Der Antichrist überwindet nicht das Christentum. Denn er kommt erst, als es gesiegt hat. Sondern er überwindet das Werden des Christentums durch die letzten beiden heidnischen Jahrtausende hindurch, er überwindet die Mittel des Christentums. •

Wie wenn ein großer König unzählige Heerscharen aufgeboten hat, um alle Gegner zu besiegen. Die ganze Verfassung des Volks ist auf Krieg und Sieg eingestellt. Endlich ist der Sieg errungen. Da entsteht eine große Leere und Enttäuschung. Das Volk glaubt mit seiner kriegerischen Form sich selbst zu Tode gesiegt zu haben. Denn alles Leben des Volkes hat sich in Richtung auf das Heer entfaltet. — Wer da auftritt und Einhalt und Wende gebietet und spricht: Kehret um; auf, von den Waffen an euer eigentliches Geschäft, der erscheint den Leuten als der Zerbrecher aller Ordnung seines Königs. Und er selbst dünkt sich prahlerisch ein Zerstörer.

Der König aber weiß es besser. Mag doch jener jetzt Kanzler werden. Er dient doch nur ihm, dem Könige. Denn der König hat ja nicht für den Sieg, sondern für das Leben nach dem Siege geherrscht. Er weiß, daß ihm auch der dienen muß, der die Kriegsverfassung seines Volks zornglühend in Trümmer schlägt.

So ist es den Christen ergangen, und ihrem Bekennen. Als Waffe der Eroberung und als Erkennungszeichen hat das Bekenntnis gedient bis in den Weltkrieg. Heut ist es kein Zeichen und kein Beweis mehr. Die Gabel: christlich=unchristlich hört auf, die leiblichen Menschen wirksam von außen einzuteilen und räumlich wahrnehmbar zu gliedern. Denn der Unterschied besteht nicht mehr zwischen verschiedenen Personen, seitdem der Herr gesiegt hat. Sondern heut ist der Kampf in jedes einzelnen Menschen Brust verlegt: Da ist heut keiner mehr, der nicht christliche Gedanken in sich trüge, auch wenn er auf eine heidnische „Weltanschauung“ selbstbewußt schwört. Und da ist kein selbstbewußter Orthodoxer, der nicht unchristliches Geistesleben neben oder hinter seiner Orthodogie birgt. Bisher schien im Bekenntnischristen das Bewußtsein einwandfrei christlich. Aber gerade sein Be-

wußtsein wird heut leblos und unchristlich; es verleugnet das Eintreffen des Antichrists, der doch ein Teil der Offenbarung ist. Im Ungläubigen schien das Bewußtsein bisher unzweideutig unchristlich. Aber gerade er schöpft sein gesamtes geistiges Rüstzeug aus den christlichen Denk- und Lebensformen, so wie sie das 19. Jahrhundert, allen voran Goethe, feuer eifrig ins „Natürliche“ umgeschrieben hat. Heut gibt es keine außerchristlichen Unterschlupfe mehr.

Der Heiland hat gesiegt. Die Erde ist rund geworden für alle Zeiten. Die Zeit ist eine geworden für alle Zonen. Das Menschengeschlecht ist eins geworden für alle Zonen und Zeiten. Die Bande des Bluts, der Nation, der Rasse, können nie mehr Herr werden über die Einheit des Schicksals.

Als Ein Mann schreitet die Menschheit der Zukunft entgegen. Sie schickt sich ja an, rund über die Erde hin den Kampf ums Dasein einheitlich auszufechten. Die ersten Keime zu einer Arbeitsgemeinschaft der Menschheit werden gelegt. Die drahtlosen Wellen, die den Funkspruch „an alle“ über die Erde tragen, eben an alle und zu allen, stellen die Menschheit vor die Wahl: irrsinnig zu werden oder aber Eines Geistes an die Arbeit zu gehen. Irrsinnig wird der Mensch, in dessen Kopf sich täglich ein unverständliches Stimmengewirr von Todfeinden zu Worte meldet. Jedes Zeitungsblatt ist aber so mit teuflischen Krähensüßen besät, die zeigen, daß wir mit ewigen Gegnern zusammengeschmiedet sind in Eine Wirklichkeit, in ein einheitliches Erdenleben. Da hilft uns zur Gesundheit nur die Wendung, die auch im Feind, gerade im Feind uns den Mitarbeiter zeigt; die Einheit des Schicksals überreicht die Getrennten. Wir verstehen: gerade die rücksichtslose Gegnerschaft schenkt uns selbst den Ansporn und Reiz des Lebens.

Die Menschheit wird zum einheitlichen Manne, der die Schöpfung draußen zu meistern hat und deshalb in sich Frieden hält. Das bedeutet der Sozialismus, der die ganze Erde zu unserem Vaterlande macht. Nur das kann das Vaterland aller sein, das auch das Vaterland des Geringsten zu sein vermag. Wie immer auf Erden kommt aus dem Geringsten die Erneuerung. Der Proletarier, der geringste, stellt die Einheit des Erdbodens heute her.

Der Sozialismus entwindet den Männern das zwischen Mann und Mann geschwungene Schwert. Männer erschlugen einander im Kampf um die Beute. Das hört nun allmählich auf, Sinn zu haben, da die Beute als gemeinsames Gut erkannt ist. So entmannt der Sozialismus den einzelnen. Der Liebesbotschaft ist es gelungen, sogar ihren Gegenpol, den Hunger, den Daseinskampf, zu vergeistigen. Der Sozialismus, das Evangelium des Hungers, kommt am Ende der christlichen Mission als ihr Non plus ultra: Hier überwältigt das Christentum seinen Gegenpol. Im Hunger erkennen wir uns heut als Brüder. Diese Brüderlichkeit der Hungernden ist aber ein solcher Grenzwert, daß sie uns einer neuen Spannung des Lebens bedürftig macht. Mit Schrecken sehen wir die eine Hälfte unserer Anlagen von dieser Brüderlichkeit bedroht.

Denn was wird aus dem Mut und der Streitkraft des Mannes? Was ist ein Mann noch wert ohne sie?

*

*

Mann und Mensch ist zweierlei. Gegen den Einen Mann, das ist die Menschheit, gibt es noch eine zweite Einheit, das Menschengeschlecht. Menschheit und Menschengeschlecht haben so entgegengesetzten Klang wie Welt und Geschichte, wie Erde und Jahrtausend, wie Wissenschaft

und Glauben. Denn die Menschheit ist der Ring aller Zeitgenossen, das Menschengeschlecht aber die Einheit aller Kinder und Enkel Adams. Menschheit und Menschengeschlecht sind geschieden voneinander wie der Geist und die Gestalt.

Ihr Streitbaren, ihr Bellizisten, die ihr euch mit richtigem Gefühle wehrt, eure Flinte an die Wand zu stellen zugunsten friedlicher Arbeitsgemeinschaft, seid gestroft. Nur das eine Reich erhält Frieden, in das andere aber zieht eben um deswillen der Kampf ein.

Solange die Arbeit noch Kampf ist, wird das Ausruhen in der Liebesgemeinschaft gepriesen. Draußen der Feind, drinnen der Frieden. Arbeitskampf und Liebesgemeinschaft, so verhielt sich der Bärm auf dem Markt zu der Eintracht des Hauses. So verhielt sich auch die Fülle der Staaten zu der Einen Kirche: die Geister reißt der Kampf ums Dasein in tausend Vaterländer auseinander; die Seelen finden in dem mütterlichen Schoße der Kirche Frieden.

Sobald aber die Arbeit anhebt, Gemeinschaft zu werden, der Feind also verschwindet, muß ein Kampf auf der Seite der Liebe hervortreten. Wenn nicht mehr das Blut im Zweikampf der Helden den Unger rötet, muß es dafür kriegerisch innen vom Herzen strömen dürfen. Die Arbeitsgemeinschaft braucht neben sich den Liebeskampf. Wo die Einheit des tätigen Menschengestes sich verwirklicht, da blüht die Fülle der Seelenkreise auf. Seele ist Sprengstoff, Dynamit. Sie hat sich bisher in großen äußeren gemeinsamen geistigen Bewegungen entladen müssen, in Revolutionen. Jetzt hat jede Seele das Recht und den Raum erobert, in ihrem eigenen Seelenkreis zu wirken, zu kämpfen und mit anderen Seelen zu ringen. Die Liebe verliert ihre Ausschließlichkeit, denn der Kampf der Frauen ist es, der heute geadelt wird. Bisher war

zwischen Weib und Weib nur unterirdischer, unbewußter Krieg. Unergeschlossen standen sie als Nebenbuhlerinnen nebeneinander, jede eine Königin. Heut empfängt dieser Streit der Königinnen, diese Einsamkeit der Heroinen ihre Erlösung. Die Liebe darf fortan leibhaftig werden, ohne ihre Unererschöpflichkeit zu verlieren. Die Liebe höret nimmer auf, ob auch die Weissagungen aufhören werden. Zwischen die Jungfrau und Mütter des Menschengeschlechts tritt die Tochter, die Braut, und öffnet ihr Herz.

Im Innern eines versöhnten Menschengeschlechts weicht jene Sünde, in die den Menschen unausgesetzt falsche Scham verstrickt hat. Die Scham verhüllt die Menschen vor einander, so daß sie ihre Armseligkeit sich selbst nicht mehr eingestehen. Sondern sie stolzieren in allen Farben und bunten Lappen der Tierwelt und glozen einander an wie fremde Tiere, Hahn und Adler, Bär und Walfisch.

In dieser Tierwelt wird das Eigentum prunkend zur Schau getragen. Und zum Eigentum gehört auch das Weib. Hier besitzt ein Mann sein Weib und haßt und tötet deshalb den Räuber seiner Ehre.

Aber heut versinkt diese Welt des Scheins mitsamt dem Duellstandpunkt. Heut hat Christus auch dies wie alle Tiermoral besiegt. Heut besitzt niemand sein Weib, Gott gäbe es ihm denn und erhielte es ihm tagtäglich. Er hat keine „gesetzlichen“ Rechte auf Liebe. Die staatsdiesseitige Legitimität zerfällt wie alle Legitimität. Das Leben des Herzens ist nicht befohlen oder von staatswegen geordnet, sondern es geschieht, es ereignet sich, oder es ereignet sich nicht. Das Weib, als Frau und Mutter ruhiger Besitz, wird zur Braut, der ewig neu geliebten, neu sich verschenkenden. Daß der gehaßte Feind zum Bruder wird, das kann ein männliches Herz nur ertragen, wenn die geliebte Frau zur Braut wird.

Die zwei Schwerter bleiben; es bleibt das Doppelgebot, das sie einsetzt: Du sollst Gott lieben mit allen Deinen Kräften und Deinen Nächsten als Dich selbst. Aber nicht bleibt die Liebe zu Gott das gesetzte Halten seiner Gebote, der die Liebe zum Nächsten gegenüberstände als die freie Kraft, an der das göttliche Gesetz zerschmilzt. Sondern umgekehrt: die Liebe zum Nächsten hat der Geist der Menschheit umgeprägt in etwas Vernünftiges-Gesetzliches. Dafür wird Gott, entkirchlicht und entbucht, das verzehrende Feuer, das immer wieder den begriffenen Geist der Menschheit in die befeelte Gestalt des Menschengeschlechts verwandelt.

So wird alles neu.

Die „allmächtige Zeit“, die den Mann gewaltsam von außen schmiedet, und die Zeitlosigkeit des Ewigweiblichen vermählen sich in dieser Gnadenzeit. Die großen dogmengetragenen Kunstbauten sinken langsam, langsam, bis sie am Ende der Tage von der Erde verschwunden sind, weil wir heut anheben zu lernen, daß Gott uns davon erlöst, leeren Schemen und Gespenstern Prunkbauten zu errichten und zu opfern, als da sind Ideale, Weltgeschichten, Bekenntnisse, Organisationen. Denn Gott hat den Menschen geschaffen zu seinem Ebenbilde, Mann und Weib, und hat über die leibhaftige Liebe zu Gott, zu Mann und Weib, nichts anderes gesetzt für Menschheit und Menschengeschlecht. Und das sind seine beiden großen Verkörperungen auf Erden.

Hinweise auf den Sprachgebrauch.

- Amerika** Wilson Neue Welt 46
72 f. 95 f. 102 105 141 146
152 177 185.
- Anschauung** Gesichtskreis Step-
sis Weltanschauung Ideale 8 ff.
31 f. 166 182 197 205 212 298.
- Arbeitsgemeinschaft** Arbeit
Sozialismus Sozialdemokratie
Technik 31 37 50 70 79 225
253 ff. 256 ff. 299 ff.
- Christentum** Christenheit Christ-
licher Geist Zwei Schwerter 9
23 101 f. 132 141 ff. 156 178
190 213 232 ff. 238 246 ff.
290 ff.
- Erbfolge** Nachwuchs Fortpflan-
zung 12 32 38 40 55 ff. 74
180 186 196 213 232 267.
- Europa** Abendland europäische
Kultur 24 31 44 ff. 51 71 73
97 107 160 ff. 183 ff. 290.
- Geist** Uebernatur Politik 17 29
40 f. 53 f. 65 89 112 ff. 150 ff.
195 f. 217 ff. 253 255 272 ff.
287 290.
- Gesetze des Geistes** Kostenge-
setz biogenetisches Grundgesetz
18 29 55 66 ff. 88 100 110
180 188 192 222 254 ff.
- Goethe** 8 17 ff. 115 175 180
181 282 284 285.
- Heer** Krieg Wehrverfassung Heer-
königtum 61 79 96 135 153
216 ff. 219 240 241 298 301.
- Innerchristliches** Heidentum
Scholastik 9 12 18 24 26 55 ff.
136 142 ff. 145 148 149 169 f.
171 190, 194 232 f. 290 ff.
- Jesus** von Nazareth, der
Christus Evangelismus Frohe
Botschaft 9 24 65 118 f. 120
121 127 178 f. 213 230 f. 237
246 250 271 ff.
- Juden** Israel Zion 98 107 132
145 210 230 f. 236 ff. 247 ff. 284.
- Jurisprudenz** Juristen Rö-
misches Recht Dogmatik Kaiser-
juristen 133 f. 145—149 165
192 197 213 ff.
- Kirche** Papsttum Nationalkirche
41 f. 69 80 101 113 119 123 ff.
196 197 204 233 234 277 281
293.
- Liebet eure Feinde** Feindschaft
Gegenstand 26 f. 53 104 253 ff.
299 ff.
- Menschheit** Menschlichkeit Ge-
sellschaft höhere Menschheit
Gottmensch Menschengeschlecht
21 29 37 66 97 f. 101 f. 105
106 108 115 118 121 164 189
196 254 260 269 290 ff.
- Morgenland** Byzanz Konstan-

tin Araber 36 38 125 128 137
138 146 168 178 185f.
Naturwissenschaftliche Termini-
nologie 10f. 22 74 88 94 108
180 253f. 263.
Nietzsche Übermensch Antichrist
90 160 181 202 291 ff.
Preußen Hindenburg 27 34f.
42 67 76 92f. 101 153 219.
Recht Bismarck 17ff. 25 29 49
60 65 68 100 102f. 132ff. 206.
Revolution 18 33 70f. 76 145
199 293 301.
Rußland 69ff. 73 100 146f.
148 152 185 ff.
Schweiz Neutralität 63f. 94 104.
Sprache Logik Logos Zauber
Rede 8 13 19 21 24 35 47ff.
114 115f. 119 175ff. 179f.
262 281 294 296.
Teufel Hexe 10 156f. 182 193 281.
Überraschung Freiheit Liebe

Seele Ereignis Berufung 13 14
22f. 50f. 127 128.164 174 199
200 235 248 257 272 285f.
294 303.

Universität 148 194f. 205ff.

Volk Gattung Wiedergeburt Late
„ungebildetes“ Volk Rohstoff
ahnenlose Menschen 18 21 25
29f. 48ff. 51 55 57 78 109ff.
180f. 215 217ff. 226f. 268f.
291.

Weib Mutter Tochter Geschlecht-
lichkeit Maria Mutter Erde 24
30 117 170f. 172 186 188 221
228 239 248 254 274 270ff.
301 ff.

Zeitrechnung christliche jüdische
Kalender Epochen Geschichts-
perioden Spenglers Risiojahre
13 19 50 61 66 124 135
139 145 173 178f. 189f. 203f.
232 ff. 240 295.

Berichtigungen.

§. 25 Z. 12 von unten lies Rechtsgeschichte statt
Reichsgeschichte.

§. 119 Z. 12 von oben lies Tage statt Enge.

